



Österreichisches Institut für Familienforschung
Austrian Institute for Family Studies



universität
wien

Norbert Neuwirth (Hrsg.)

Familienformen in Österreich

Stand und Entwicklung von Patchwork- und Ein-Eltern-Familien in der Struktur der Familienformen in Österreich

Forschungsbericht Nr. 7 | 2011

Österreichisches Institut für Familienforschung
Universität Wien
1010 Wien | Grillparzerstraße 7/9
T: +43(0)1 4277 48901 | team@oif.ac.at

www.oif.ac.at

Forschungsbericht

Norbert Neuwirth (Hrsg.)

Familienformen in Österreich

Stand und Entwicklung von Patchwork- und Ein-Eltern-Familien
in der Struktur der Familienformen in Österreich

Nr. 7 | 2011

September 2011

Gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend über die Familie & Beruf Management GmbH. Die Verantwortlichkeit für den Inhalt liegt ausschließlich bei den Autorinnen und Autoren.



Familie & Beruf
Management GmbH

Das Österreichische Institut für Familienforschung an der Universität Wien (ÖIF) führt als unabhängiges wissenschaftliches Institut anwendungsorientierte Studien und Grundlagenforschung zur Struktur und Dynamik von Familien, Generationen, Geschlechtern und Partnerschaften durch. Die Kooperation mit internationalen Forschungseinrichtungen und die familienpolitische Beratung zählen dabei ebenso wie die umfangreiche Informations- und Öffentlichkeitsarbeit zu den Hauptaufgaben des ÖIF.

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis	4
Tabellenverzeichnis	10
1 Einleitung	11
<i>Norbert Neuwirth</i>	
2 Zur Entwicklung der Familienstrukturen in österreichischen Privathaushalten	13
<i>Andreas Baierl, Norbert Neuwirth</i>	
2.1 Definition der Haushalts- und Familienformen	13
2.2 Entwicklung der Haushaltsformen	13
2.3 Entwicklung der Familienformen nach Mikrozensus	18
2.4 Entwicklung der Familienformen mit Kindern unter 15 Jahren	21
2.5 Entwicklung der Eheschließungen und Ehescheidungen	28
2.6 Ehescheidungen und Ein-Eltern-Familien	29
2.7 Die gegenwärtige Verteilung der Familienstrukturen	32
3 Stellenwert der Familientypen – Indikatoren des Wertewandels	36
<i>Norbert Neuwirth, Georg Wernhart</i>	
3.1 Entwicklung der Einstellungen zur Institution der Ehe	36
3.2 Entwicklung der Geschlechterrollenbilder in Bezug auf Arbeitsteilung	42
3.3 Einstellungen zu Ein-Eltern-Familien	44
3.4 Über das rein heterosexuelle Familienbild hinaus	46
4 Familientyp I: Ein-Eltern-Familien	48
<i>Andreas Baierl, Sonja Dörfler, Norbert Neuwirth</i>	
4.1 Historische Perspektive und der Wandel der Begrifflichkeiten	48
4.2 Die Vielfalt von Definitionen und Forschungszugängen	50
4.3 Zur Situation von Alleinerziehenden heute	54
4.4 Stand, Entwicklung und Situation von Ein-Eltern-Familien in Österreich	61
5 Familientyp II: Patchwork-Familien	73
<i>Doris Klepp</i>	
5.1 Der gegenwärtige Stand der Patchwork-Familien-Forschung	73
5.2 Die empirische Sondererhebung „Patchwork-Familien“	99
5.3 Stichprobenbeschreibung	103
5.4 Datenauswertung und -analyse	109
6 Zusammenfassung und Ausblick	187
<i>Sonja Dörfler, Doris Klepp, Norbert Neuwirth</i>	
6.1 Zur Entwicklung der Familienformen in Österreich	187
6.2 Zur Situation der Ein-Eltern-Familien	187
6.3 Zur Situation der Patchwork-Familien	188
Literaturverzeichnis	197

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Verteilung der Haushaltstypen	14
Abbildung 2:	Haushaltsformen ohne Kinder nach Alter	16
Abbildung 3:	Entwicklung von durchschnittlicher Haushalts- und Familiengröße	17
Abbildung 4:	Entwicklung der Familienformen	18
Abbildung 5:	Entwicklung der Familienformen bei Altersdifferenzierung (jüngstes Kind unter 15 Jahren)	20
Abbildung 6:	Familienformen mit Kindern unter 15 Jahren	22
Abbildung 7:	Entwicklung der Gesamtfertilitätsrate 1980–2009	23
Abbildung 8:	Alter jüngstes Kind pro Familienform mit Kindern unter 15 Jahren.	24
Abbildung 9:	Entwicklung der Familienformen: Familien mit Kindern der Altersstufen 0–15	24
Abbildung 10:	Entwicklung der Familienformen; Familien mit Kleinstkindern (Alter: 0–2 Jahre)	25
Abbildung 11:	Entwicklung der Familienformen; Familien mit (jüngstem) Kind: 3–5 Jahre	25
Abbildung 12:	Entwicklung der Familienformen; Familien mit schulpflichtigem jüngsten Kind	25
Abbildung 13:	Nichtehelichenquote bei Erst- und Folgegeburten; Geburtenzahl	26
Abbildung 14:	Eheschließungen seit 1951	28
Abbildung 15:	Scheidungsanzahlen und -quoten	29
Abbildung 16:	Geschiedene Ehen mit Kindern / Anzahl Familien mit Kindern unter 15 Jahren	30
Abbildung 17:	Anteil der von Ehescheidungen betroffenen Kinder der Altersgruppe unter 15 Jahren und unter 3 Jahren an allen von Ehescheidungen betroffenen Kindern	31
Abbildung 18:	Anteil der Alleinerziehenden mit Familienstand „ledig“ und „verwitwet“ ...	31
Abbildung 19:	Familienformen mit Kindern, inklusive Patchwork-Familien	32
Abbildung 20:	Anteil der Personen, die noch bei den eigenen Eltern wohnen, nach Alter	33
Abbildung 21:	Verteilung der Personen, die noch bei den Eltern wohnen, nach Familientyp	34
Abbildung 22:	GGG-Indikator: „Die Ehe ist eine überholte Einrichtung.“	37
Abbildung 23:	ISSP-Indikatorfrage: „Menschen, die Kinder wollen, sollen heiraten.“	38
Abbildung 24:	ISSP-Indikatorfrage: „Verheiratete Menschen sind im Allgemeinen glücklicher als Menschen, die nicht verheiratet sind.“	38
Abbildung 25:	ISSP-Indikatorfrage: „Es ist besser, eine schlechte Ehe zu führen, als überhaupt nicht verheiratet zu sein.“	39
Abbildung 26:	GGG-Indikator: „Die Ehe ist eine lebenslange Verbindung und sollte nicht beendet werden.“	40
Abbildung 27:	GGG-Indikator: „Es ist in Ordnung, wenn sich ein Paar in einer unglücklichen Ehe scheiden lässt, auch wenn sie Kinder haben.“	40
Abbildung 28:	GGG-Indikator „Es ist in Ordnung, wenn ein Paar zusammenlebt ohne die Absicht, zu heiraten.“	41
Abbildung 29:	ISSP-Indikatorfrage: „Einen Beruf zu haben, ist ja ganz schön, aber das, was die meisten Frauen wirklich wollen, sind ein Heim und Kinder.“	43

Abbildung 30:	ISSP-Indikatorfrage: „Hausfrau zu sein, ist genauso erfüllend, wie gegen Bezahlung zu arbeiten.“	43
Abbildung 31:	ISSP-Indikatorfrage: „Ein(e) alleinstehende(r) Elternteil/Mutter kann sein/ihr Kind genauso gut großziehen wie beide Eltern zusammen/ein Ehepaar.“	44
Abbildung 32:	GGGS-Indikator: „Ein Kind braucht ein Zuhause mit Vater und Mutter, um glücklich aufzuwachsen.“	45
Abbildung 33:	GGGS-Indikator: „Wenn eine alleinstehende Frau ein Kind, aber keine feste Partnerschaft will, so sollte das akzeptiert werden.“	45
Abbildung 34:	GGGS-Indikator: „Schwule/lesbische Paare sollten die gleichen Rechte wie heterosexuelle Paare haben.“	46
Abbildung 35:	Entwicklung der Ein-Eltern-Familien	62
Abbildung 36:	Anzahl der Alleinerziehendenhaushalte, nach Alter des jüngsten Kindes	63
Abbildung 37:	Entwicklung der Ein-Eltern-Familien mit Kindern unter 15 Jahren	64
Abbildung 38:	Partnerschaftsstatus der Alleinerziehenden	65
Abbildung 39:	Partnerschaftsverläufe innerhalb von drei Jahren	76
Abbildung 40:	Durchschnittliche Kinderzahl, nach Familienform	106
Abbildung 41:	Gesamtanzahl der Kinder, nach Familienform	107
Abbildung 42:	Anzahl der gemeinsamen Kinder, nach Familienform	107
Abbildung 43:	Anzahl der verschiedenen Kindertypen in den Patchwork-Familien	108
Abbildung 44:	Alter der jüngsten Kinder, nach Kindertyp und Familienform, kategorisiert in Prozent	108
Abbildung 45:	Art des Kennenlernens, nach Familienform	110
Abbildung 46:	Gemeinsamer Haushalt, nach Familienform	110
Abbildung 47:	Dauer des Zusammenlebens in einem Haushalt, nach Familienform	111
Abbildung 48:	Dauer der Partnerschaft vor dem Zusammenziehen, nach Familienform	111
Abbildung 49:	Prozentualer Anteil der Verheirateten und Annahme eines gemeinsamen Familiennamens, nach Familienform	112
Abbildung 50:	Partnerschaftsglück, nach Familienform	112
Abbildung 51:	Erlebte Harmonie in der Partnerschaft, nach Familienform	113
Abbildung 52:	Belastung der Partnerschaft durch allgemeine Probleme	114
Abbildung 53:	Belastung der Partnerschaft durch Probleme das Kind/die Kinder betreffend	115
Abbildung 54:	Belastung der Partnerschaft durch Beziehungsprobleme	115
Abbildung 55:	Anzahl der längerfristigen familiären Belastungen, nach Familienform	119
Abbildung 56:	Häufigkeiten der verschiedenen längerfristigen Belastungen,, nach Familienform	119
Abbildung 57:	Anzahl der in Anspruch genommenen fachlichen Hilfen im Verlauf der Partnerschaft, nach Familienform	120
Abbildung 58:	Art der in Anspruch genommenen fachlichen Hilfen im Verlauf der Partnerschaft, nach Familienform	121
Abbildung 59:	Häufigkeit von Gedanken an Trennung in den letzten sechs Monaten, in Prozent	122
Abbildung 60:	Glaube an den Bestand der Partnerschaft, in Prozent	123
Abbildung 61:	Anzahl der Trennungen in im Verlauf der Partnerschaft, in Prozent	123
Abbildung 62:	Effekte von „Trennungsgedanken“ auf „Denken Sie, dass Ihre Beziehung Bestand haben wird?“, nach Familienform	124
Abbildung 63:	Effekte von „Trennungen“ und „Familienform“ auf „Denken Sie, dass Ihre Beziehung Bestand haben wird?“	125

Abbildung 64:	Effekte von „Trennungsgedanken“ und „Trennungen“ auf „Denken Sie, dass Ihre Beziehung Bestand haben wird?“, nach Familienform	126
Abbildung 65:	Effekte von bisheriger Beziehungsdauer und Familienform auf Trennungsgedanken in den letzten 6 Monaten	127
Abbildung 66:	Effekte von bisheriger Beziehungsdauer und Familienform auf vorübergehende Trennungen im Verlauf der Partnerschaft	128
Abbildung 67:	Prozentuale Häufigkeit der Nennung der Aspekte der Verbundenheit	129
Abbildung 68:	Prozentuale Häufigkeit der Nennung der Aspekte der Verbundenheit, nach Familienform	129
Abbildung 69:	Anzahl der Aspekte der Verbundenheit mit dem Partner, nach Familienform	130
Abbildung 70:	Alter der Kinder (kategorisiert), nach Kindertyp, in Prozent	131
Abbildung 71:	Bildung des befragten Elternteils	132
Abbildung 72:	Effekte von Kindertyp und Geschlecht der/des Befragten auf das Ausmaß der Zeit, die aktiv an einem Werktag mit dem Kind verbracht wird (in Kategorien)	133
Abbildung 73:	Ausmaß der Zeit, die das jüngste Kind aus einer früheren Beziehung im eigenen Haushalt lebt, nach Geschlecht der Befragten	134
Abbildung 74:	Kontaktform und -häufigkeit mit dem jüngsten Kind aus einer früheren Beziehung, das überwiegend/ständig im Haushalt des anderen Elternteils lebt, nach Geschlecht der Befragten	134
Abbildung 75:	Effekte von PWF-Form und Geschlecht des/der Befragten auf die aktive Zeit mit dem Partnerkind	135
Abbildung 76:	Effekte von Kindesalter und Geschlecht des/der Befragten auf die aktive Zeit mit dem Partnerkind	136
Abbildung 77:	Beziehungsqualität „nahe – distanziert“, nach Kindertyp	137
Abbildung 78:	Beziehungsqualität „vertraut – fremd“, nach Kindertyp	138
Abbildung 79:	Beziehungsqualität „offen – verschlossen“, nach Kindertyp	138
Abbildung 80:	Beziehungsqualität „liebvoll – ablehnend“, nach Kindertyp	139
Abbildung 81:	Beziehungsqualität „harmonisch – konfliktreich“, nach Kindertyp	139
Abbildung 83:	Beziehungsqualität „mütterlich/väterlich – freundschaftlich“, nach Kindertyp	140
Abbildung 83:	Geschätztes Randmittel des Faktorwertes „emotionale Nähe zum Kind“, nach Kindertyp und Alter des Kindes	141
Abbildung 84:	Geschätztes Randmittel des Faktorwertes „emotionale Nähe zum Kind“, nach Kindertyp und Geschlecht des Befragten	142
Abbildung 85:	Geschätztes Randmittel des Faktorwertes „emotionale Nähe zum Kind“, nach Kindertyp und Bildung des Befragten	142
Abbildung 86:	Effekte von Kindesalter und Geschlecht des/der Befragten auf die emotionale Nähe zum Partnerkind	143
Abbildung 87:	Verhalten im Konflikt mit dem Kind, nach Geschlecht der/des Befragten	145
Abbildung 88:	Verhalten im Konflikt mit dem Kind, nach Bildung der/des Befragten	146
Abbildung 89:	Verhalten der Mütter im Konflikt mit dem Kind, nach Kindertyp	146
Abbildung 90:	Verhalten der Väter im Konflikt mit dem Kind, nach Kindertyp	147
Abbildung 91:	Verteilung der Erziehungsverantwortung, nach Kindertyp und Geschlecht des/der Befragten	148
Abbildung 92:	Verteilung der Verantwortung für die Kinderbetreuung, nach Kindertyp und Geschlecht des/der Befragten	149
Abbildung 93:	Verteilung der Verantwortung für die finanzielle Versorgung des Kindes, nach Kindertyp und Geschlecht des/der Befragten	150

Abbildung 94:	Verteilung der Verantwortung für die Freizeitaktivitäten des Kindes, nach Kindertyp und Geschlecht des/der Befragten	150
Abbildung 95:	Verteilung der Verantwortung für kindspezifische Entscheidungen, nach Kindertyp und Geschlecht des/der Befragten	151
Abbildung 96:	Effekte von Kindertyp und Geschlecht der/des Befragten auf die Verantwortung für die Erziehung	152
Abbildung 97:	Effekte von Kindertyp und Geschlecht der/des Befragten auf die Verantwortung für die Betreuung des Kindes	153
Abbildung 98:	Effekte von Kindertyp und Geschlecht der/des Befragten auf die Verantwortung für die finanzielle Versorgung des Kindes	153
Abbildung 99:	Effekte von Kindertyp und Geschlecht der/des Befragten auf die Verantwortung für die Freizeitgestaltung des Kindes	154
Abbildung 100:	Effekte von Kindertyp und Geschlecht der/des Befragten auf die Verantwortung für kindspezifische Entscheidungen	154
Abbildung 101:	Ausmaß der Zustimmung zu „Ich liebe die Kinder, als wären sie meine eigenen.“ für die Stichprobe der sozialen Elternteile, nach Geschlecht, in Prozent	156
Abbildung 102:	Ausmaß der Zustimmung zu „Ich fühle mich für die Kinder verantwortlich.“ für die Stichprobe der sozialen Elternteile, nach Geschlecht, in Prozent	156
Abbildung 103:	Ausmaß der Zustimmung zu „Ich haben nur Pflichten aber keine Rechte.“ für die Stichprobe der sozialen Elternteile, nach Geschlecht, in Prozent ...	157
Abbildung 104:	Ausmaß der Zustimmung zu „Ich fühle mich von meinem Partner/ meiner Partnerin und den Kindern als Teil der Familie akzeptiert.“ für die Stichprobe der sozialen Elternteile, nach Geschlecht, in Prozent	157
Abbildung 105:	Ausmaß der Zustimmung zu „Mir wäre es lieber, wenn mein Partner meine Partnerin keine Kinder in die Beziehung mitgebracht hätte.“ für die Stichprobe der sozialen Elternteile, nach Geschlecht, in Prozent	158
Abbildung 106:	Effekte von Geschlecht und Bildung auf den Faktorwert „gut integriert“ für die Stichprobe der sozialen Elternteile	159
Abbildung 107:	Effekte von Geschlecht und Patchwork-Familienform auf den Faktorwert „konkurrierend“ für die Stichprobe der sozialen Elternteile	160
Abbildung 108:	Effekte von Geschlecht und Patchwork-Familienform auf den Faktorwert „gut integriert“ für die Stichprobe der sozialen Elternteile	161
Abbildung 109:	Eigener Kontakt und Kontakt des Partners/der Partnerin mit dem externen Elternteil des eigenen Kindes aus einer früheren Beziehung	163
Abbildung 110:	Eigener Kontakt und Kontakt des Partners/der Partnerin mit dem externen Elternteil des sozialen Kindes	163
Abbildung 111:	Eigene Beziehungsqualität „vertraut – fremd“ mit dem externen Elternteil des eigenen Kindes aus einer früheren Beziehung und die des Partners/der Partnerin	164
Abbildung 112:	Eigene Beziehungsqualität „vertraut – fremd“ mit dem externen Elternteil des sozialen Kindes und die des Partners/der Partnerin	164
Abbildung 113:	Eigene Beziehung „sachlich – emotional“ mit dem externen Elternteil des eigenen Kindes aus einer früheren Beziehung und die des Partners/der Partnerin	165
Abbildung 114:	Eigene Beziehung „sachlich – emotional“ mit dem externen Elternteil des sozialen Kindes und die des Partners/der Partnerin	165
Abbildung 115:	Eigene Beziehung „harmonisch-konfliktbehaftet“ mit dem externen Elternteil des eigenen Kindes aus einer früheren Beziehung und die des Partners/der Partnerin	166

Abbildung 116: Eigene Beziehung „harmonisch – konfliktbehaftet“ mit dem externen Elternteil des sozialen Kindes und die des Partners/der Partnerin	166
Abbildung 117: Eigene Beziehung „unbelastet – belastet“ mit dem externen Elternteil des eigenen Kindes aus einer früheren Beziehung und die des Partners/der Partnerin	167
Abbildung 118: Eigene Beziehung „unbelastet – belastet“ mit dem externen Elternteil des sozialen Kindes und die des Partners/der Partnerin	167
Abbildung 119: Effekte von den Beziehungsqualitäten „sachlich vs. emotional“ und „harmonisch vs. konfliktbehaftet“ auf die Kontakthäufigkeit zum externen Elternteil	168
Abbildung 120: Effekte von den Beziehungsqualitäten „sachlich vs. emotional“ und „unbelastet vs. belastet“ auf die Kontakthäufigkeit zum externen Elternteil	168
Abbildung 121: Familienverbundenheit, nach Familienform in Prozent	170
Abbildung 122: Mittelwertsvergleich der Familienverbundenheit, nach PWF-Form	171
Abbildung 123: Effekte von Dauer des gemeinsamen Haushalts und Familienform auf das Gefühl der Familienverbundenheit	172
Abbildung 124: Effekte von Ehestatus und Geschlecht auf das Gefühl der Familienverbundenheit	173
Abbildung 125: Effekte von Ehestatus und Familienform auf das Gefühl der Familienverbundenheit	173
Abbildung 126: Effekte von Kontaktausmaß zum externen Elternteil auf das „Gefühl der Verbundenheit als Familie“, nach Geschlecht	174
Abbildung 127: Familienbegriff, nach Familienform in Prozent	175
Abbildung 128: Familienbegriff, nach Familienform und Land in Prozent	176
Abbildung 129: Familienbegriff, nach Ehestatus und Land	176
Abbildung 130: Kinderwunsch, nach Familienform	178
Abbildung 131: Effekte von Anzahl der Kinder und Geschlecht der Befragten auf den Kinderwunsch	178
Abbildung 132: Effekte von Anzahl der Kinder und Familienform auf den Kinderwunsch ...	179
Abbildung 133: Effekte von Anzahl der Kinder und Bildung auf den Kinderwunsch	179
Abbildung 134: Ausmaß der Zustimmung zu „Erst ein gemeinsames Kind macht aus einer Patchwork-Familie eine richtige Familie.“, nach Familienform, in Prozent	181
Abbildung 135: Ausmaß der Zustimmung zu „Soziale Elternteile/Stiefelternteile können die Kinder genauso lieben wie leibliche Elternteile.“, nach Familienform, in Prozent	181
Abbildung 136: Ausmaß der Zustimmung zu „Soziale Elternteile/Stiefelternteile sollten gegenüber den Kindern dieselben Rechte und Pflichten haben wie leibliche Eltern.“, nach Familienform, in Prozent	182
Abbildung 137: Ausmaß der Zustimmung zu „Die Erziehung der Kinder sollte den leiblichen Eltern vorbehalten bleiben.“, nach Familienform, in Prozent	182
Abbildung 138: Ausmaß der Zustimmung zu „Kinder können zu einem sozialen Elternteil bzw. Stiefelternteil nicht so eine starke Beziehung entwickeln, wie zu einem leiblichen Kind.“, nach Familienform, in Prozent	183
Abbildung 139: Ausmaß der Zustimmung zu „Kinder in Patchwork-Familien fühlen sich ebenso geborgen wie Kinder, die mit ihren beiden leiblichen Elternteilen zusammen leben.“, nach Familienform, in Prozent	183

Abbildung 140: Ausmaß der Zustimmung zu „Es gibt mehr Konflikte zwischen sozialen Elternteilen und den Kindern ihres Partners/ihrer Partnerin, als zwischen leiblichen Elternteilen und ihren Kindern.“, nach Familienform, in Prozent	184
Abbildung 141: Ausmaß der Zustimmung zu „Der Kontakt zwischen Kind und getrenntem Elternteil sollte, wenn möglich, aufrechterhalten bleiben.“, nach Familienform, in Prozent	184
Abbildung 142: Ausmaß der Bekanntheit des Familienrechtsänderungsgesetzes für die Stichprobe der österreichischen Befragten, nach Familienform, in Prozent	185
Abbildung 143: Wissen über die rechtlichen Bestimmungen für Patchwork-Familien für die Stichprobe der österreichischen Befragten, nach Familienform, in Prozent	186
Abbildung 144: Ausmaß der Zufriedenheit mit der rechtlichen Position von sozialen Elternteilen für die Stichprobe der österreichischen Befragten, nach Familienform, in Prozent	186

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Haushaltsformen 1980 vs. 2009	13
Tabelle 2:	Haushaltsformen ohne Kinder 1980 vs. 2009	15
Tabelle 3:	Durchschnittliche Haushalts- und Familiengrößen 1980–2009	17
Tabelle 4:	Familienformen 1980 vs. 2009	19
Tabelle 5:	Familienformen mit Kindern unter 15 Jahren 1980 vs. 2009	21
Tabelle 6:	Nichtehelichenquoten pro Bundesland; 2000 und 2008	27
Tabelle 7:	Nichtehelichenquoten nach Bundesland und Paritätsstufen; 2008	27
Tabelle 8:	Anzahl der bei den Eltern wohnenden Kinder, nach Alter	33
Tabelle 9:	Patchwork-Familien-Typen	35
Tabelle 10:	Erst- und Teil- bzw. Folgefamilien mit Kindern unter 27 in Österreich	35
Tabelle 11:	Einwicklung der Ein-Eltern-Familien insgesamt	62
Tabelle 12:	Entwicklung der Ein-Eltern-Familien mit Kindern unter 15 Jahren	63
Tabelle 13:	Ein-Eltern-Familien – Likelihood Ratio Test 1: Ankleiden des Kindes	66
Tabelle 14:	Familiientypen – Likelihood Ratio Test 2: Kind zu Bett bringen	66
Tabelle 15:	Familiientypen – Likelihood Ratio Test 3: zu Hause bleiben, wenn Kind krank	67
Tabelle 16:	Familiientypen – Likelihood Ratio Test 4: mit Kind spielen	67
Tabelle 17:	Familiientypen – Likelihood Ratio Test 5: mit Kind Hausaufgaben machen ...	68
Tabelle 18:	Familiientypen – Likelihood Ratio Test 6: Kinder abholen und hinbringen	68
Tabelle 19:	Familiientypen – Likelihood Ratio Test 7: Essenszubereitung	69
Tabelle 20:	Familiientypen – Likelihood Ratio Test 8: Geschirr waschen	69
Tabelle 21:	Familiientypen – Likelihood Ratio Test 9: Einkaufen	69
Tabelle 22:	Familiientypen – Likelihood Ratio Test 10: Staubsaugen	70
Tabelle 23:	Familiientypen – Likelihood Ratio Test 11: Reparaturen im Haus	70
Tabelle 24:	Familiientypen – Likelihood Ratio Test 12: Finanzen	71
Tabelle 25:	Familiientypen – Likelihood Ratio Test 13: Organisation sozialer Aktivitäten .	71
Tabelle 26:	Soziodemografische Daten, Gesamtstichprobe und differenziert nach Geschlecht und Familienform, in Prozent	105
Tabelle 27:	Ergebnisse der Signifikanzprüfung der Unterschiede zwischen den Familienformen bezüglich der Items „Allgemeine partnerschaftliche Belastung“	116
Tabelle 28:	Ergebnisse der Signifikanzprüfung der Unterschiede zwischen den Familienformen bezüglich der Items „Kindbezogene partnerschaftliche Belastung“	116
Tabelle 29:	Ergebnisse der Signifikanzprüfung der Unterschiede zwischen den Familienformen bezüglich der Items „Partnerschaftliche Belastung durch Beziehungsprobleme“	117

1 Einleitung

Norbert Neuwirth

Unter „Familie“ wird oft die „klassische Kernfamilie“ verstanden, die sich als zwei leibliche, meist auch verheiratete Eltern zumindest eines Kindes versteht, die – ohne zusätzliche Personen – in einem Privathaushalt leben. Diese Form der Familie ist in der Tat auch quantitativ vorherrschend, nichtsdestotrotz haben sich auch gänzlich andere Familienformen entwickelt und es scheint, dass sich diese Dynamik noch beschleunigt. Bereits seit mehr als zwei Jahrzehnten werden deshalb auch immer wieder „Gegenkonzepte“ der Kernfamilie in den familienpolitischen Diskurs eingebracht, allen voran die sogenannten „Alleinerziehenden“. Diese Gegenkonzepte bereichern zwar die Diskussion, greifen aber zumindest ähnlich kurz wie das begriffliche Konstrukt der Kernfamilie. Konkret beschreibt der Begriff „Alleinerziehenden“ nämlich die Tätigkeit des exklusiven Erziehens der Kinder. Er schließt die – von Ein-Eltern-Familien weit höher beanspruchte – effektive Hilfestellung bei Kinderbetreuungsagenden durch Angehörige des familiären und sozialen Netzwerks genauso aus, wie er das Faktum negiert, dass üblicherweise beide Elternteile in die Erziehung und Betreuung der Kinder eingebunden sind.

Während sich die allgemein-familienpolitische Diskussion also vor allem um diese zwei begrifflichen Konstrukte dreht, entwickelt sich die österreichische Gesellschaft in ihren vielfältigen Lebens- und Familienformen weiter. Diese Lebens- und Familienformen waren zumeist historisch schon lange präsent, durch fehlende Begriffsbildung, aber auch durch Tabuisierung und gesellschaftliche Segregation wurden aber zahlreiche dieser Lebens- und Familienformen über lange Zeit zu wenig wahrgenommen. Es ist davon auszugehen, dass künftig, bei eingehender, normenungebundener und differenzierter Betrachtung, noch weitere Lebens- und Familienformen identifiziert und – sofern in hinreichendem Maße vorliegend – auch statistisch erfasst werden können.

Aus heutiger Sicht ist festzustellen, dass eheliche Familienformen nachhaltig abnehmen, die zunehmenden nichtehelichen Zusammenlebensformen aber, vor allem aufgrund ihrer geringeren institutionellen Gebundenheit, weit vielfältigere Familienformen beinhalten. Der Familienstand ist kein mit der Ehe endgültiger Status mehr, sondern vielfach bereits eher eine Beschreibung einer Phase im Lebensverlauf einer Person.

Die vorliegende Studie gibt in Kapitel 2 Einblick in die Entwicklung der Familienformen – nach historischer statistischer Differenzierbarkeit – und in die heutige Verteilung der Lebens- und Familienformen – nach gegenwärtigem Stand der Forschung. Daraus erkennen wir, dass bereits genau ein Viertel der Familien mit Kindern unter 27 Jahren eine Konstellation aufweist, in der – zumindest aus Sicht eines Kindes – nicht beide Elternteile vorhanden sind.

Familien OHNE beide leiblichen Elternteile	307.400	25 %
Familien MIT beiden leiblichen Elternteilen	921.000	75 %
Familien mit Kindern (2009)	1.228.400	100 %

Nach einer Darlegung der Werte und Einstellungen in der österreichischen Gesellschaft hinsichtlich Familiennormen und Geschlechterrollenzuweisung (Kapitel 3) werden zwei Familienformen, die – wie in Kapitel 2 aufgezeigt – neben der „Kernfamilie“ hinreichend stark vertreten sind, genauer analysiert und dargestellt: die Ein-Eltern-Familien (Kapitel 4) und die Patchwork-Familien (Kapitel 5). Während erstere, nicht zuletzt aufgrund ihrer starken Be-

tonung in der familienpolitischen Diskussion der letzten Jahrzehnte, bereits gut in herkömmlichen statistischen Erhebungen, vor allem dem Mikrozensus, aber auch dem österreichischen Generations and Gender Survey (GGS) erfasst sind, ist eine eingehende Betrachtung der Patchwork-Familien anhand des vorliegenden Datenmaterials weit schwieriger. Aus diesem Grunde wurde eigens für das Kapitel 5 eine eigene Erhebung durchgeführt, die auch wesentliche, zusätzliche Erkenntnisse zutage gefördert hat. Dieser Studienteil war auch der bei weitem Aufwändigste, der Umfang dieses Kapitels trägt sowohl der investierten Arbeit als auch dem Umfang der Erkenntnisse und des erkannten weiteren Erhebungs- und Forschungsbedarfs Rechnung.

Kapitel 6 fasst die Erkenntnisse dieser Studie zusammen und schafft einen Ausblick auf weitere mögliche, vielleicht schon absehbare Entwicklungen.

2 Zur Entwicklung der Familienstrukturen in österreichischen Privathaushalten

Andreas Baierl, Norbert Neuwirth

Um die Entwicklung „neuer“ Familienformen sinnvoll verorten zu können, ist es vorerst so sinnvoll wie notwendig, Stand und Entwicklung der Familienformen nach „herkömmlicher“ Definition darzustellen, um anschließend – schrittweise – die zusätzlich identifizierbaren Familienformen herausarbeiten und darstellen zu können.

2.1 Definition der Haushalts- und Familienformen

Die quartalsweise durchgeführten Mikrozensususerhebungen der Statistik Austria liefern sowohl Informationen über die Anzahl der Privathaushalte in Österreich als auch über die Beziehungen der im Haushalt lebenden Personen. Privathaushalte umfassen alle Haushalte ausschließlich Anstaltshaushalte wie Pflegeheime, Gefängnisse, usw. Ein Privathaushalt umfasst alle in einer Wohnung lebenden Personen, d. h. sowohl allein lebende Personen (Ei-personenhaushalte), mehrere Personen ohne familiäre Beziehung (Mehrpersonenhaus-halte), einzelne Familien mit und ohne weitere familienfremde Personen sowie mehrere zu-sammen lebende Familien (Mehrfamilienhaushalte).

Die Definition der Familie orientiert sich am Kernfamilienkonzept, d. h. Personen in Paar-beziehungen in Ehe oder Lebensgemeinschaft bilden eine Familie. Kinder werden zur Fa-milie der Eltern gezählt, wenn sie ohne eigenen Partner bzw. eigene Kindern im selben Haushalt leben. Kinder, die mit einem Elternteil zusammenleben, bilden ebenfalls eine Fami-lie. Grundsätzlich gibt es keine Altersgrenze, bis zu der Personen als Kinder gezählt werden, für einzelne der folgenden Analysen wurde jedoch eine Altersobergrenze definiert.

2.2 Entwicklung der Haushaltsformen

In Österreich erhöhte sich die Anzahl der Privathaushalte kontinuierlich von 2,69 Millionen im Jahr 1980 auf 3,59 Millionen 2009, das bedeutet – über 30 Jahre – einen Anstieg um 34 %.

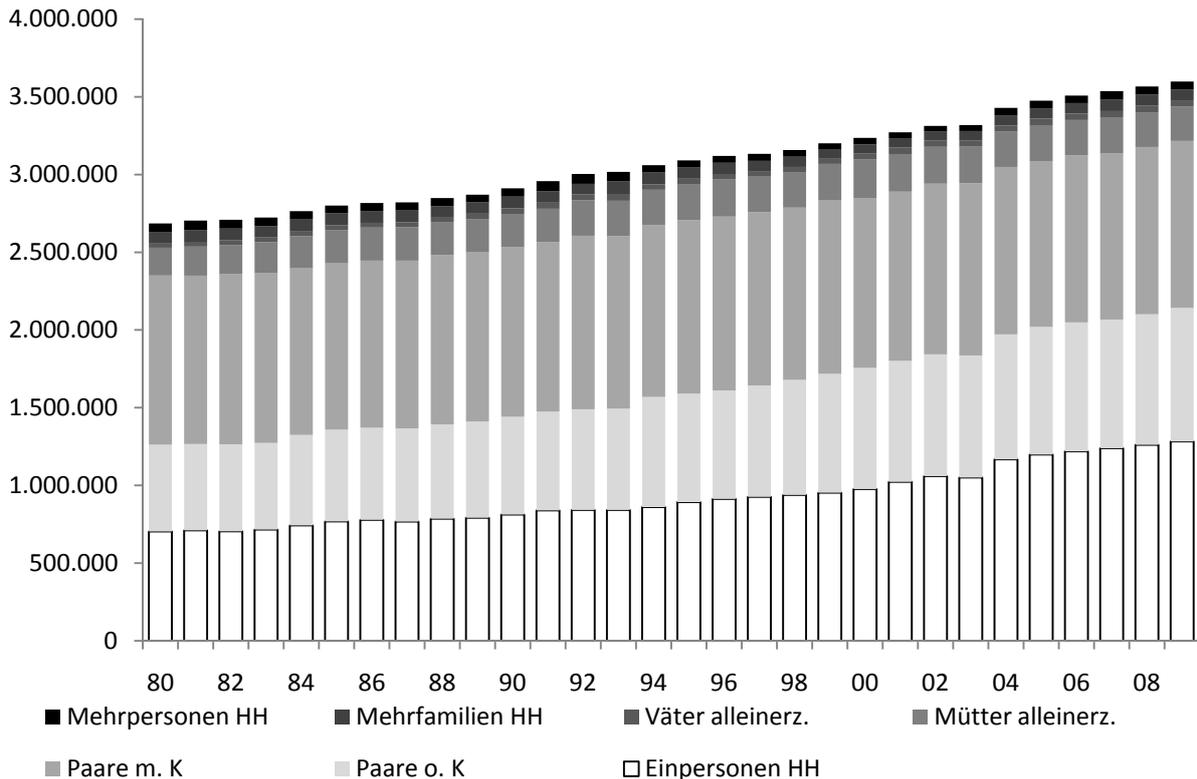
Tabelle 1: Haushaltsformen 1980 vs. 2009

Haushaltsform	1980	Anteil	2009	Anteil	Veränderung
Einpersonen HH	704.000	26 %	1.283.000	36 %	+ 82 %
Paare o. K.	559.000	21 %	859.000	24 %	+ 54 %
Paare m. K.	1.088.000	41 %	1.074.000	30 %	- 1 %
Mütter alleinerz.	178.000	7 %	223.000	6 %	+ 25 %
Väter alleinerz.	27.000	1 %	39.000	1 %	+ 46 %
Mehrfamilien HH	75.000	3 %	70.000	2 %	- 7 %
Mehrpersonen HH	55.000	2 %	50.000	1 %	- 9 %
Gesamt	2.686.000	100 %	3.598.000	100 %	+ 34 %

Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 1980–2009

Differenziert man die Gesamtheit der Privathaushalte in Einpersonenhaushalte, Paare mit bzw. ohne Kindern, Ein-Elternhaushalte mit Müttern bzw. Vätern, Zwei- und Mehr-Familienhaushalte sowie Mehrpersonenhaushalte¹ zeigt sich eine starke Veränderung der Verteilung auf die Haushaltstypen über die Zeit (siehe Tabelle 1 und Abbildung 1). Einpersonenhaushalte und Paarhaushalte ohne Kinder nehmen überdurchschnittlich stark zu, während die absoluten Häufigkeiten der restlichen Haushaltstypen relativ konstant bleiben. Diese Entwicklung verursacht den beobachteten Anstieg der Gesamtanzahl der Haushalte.

Abbildung 1: Verteilung der Haushaltstypen



Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 1980–2009

Es sind also v.a. die kinderlosen Haushaltsformen, die über 30 Jahre deutlich zugelegt haben. Die Gründe für diesen Anstieg der Einpersonenhaushalte und Paarhaushalte ohne Kinder liegen in

- einer generell höheren Lebenserwartung, d. h. der Anteil der Senioren – vorrangig in Einzel- oder Paarhaushalten lebend – ist in den letzten 30 Jahren substantiell gestiegen und steigt noch weiterhin deutlich an;
- einem Absinken der Geburtenrate – dies hat über diesen langen Beobachtungsraum bereits zweierlei Implikationen: Einerseits sank die Geburtenrate ab Mitte der 60er Jahre, wodurch inzwischen die Elterngeneration bereits ab etwa Geburtskohorte 1970 selbst Teil geburtenschwacher Jahrgänge ist, und andererseits weist auch sie nach wie vor eine Fertilitätsrate weit unter Reproduktionsniveau aus. Die Zahl der Fami-

¹ Dies entspricht der klassischen Haushaltstypologie der Mikrozensus 1974ff. Diese Grundtypologie wurde später weiter differenziert, für Vergleiche über längere Zeiträume ist jedoch auf diese gemeinsame Typologie zurückzugreifen.

lienhaushalte (vor allem Familien mit Kindern unter 15 Jahren) kann somit aus der Kombination dieser beiden Effekte absolut wie relativ schwerlich expandieren;

- der Tendenz zur Verzögerung der Erstgeburt – mit der entsprechenden Reduktion der Wahrscheinlichkeit von Folgegeburten;
- dem Anstieg des Trennungsrisikos und der Scheidungsrate, die impliziert, dass – sofern überhaupt Kinder involviert sind – ein Elternteil üblicherweise, zumindest vorerst, einen kinderlosen Haushalt begründet;
- generell kleineren Haushalten und auch
- weniger Mehrgenerationshaushalten.

Kinderlose Haushalte stehen entweder noch vor einer eventuellen Kinderphase, die Kinder sind bereits ausgezogen oder die Familie hat sich getrennt. Setzt man die fertile Lebensphase bei 18–42 Jahren an² und trennt die Haushalte – bezogen auf die Frau – nach diesem Alterskriterium (bzw. im Falle männlicher Singles nach dem gleichen Alterskriterium des Mannes), so lässt sich deutlicher erkennen, in welchem Segment die eigentliche Dynamik bei den kinderlosen Haushalten zu finden ist. Die Anzahl der kinderlosen Paare unter und ab 43 Jahren sowie die Anzahl der Ein-Personen-Haushalte über 43 Jahre sind fast gleichförmig um 50–60 % gestiegen, die Anzahl der Alleinlebenden unter 43 Jahre jedoch um 173 % nach oben geschneilt (Tabelle 2). Dennoch ist die Gesamtdynamik – die Steigerung der kinderlosen Haushalte um 70 % – auf das Wachstum aller Haushaltsuntergruppen zurückzuführen. Die kinderlosen Singlehaushalte unter 43 Jahre machten auch 2009 nur ein Fünftel aller kinderlosen Haushalte aus (Abbildung 2).

Tabelle 2: Haushaltsformen ohne Kinder 1980 vs. 2009

Haushaltsform	1980	Anteil	2009	Anteil	Wachstum
Einpersonen HH (< 43 J.)	153.000	12 %	418.000	20 %	+ 173 %
Einpersonen HH (≥ 43 J.)	551.000	44 %	865.000	40 %	+ 57 %
Paare o. K. (< 43 J.)	129.000	10 %	194.000	9 %	+ 50 %
Paare o. K. (> 42 J.)	430.000	34 %	665.000	31 %	+ 55 %
Kinderlose Haushalte	1.263.000	100 %	2.142.000	100 %	+ 70 %

Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 1980–2009

Dieses sprunghafte Wachstum der jungen kinderlosen Singlehaushalte ist – vor allem bei Personen mit höherer Ausbildung – zurückzuführen auf

- die Ausweitung der Ausbildungsphasen und
- die ausweitende Prekarisierung der Berufseinstiegsphasen
-

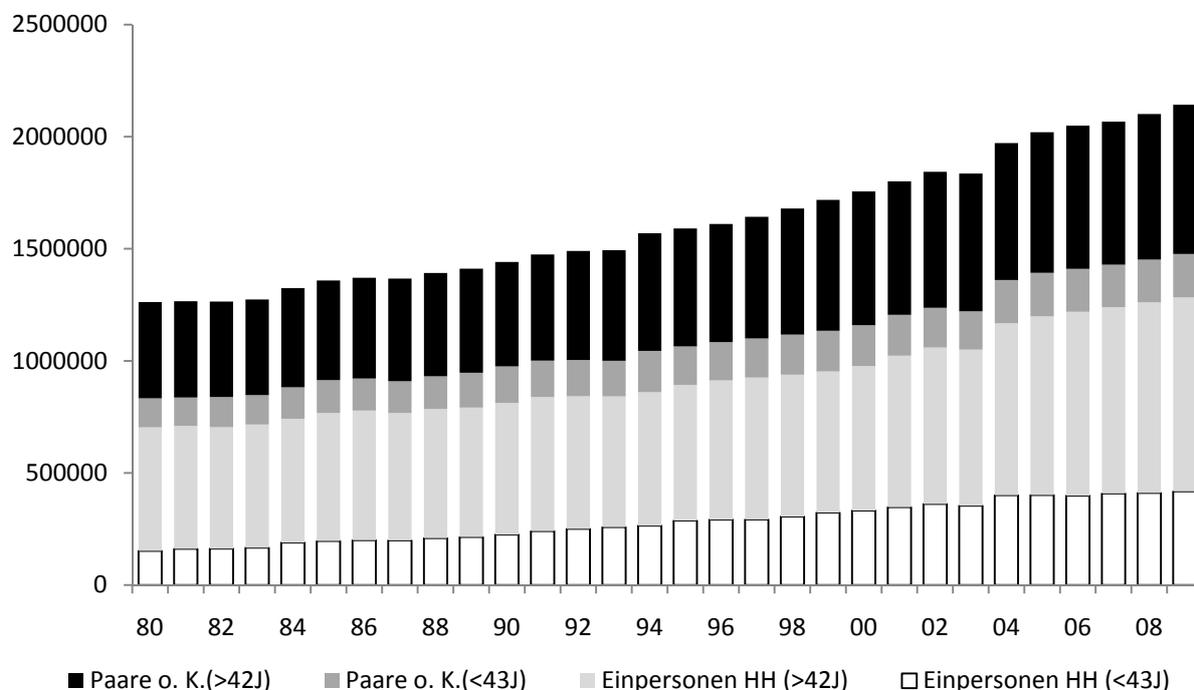
sowie – und dies ist für alle Ausbildungsverläufe und -grade zutreffend –

- den späteren Eintritt in kohabitierende Partnerschaftsformen,
- höhere Trennungswahrscheinlichkeiten,
- ausweitende Phasen von LAT-Partnerschaften sowie auch
- wohl kürzere, aber wiederkehrende Phasen tatsächlicher Partnerlosigkeit.

2 Natürlich kommt es auch außerhalb dieser Bandbreiten zu Geburten; Geburten von über 42-jährigen Frauen werden auch deutlich häufiger, dennoch fallen sie statistisch (noch) nicht ins Gewicht.

Die beiden letzten Punkte sind jedoch schwer im Zeitverlauf statistisch nachzuzeichnen, da – zumindest im österreichischen Mikrozensus – kein standardisiertes Erhebungsinstrument zur Erfassung der LAT-Partnerschaften³ vorliegt.

Abbildung 2: Haushaltsformen ohne Kinder nach Alter

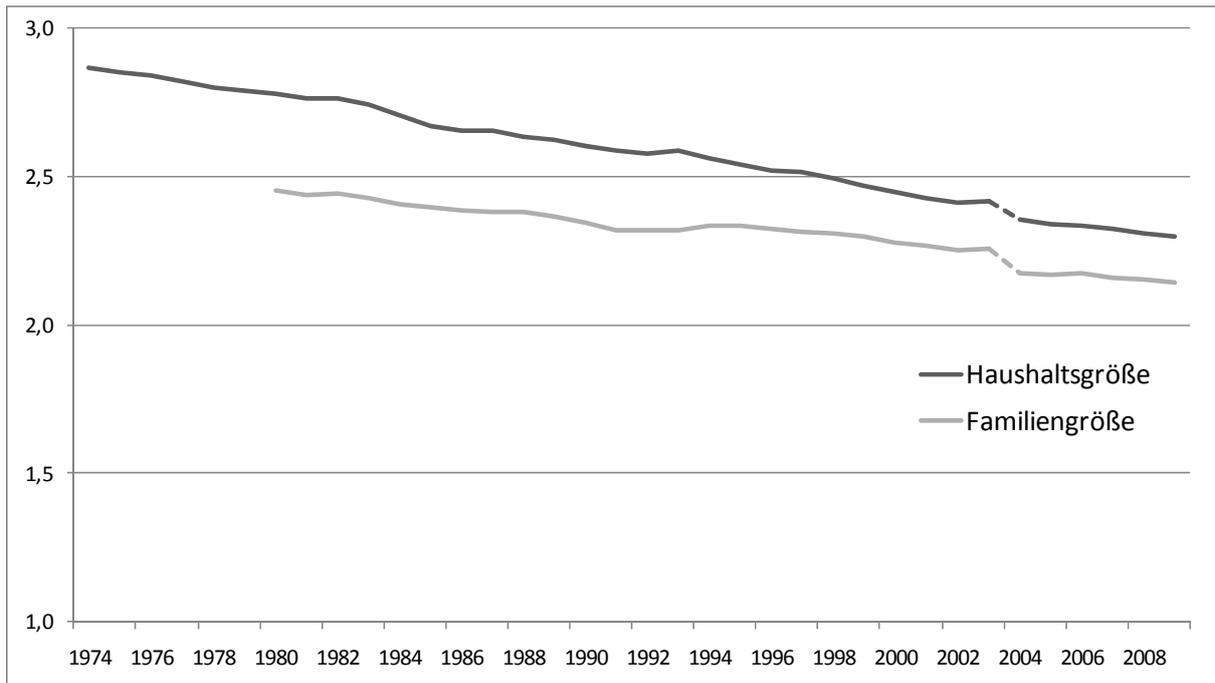


Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 1980–2009

Im folgenden Abschnitt wird die Entwicklung der Familienformen näher beleuchtet. Familien sind – nach der engen Definition des Mikrozensus – Ehen und Lebensgemeinschaften, die mit oder ohne Kinder in einem Haushalt wohnen. Zusätzlich zählen Ein-Eltern-Familien, also Vater oder Mutter mit zumindest einem Kind im Haushalt, zu den Familien. Sonstige im Haushalt wohnhafte Personen zählen zwar zum Haushalt, nicht aber zur Familie in diesem Haushalt. In einem Haushalt können auch mehrere Familien wohnen. Kategorisch nicht als Familie gelten laut Definition Mikrozensus jedoch familiäre Konstellationen wie das Zusammenleben von Geschwistern, Großeltern oder anderen Verwandten höheren als ersten Grades mit Kind o.ä.

3 LAT = „Living Apart Together“; Dieser Begriff hat sich in der Literatur durchgesetzt. Mitunter findet sich in der Literatur auch die Bezeichnung „doppelresidente Partnerschaften“. Hier ist die Unterscheidung zwischen Partnerschaften, in denen die Partner zwei unterschiedliche (tatsächliche) Hauptwohnsitze haben (eben den LAT-Partnerschaften) und den Ehepaaren und Lebensgemeinschaften, die gemeinsam mehrere Wohnungen bzw. Häuser (z. B. Hauptwohnung und Ferienhaus) bewohnen, jedoch nicht trennschaft gegeben.

Abbildung 3: Entwicklung von durchschnittlicher Haushalts- und Familiengröße



Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 1974–2009

Wie in Abbildung 3 direkt ersichtlich, ist die durchschnittliche Personenzahl pro Haushalt stärker zurückgegangen als die durchschnittliche Personenzahl pro Familie, beide sind jedoch kontinuierlich gefallen.⁴ Der Rückgang der durchschnittlichen Familiengröße ist weniger auf eine Zunahme der Ein-Eltern-Familien als auf die Reduktion der durchschnittlichen Kinderzahl rückführbar. Die Reduktion in der Haushaltsgröße ist im Kern durch die Verkleinerung der Durchschnittsfamilie, darüber hinaus aber auch auf die deutliche Reduktion der Häufigkeit von den Haushalt mit bewohnenden sonstigen Personen – bei korrespondierendem Anstieg v.a. der Ein-Personen-Haushalte – erklärbar (vgl. auch Tabelle 3).

Tabelle 3: Durchschnittliche Haushalts- und Familiengrößen 1980–2009

Jahr	Haushaltsgröße	Familiengröße
1980	2,78	2,46
1985	2,67	2,39
1990	2,61	2,35
1995	2,54	2,33
2000	2,45	2,28
2005	2,34	2,17
2009	2,30	2,14

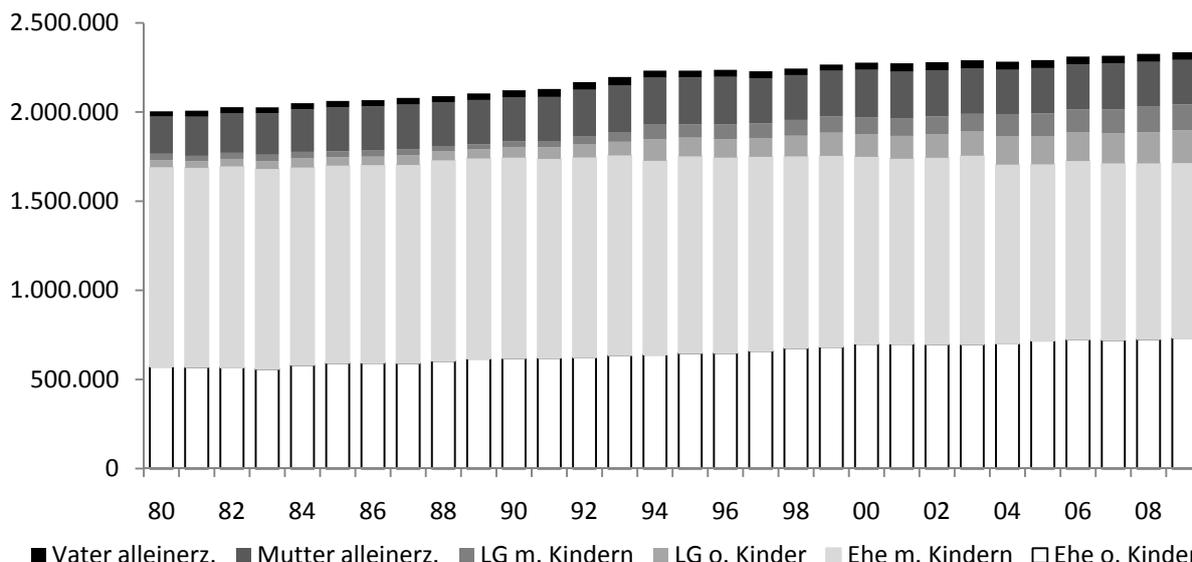
Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 1980–2009

⁴ Seit 2004 ist das neue Erfassungssystem der Mikrozensus in Kraft. Ab diesem Zeitpunkt wird u. a. die Stichprobe auf Basis des zentralen Melderegisters (ZMR) gezogen. Aufgrund dieses Erhebungsbruchs sind die Ausweise vor und ab 2004 nicht vollständig vergleichbar.

2.3 Entwicklung der Familienformen nach Mikrozensus

Die Gesamtzahl der Familien in Österreich stieg zwischen 1980 und 2009 von 2,0 Millionen auf 2,3 Millionen, wobei vorerst – bis Mitte der 90er Jahre – ein steileres Wachstum der Familienzahl zu verzeichnen war, danach setzte sich das Wachstum in gedämpfter Steigung fort. Die Verteilung der einzelnen Familienformen, nämlich Ehe bzw. Lebensgemeinschaft mit und ohne Kinder und Ein-Eltern-Familien mit Müttern bzw. Vätern, veränderte sich über diesen Zeitraum jedoch deutlich (Abbildung 4).

Abbildung 4: Entwicklung der Familienformen



Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensen 1980 – 2009

Während die Anzahl der Paarbeziehungen mit Kindern nur marginal um etwa 30.000 Familien bzw. 2,6 % sank, verringerte sich ihr relativer Anteil aufgrund der höheren Gesamtfamilienanzahl wesentlich deutlicher: von 55 % auf 48 %. Innerhalb der Paarbeziehungen mit Kindern kompensierte die steigende Anzahl an Lebensgemeinschaften mit Kindern weitgehend die sinkende Anzahl an Ehen mit Kindern (Tabelle 4).

Die Anzahl der Ein-Eltern-Familien schwankt im Beobachtungszeitraum leicht zwischen 240.000 und 300.000 mit einem Anteil alleinerziehender Väter zwischen 13 % und 15 %. Somit nimmt der Anteil sämtlicher Familien mit Kindern, der Ein-Eltern-Familien wie der Paarbeziehungen mit Kindern, aufgrund der steigenden Anzahl kinderloser Familien ab. Es muss jedoch beachtet werden – und speziell im Fall der Ein-Eltern-Familien ist dies von weitgehender Auswirkung –, dass für diese herkömmliche, in einschlägigen Berichten gebräuchliche Darstellung der Familienformen keine (!) Obergrenze für das Alter der Kinder gezogen wurde. Bei der in Abbildung 6 dargestellten Analyse der Familienformen mit Kindern unter 15 Jahren reduziert sich die Anzahl der Ein-Eltern-Familien auf durchschnittlich 120.000, d. h. sie halbiert sich! Dies veranschaulicht das feststellbare Faktum, dass junge Erwachsene durchschnittlich deutlich später aus dem Haushalt der Ein-Eltern-Familien ausziehen, als dies bei anderen Familienformen der Fall ist. Über die Gründe können derzeit keine empirisch hinreichend geprüfte Aussagen gemacht werden, es ist jedoch davon auszugehen, dass Kinder von Ein-Eltern-Haushalten grosso modo geringere finanzielle Unterstützung seitens der Eltern für die ersten Schritte zur Selbstständigkeit erhalten, sich den Auszug und die erste Selbstständigkeit zuvor

weit mehr erarbeiten müssen. Inwieweit zusätzlich das Faktum, dass bei Ein-Eltern-Familien oft mehr Wohnraum im elterlichen Haushalt vorhanden ist und deshalb das Bedürfnis auszuziehen, bzw. den Auszug des Kindes zu fördern, entsprechend geringer ist, auszugshemmend wirkt, wäre genauso noch Gegenstand weiterer Untersuchungen wie die simple Motivation der Kinder, den Elternteil „nicht alleine lassen zu wollen“. ⁵

Tabelle 4: Familienformen 1980 vs. 2009

Familienform	1980	Anteil	2009	Anteil	Veränderung
Ehe o. Kinder	572.000	29 %	734.000	31 %	+ 28 %
Ehe m. Kindern	1.119.000	56 %	980.000	42 %	- 12 %
LG o. Kinder	39.000	2 %	183.000	8 %	+ 369 %
LG m. Kindern	36.000	2 %	145.000	6 %	+ 303 %
Mutter alleinerz.	209.000	10 %	250.000	11 %	+ 20 %
Vater alleinerz.	30.000	1 %	43.000	2 %	+ 43 %
Gesamt	2.005.000	100 %	2.335.000	100 %	+ 16 %

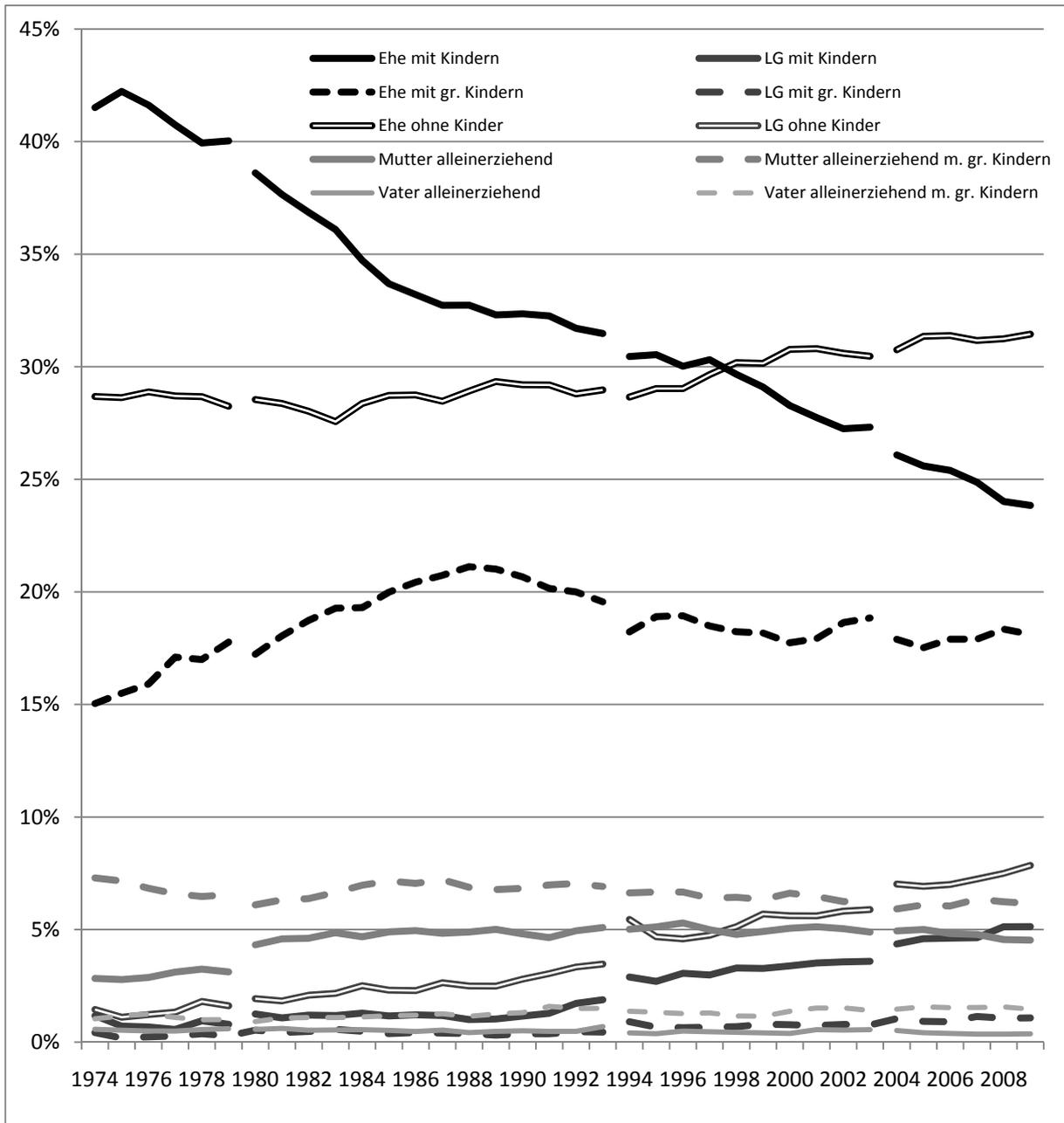
Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 1980–2009

Die steigende Gesamtfamilienanzahl erklärt sich durch die Entwicklung der Ehepaare und Lebensgemeinschaften ohne Kinder. Diese erhöht sich seit 1980 kontinuierlich, wobei die Anzahl der kinderlosen Ehepaare seit dem Jahr 2000 konstant blieb und somit der weitere Anstieg der Gesamtfamilienanzahl nur noch auf den Zuwachs an Lebensgemeinschaften ohne Kinder zurückzuführen ist (Abbildung 4). Die Lebensgemeinschaften sind insgesamt für die Dynamik der Familienformen der letzten dreißig Jahre hauptverantwortlich (Tabelle 4).

Die Zunahme von Ehen ohne Kinder ist wiederum v.a. auf die gestiegene Lebenserwartung – in diesem Falle beider Ehepartner – zurückzuführen, während die ausgeprägte Dynamik der Lebensgemeinschaften ohne Kinder vor allem auf die geänderten Familienbildungsprozesse rückführbar sind. Die Phase rein partnerschaftlichen Zusammenlebens, später eventuell gefolgt von Heirat und/oder Kindern und/oder Trennung, hat sich in den letzten dreißig Jahren sowohl hinsichtlich Häufigkeit des Auftretens als auch Länge dieser Familienphase etabliert.

⁵ Zum Auszugsverhalten junger Erwachsener wurde gemäß Auftrag des BMWFJ ein Forschungsprojekt gestartet, dessen Zwischenbericht auch dem Auftraggeber vorliegt. Leider wurde – entgegen dem ursprünglich vereinbarten Forschungsvorhaben – der zweite Teil der Studie, die analytischen Auswertungen des Auszugsverhaltens anhand des österreichischen GGS, nicht mehr beauftragt, sodass zu diesem interessanten Phänomen bei den Ein-Eltern-Familien keine weiteren rezenten Erkenntnisse vorliegen. Auch in der Literatur bestehen für Österreich zu diesem spezifischen, historisch stabilen Sachverhalt keine weiteren Studien. Es ist jedoch auffallend, dass Österreich ähnlich hohe Quoten an 25–29-Jährigen, die noch im Elternhaus wohnen, aufweist, wie die meisten osteuropäischen Länder, wo vor allem ökonomischer Druck für das späte Auszugsverhalten maßgeblich ist.

Abbildung 5: Entwicklung der Familienformen bei Altersdifferenzierung (jüngstes Kind unter 15 Jahren)



Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 1974–2009

Die Lebensgemeinschaft – anfangs ohne, später vielleicht mit Kindern – hat sich inzwischen auch als permanente Familienform etabliert und verblieb nicht – wie in den 80er Jahren noch kategorisiert – eine rein transitorische Phase der Familienentwicklung. Dennoch – wie weiter unten deutlicher erkennbar – ist diese Familienform noch immer die übergangsvolatilste, d. h. mit der höchsten Wahrscheinlichkeit des Übergangs

- zur Ehe, oder
- zur Trennung, d. h.
 - entweder zur Ein-Eltern-Familie und/oder
 - zum erwachsenen Single

behaftet.

Die deutlichen Änderungen in der Gesamtentwicklung der Familienformen lassen sich am deutlichsten erschließen, wenn die Anteile der Familienformen über den längstmöglichen Zeitraum – mit all seinen immanenten definitorischen Brüchen⁶ – beobachtet wird. Nach Abbildung 5 gehen die Ehepaare mit Kindern unter 15 am deutlichsten zurück – sie fallen innerhalb einer Generation von 42 % auf 24 % (!). Ehepaare mit größeren Kindern folgen diesen Verlauf entsprechend zeitversetzt, aber auch in gedämpfter Weise – phasenweise kommen mehr Familien über der Altersgrenze 15 in diese Gruppe hinein, als durch Auszug des (letzten) Kinds oder Trennung hinausgehen. Auch der Anteil von Ein-Eltern-Familien fällt leicht, es steigen lediglich die Anteile der Lebensgemeinschaften, wobei der der Lebensgemeinschaften mit älteren Kindern (noch) im statistisch schwer wahrnehmbaren Bereich unter einem Prozent verharrt. Es ist zwar anzunehmen, dass auch diese Familienform langsam bedeutender werden wird, wie lange dies aber dauert und auf welche Anteile sich sie einpendeln wird, ist noch fraglich.

2.4 Entwicklung der Familienformen mit Kindern unter 15 Jahren

Schließlich sollte die zeitliche Betrachtung auch auf Familien mit Kindern in einheitlichen Altersgrenzen fokussieren. Bislang waren die Zeitreihenvergleiche ja u. a. auch von der Auszugsdynamik der jungen Erwachsenen, die im Mikrozensus unabhängig von Alter, nur aufgrund des Verwandtschaftsverhältnisses zu zumindest einer Person im Haushalt, als „Kinder“ klassifiziert werden, geprägt.

Tabelle 5: Familienformen mit Kindern unter 15 Jahren 1980 vs. 2009

Familienform	1980	Anteil	2009	Anteil	Veränderung
Ehe mit Kindern	774.000	86 %	557.000	70 %	- 28 %
LG mit Kindern	25.000	3 %	120.000	15 %	380 %
Mutter alleinerziehend	87.000	10 %	106.000	13 %	22 %
Vater alleinerziehend	11.000	1 %	9.000	1 %	- 18 %
Gesamt	897.000	100 %	792.000	100 %	- 12 %

Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 1980–2009

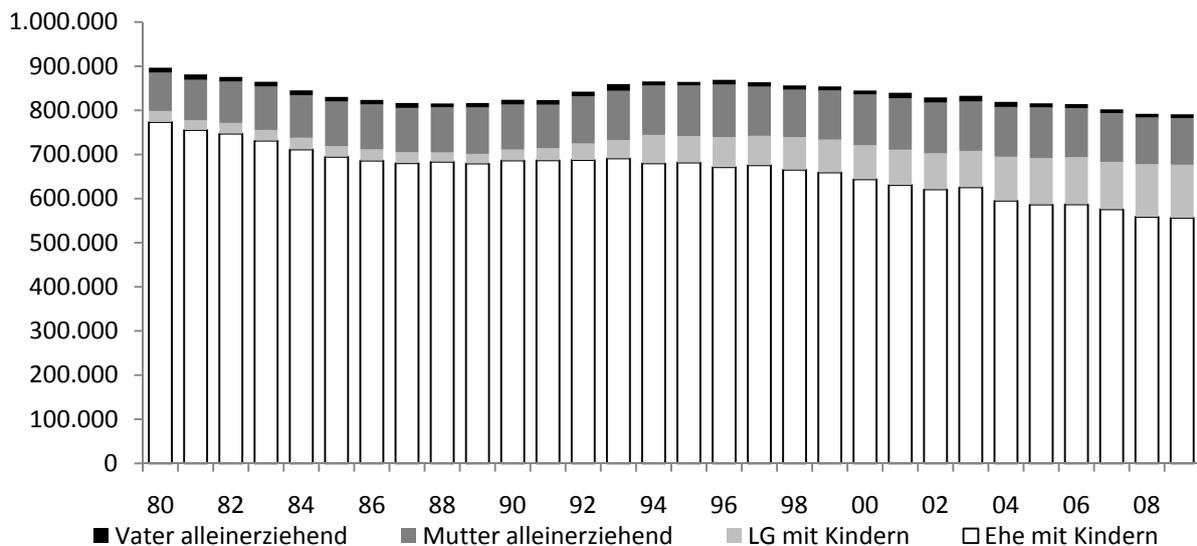
Um den tatsächlichen Kern der Kinder zu erfassen, ohne diejenigen, die im Rahmen einer weiterführenden Schul- oder Berufsausbildung wochentags woanders wohnen, wurde in den meisten Arbeiten dazu übergegangen, auf Familien mit Kleinkindern und/oder Kindern im schulpflichtigen Alter zu fokussieren. Familien mit (ausschließlich) Jugendlichen ab 15 Jahren aber wurden aus Vergleichen längerer Zeitreihen der Familien mit Kindern herausgenommen, da diese Jugendlichen schon als potenziell eigenständig zu betrachten sind.

In Abbildung 6 werden die Familienformen somit auf Familien mit Kindern unter 15 Jahren beschränkt: Die Entwicklung zwischen 1980 und 2009 folgt einer Wellenbewegung, mit einem leichten Gegentrend Mitte der 1990er Jahre. Insgesamt sinkt jedoch die Anzahl der Familien mit Kindern unter 15 Jahren im Betrachtungszeitraum um 12 % (siehe Tabelle 5). Die größte Änderung ergibt sich bei den Lebensgemeinschaften, die – allerdings von niedrigem Niveau ausgehend – um 380 % steigen.

6 Die Brüche (1980; 1994; 2004) sind in der Grafik auch durch Linienunterbrechungen gekennzeichnet.

Die Lebensgemeinschaften mit Kindern nehmen überhaupt erst ab Beginn der 90er Jahre zu – sie sind für die kurze Aufwärtsbewegung in der Zahl der Familien mit Kindern unter 15 Jahren bis Mitte der 90er hauptverantwortlich – und weiten sich bis heute aus. Die Familienform der Ehepaare mit Kindern der betreffenden Altersgruppen reduzierte sich – bei näherungsweise Konstanz der anderen Familienformen – deutlich zu Beginn der 80er, blieb von etwa 1985–1995 fast konstant, um fortan wieder nachhaltig zu fallen. Diese Kontraktion konnte und kann durch die Expansion der Lebensgemeinschaften mit Kind nur teilkompensiert werden.

Abbildung 6: Familienformen mit Kindern unter 15 Jahren



Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 1980–2009

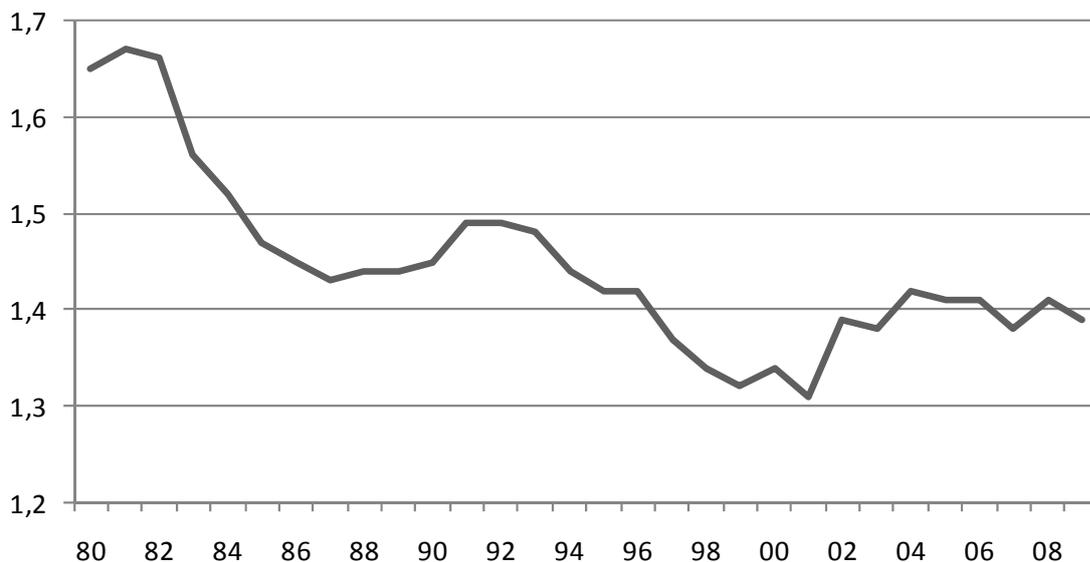
Die Wellenbewegung über die 90er Jahre erklärt sich jedoch zusätzlich in der – vorübergehenden – Trendwende der Gesamtfertilitätsrate: Nach kontinuierlichem Fall der Gesamtfertilitätsrate im Zeitraum 1981–1987, wo ein zwischenzeitlicher Niedrigststand von 1,43 verzeichnet wurde, erholte sich die Fruchtbarkeitsrate wieder etwas, bis sie 1992 den temporären Höchststand von 1,49 erreichte (Abbildung 7). Diese zwischenzeitliche Erholung im Bereich der Geburten schlug sich – bei kontinuierlich fallender Familiengröße und fast konstanter Ein-Eltern-Quote – zwangsläufig zeitverzögert auf die Zahl der Familien mit Kindern nieder. Die Gesamtfertilitätsrate kann zwar mit den herkömmlicherweise zur Verfügung stehenden Daten nicht hinsichtlich der Familienform der gebärenden Mutter differenziert werden,⁷ es ist jedoch naheliegend, auch hier den stärksten Anstieg bei den Frauen in Lebensgemeinschaft anzusetzen.

Eine gänzlich andere Zeitversetzung ist beim Vergleich der Familienformen mit Kindern unter 15 Jahren hinsichtlich des Durchschnittsalters des jüngsten Kindes zu ersehen (Abbildung 8): Bis 1988 ist ein bei sämtlichen via Mikrozensus beobachtbaren Familienformen – bei fallender (!) Gesamtfertilität – eine Reduktion des Durchschnittsalters des jüngsten Kindes zu erkennen. Statistiken wie diese werden oft erstellt und zitiert, ihr kontraintuitiver Inhalt jedoch oft nicht hinreichend dargelegt: 1970 und davor lagen Fertilität und Geburtenziffer noch we-

⁷ Technisch müsste dies allerdings möglich sein, zumindest für das vergangene Jahrzehnt. Dies wäre allerdings ein separates Forschungsprojekt.

sentlich höher. Aus diesem Grunde gehen bei der Altersdurchschnittsrechnung um 1985 immer deutlich mehr Familien mit 15-jährigen Jugendlichen aus der Beobachtung hinaus, als Familien mit Neugeborenen nachkommen. Der relative Anteil der Jüngeren steigt. Dieser Nachbesetzungseffekt bewirkt somit eine durchschnittliche „Verjüngung“ der Kinder in den Familien.

Abbildung 7: Entwicklung der Gesamtfertilitätsrate 1980–2009

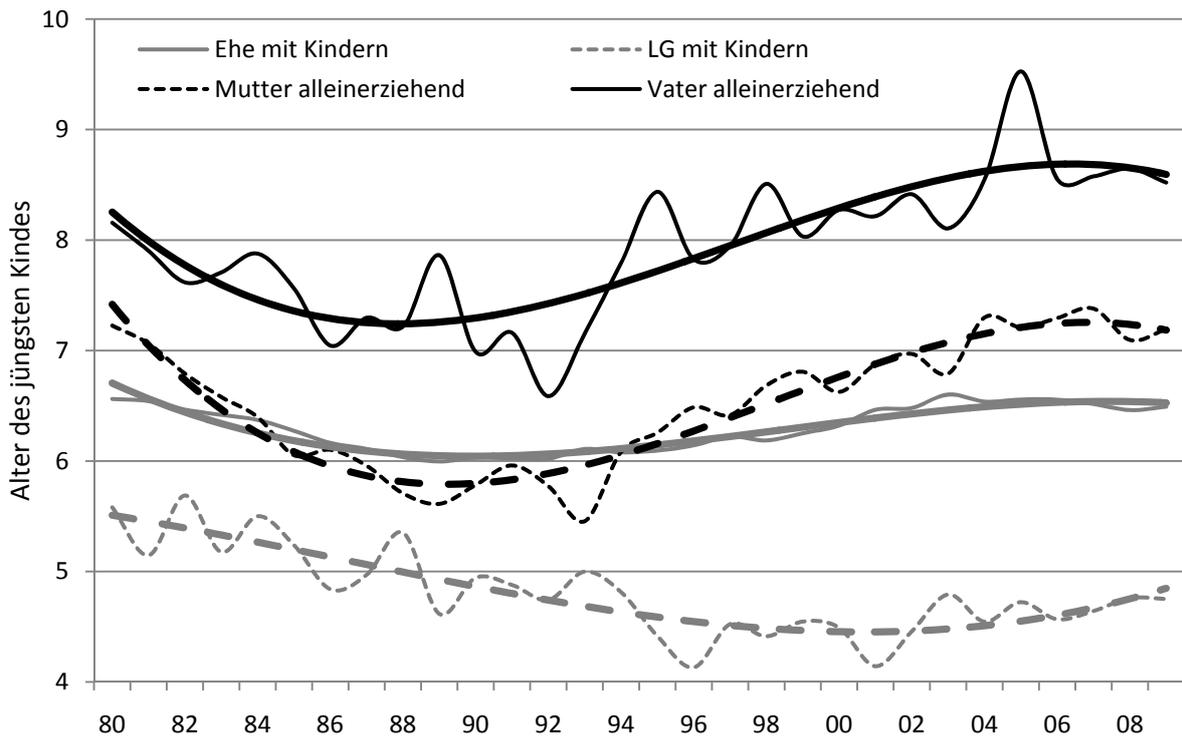


Quelle: GGP – Contextual Database; Austria (Stand: Oktober 2010)

Für den Vergleich innerhalb der Familientypen ist der Altersdurchschnittsvergleich jedoch wertvoll: Er zeigt für verheiratete Partner seit Beginn der 1990er Jahre einen leichten Anstieg, während das durchschnittliche Alter des jüngsten Kindes für Lebensgemeinschaften mit Kindern bis über die Jahrtausendwende absinkt. Dies ist teilweise darauf zurückzuführen, dass Partner vermehrt erst nach der Geburt des ersten Kindes heiraten – siehe entsprechende Nichtehelichenquoten in Abbildung 13 – und die Anzahl der Folgegeburten sinkt. Die Umdrehung des Alterstrends bei Lebensgemeinschaften lässt aber erneut darauf schließen, dass sich auch die Lebensgemeinschaften tendenziell zur permanenten Familienform wandeln.

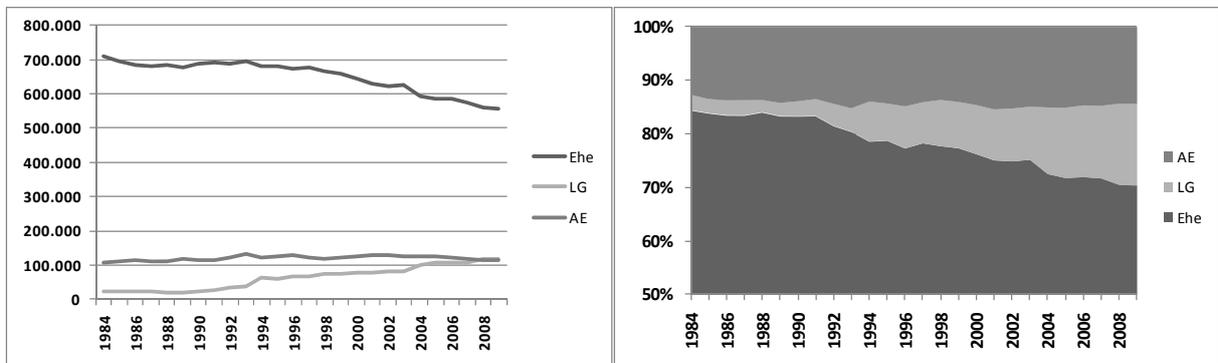
Das durchschnittliche Alter des jüngsten Kindes alleinerziehender Eltern steigt ähnlich wie das der verheirateten Partner, jedoch – insbesondere bei alleinerziehenden Vätern – auf systematisch höherem Niveau, denn bei Vätern geht üblicherweise eine kohabitierende Partnerschaft dem Status des Alleinerziehers voraus, während dies für Frauen, wenn auch ebenfalls vorherrschend, so doch weit weniger notwendig ist. Die jedoch noch vorherrschende Sequenz vom Status der Lebensgemeinschaften mit Kind zur Ehe mit Kind bzw. via Trennung zur Ein-Eltern-Familie lässt sich hier gut ablesen: Die Steigerung des Durchschnittsalters der jüngsten Kinder in Lebensgemeinschaften bewirkt – trotz höherer Quote unehelicher Folgegeburten – eine klare Dämpfung der Durchschnittsaltersentwicklung bei den anderen Familienformen.

Abbildung 8: Alter jüngstes Kind pro Familienform mit Kindern unter 15 Jahren



Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 1980–2009

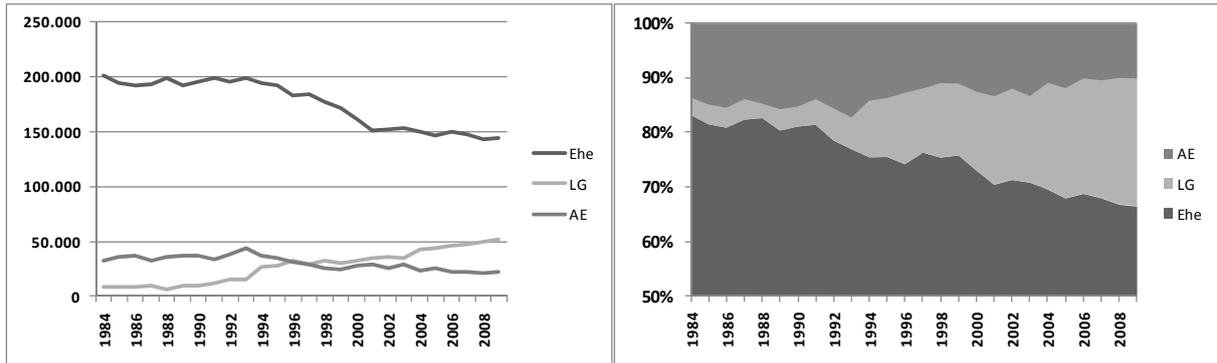
Abbildung 9: Entwicklung der Familienformen: Familien mit Kindern der Altersstufen 0–15



Eigene Berechnungen; Datenquellen: ISIS-Datenbank-Abfrage (Mikrozensus)

In Abbildung 9 bis Abbildung 12 sind zusätzlich die Verteilungen der Familienformen (Ehe, Lebensgemeinschaft, Alleinerziehende) abhängig von der Altersgruppe des jüngsten Kindes dargestellt. Für alle Altersgruppen zeigt sich ein Anstieg des Anteils der Lebensgemeinschaften, der höchste Anteil an Lebensgemeinschaften ist bei Familien mit Kindern bis 2 Jahren zu beobachten (siehe Abbildung 10). Dies deckt sich mit der zuvor beschriebenen Entwicklung der Nichteheleichenquote bei der Geburt und dem höheren Alter der von Ehescheidungen bzw. Trennungen betroffenen Kinder.

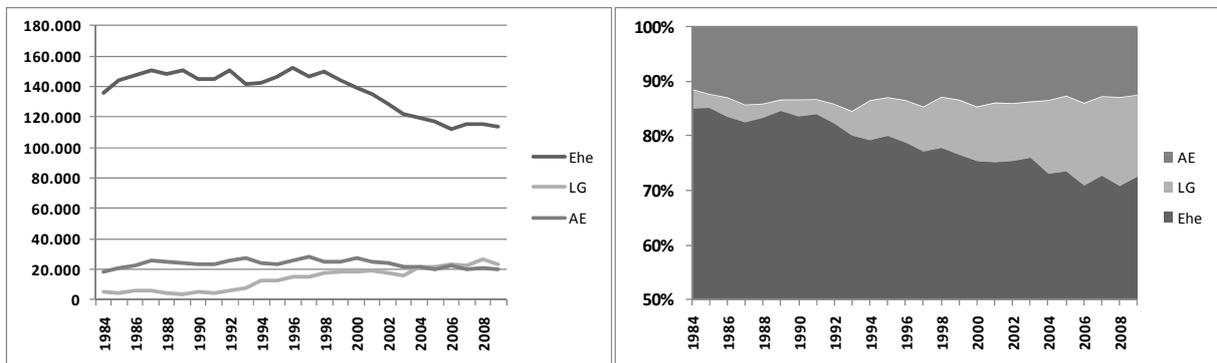
Abbildung 10: Entwicklung der Familienformen; Familien mit Kleinstkindern (Alter: 0–2 Jahre)



Eigene Berechnungen; Datenquellen: ISIS-Datenbank-Abfrage (Mikrozensus)

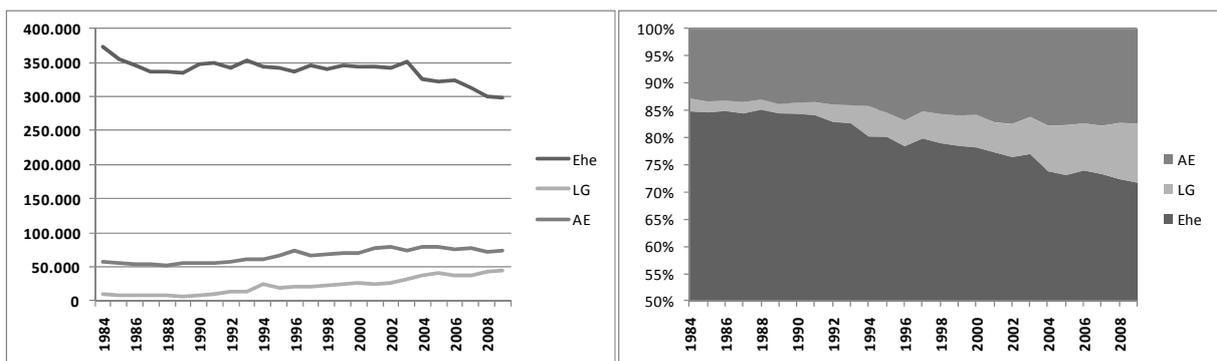
Der Umstand, dass die Lebensgemeinschaften der Altersgruppen 3–5 (Abbildung 11) und 6–15 (Abbildung 12) – relativ zu den anderen Familienformen mit Kindern der jeweils gleichen Altersklassen – immer geringer besetzt waren als die Lebensgemeinschaften der Altersgruppen 0–2 und dies nach wie vor sind, ist also durch die Abfolge der Familienphasen bedingt. Andererseits zeigt die Ausweitung der Lebensgemeinschaften in allen Familienphasen die einkehrende „Normalität“ dieser Familienform.

Abbildung 11: Entwicklung der Familienformen; Familien mit (jüngstem) Kind:3–5 Jahre



Eigene Berechnungen; Datenquellen: ISIS-Datenbank-Abfrage (Mikrozensus)

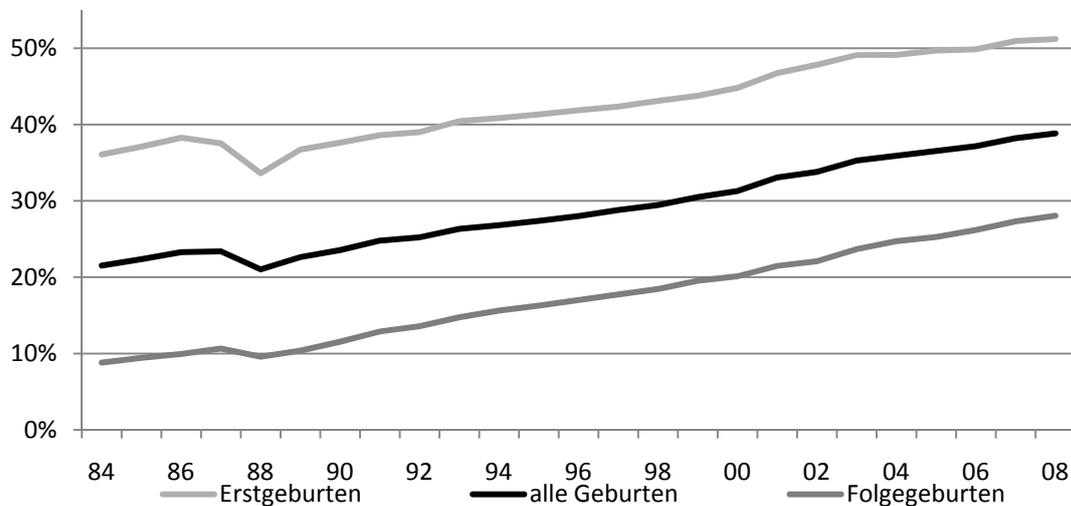
Abbildung 12: Entwicklung der Familienformen; Familien mit schulpflichtigem jüngstem Kind



Eigene Berechnungen; Datenquellen: ISIS-Datenbank-Abfrage (Mikrozensus)

Diese Normalität der außerehelichen Familienformen ist noch eindrucksvoller anhand der Entwicklung der Nichteelichenquote laut Geburtenregister ablesbar: Die Nichteelichenquote lag 2008 bei knapp 40 %. Differenziert man diese in die Quote der nichteelichen Erst- und Folgegeburten, ist erkennbar, dass die Erstgeburten bereits die 50 %-Marke überschritten haben (siehe Abbildung 13). Doch auch der Übergang zur Eheschließung der Eltern nach Geburt des Kindes wird weniger zwingend. Darüber hinaus ist auch die Feststellung, dass Verheiratete eine deutlich höhere Neigung zu Folgegeburten ausweisen, inzwischen nicht mehr so zutreffend: Phasenweise stieg die Nichteelichenquote bei den Folgegeburten – insbesondere bei den Zweitgeburten – stärker als bei den Erstgeburten, aber auf noch deutlich niedrigerem Niveau. Dies kann als Indiz interpretiert werden, dass die nichteelichen Familienformen sich zunehmend auch zu permanenten Lebensformen entwickeln.

Abbildung 13: Nichteelichenquote bei Erst- und Folgegeburten; Geburtenzahl



Eigene Berechnungen; Datenquellen: ISIS-Datenbank-Abfrage (Geburtenregister)

Die Nichteelichen-Quote in Österreich differiert bekanntermaßen erheblich zwischen den Regionen: Traditionellerweise weisen die südlichen Bundesländer Steiermark und v.a. Kärnten die weit höchsten Anteile an nichteelichen Geburten aus.⁸ Kärnten wies 2008 sogar bei der allgemeinen Nichteelichenquote einen Wert jenseits von 50 % aus. Auf der anderen Seite weist Wien v.a. aufgrund des hohen Migrantenanteils verhältnismäßig niedrige Unehelichenquoten aus. Dieses strukturelle Charakteristikum verwehrt auch ein „Aufholen“ im Bereich der Nichteelichenquote, wie sie v.a. in Vorarlberg, Niederösterreich und Burgenland erkennbar ist. In diesen Ländern hat sich die Unehelichenquote bei Erstgeburten zwischen 2000 und 2008 um zumindest 10 Prozentpunkte gesteigert (Tabelle 6). Die entsprechende Beschleunigung bei den Folgegeburten dürfte fast naturgemäß folgen.

8 Dies steht u. a. mit historischen Unterschieden in der Erbfolge im Zusammenhang.

Tabelle 6: Nichtehelichenquoten pro Bundesland; 2000 und 2008

Parität	Nichtehelichenquote (%)					
	2000			2008		
	gesamt	P1	P2+	gesamt	P1	P2+
Burgenland	21,3 %	31,5 %	12,7 %	36,4 %	49,3 %	24,2 %
Kärnten	43,1 %	61,4 %	28,1 %	53,3 %	66,1 %	41,5 %
Niederösterreich	23,6 %	33,9 %	15,2 %	33,8 %	45,2 %	24,4 %
Oberösterreich	33,4 %	51,0 %	20,2 %	41,5 %	56,8 %	29,5 %
Salzburg	34,1 %	52,4 %	19,5 %	41,6 %	58,2 %	27,1 %
Steiermark	41,7 %	57,5 %	28,4 %	47,7 %	61,5 %	35,3 %
Tirol	33,2 %	50,0 %	20,5 %	42,2 %	56,3 %	29,1 %
Vorarlberg	24,5 %	36,6 %	14,8 %	33,4 %	47,1 %	23,1 %
Wien	26,6 %	34,8 %	18,6 %	31,1 %	39,1 %	23,5 %
Österreich	31,3 %	44,8 %	20,1 %	38,8 %	51,2 %	28,0 %

Eigene Berechnungen; Datenquellen: ISIS-Datenbank-Abfrage (Geburtenregister)

Betrachtet man nun ausschließlich für das Bezugsjahr 2008 die Nichtehelichenquoten nach Partitätseinstufen und nicht mehr nur nach Paritätsklassen, so ist ersichtlich, dass auch die höheren Paritätsstufen inzwischen einen Nichtehelichenanteil von rund einem Fünftel aufweisen (Tabelle 7). Welche Familienformen hinter diesen inzwischen merkbaren Quoten stehen, ist aus dem Geburtenregister nicht mehr ableitbar. Auch bei den höheren Paritätsstufen weist Kärnten weit höhere Nichtehelichenquoten aus, Wien und Niederösterreich die geringsten. Gerade bei höheren Paritätsstufen kann es v.a. bei kleinen Bundesländern aufgrund der kleinen Fallzahl jedoch zu starken Jahresschwankungen kommen.

Tabelle 7: Nichtehelichenquoten nach Bundesland und Paritätsstufen; 2008

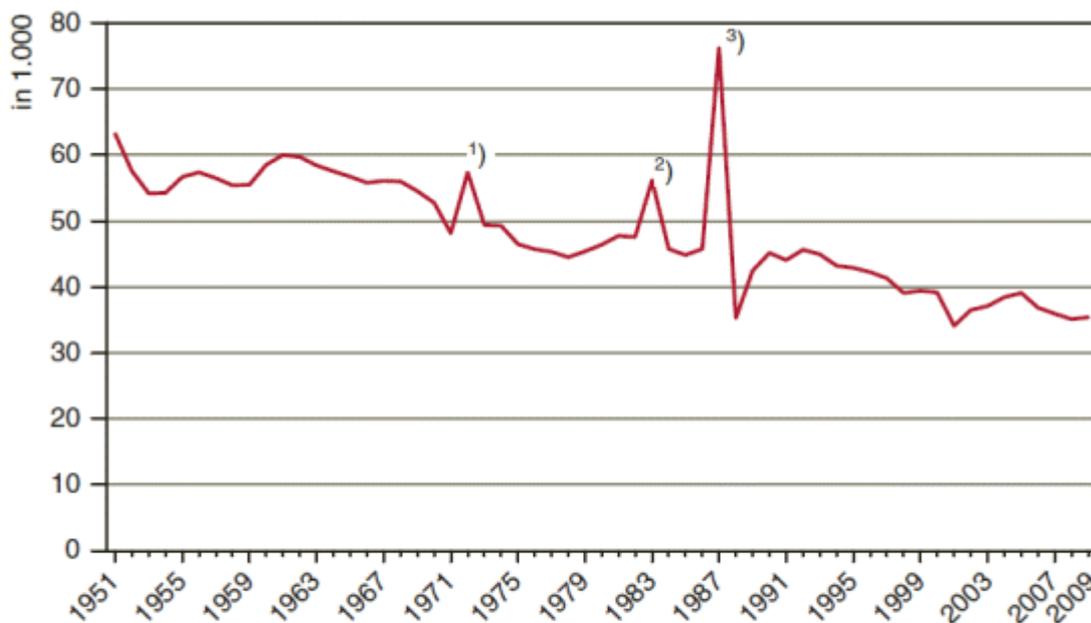
Parität	gesamt	P1	P2	P3	P4	P5+
Burgenland	36,4 %	49,3 %	24,9 %	21,6 %	25,5 %	20,0 %
Kärnten	53,3 %	66,1 %	47,2 %	32,1 %	30,6 %	21,2 %
Niederösterreich	33,8 %	45,2 %	27,4 %	18,9 %	17,7 %	19,9 %
Oberösterreich	41,5 %	56,8 %	35,0 %	19,7 %	18,8 %	21,0 %
Salzburg	41,6 %	58,2 %	32,3 %	16,8 %	18,1 %	15,0 %
Steiermark	47,7 %	61,5 %	39,8 %	28,4 %	20,8 %	21,9 %
Tirol	42,2 %	56,3 %	33,4 %	20,2 %	18,1 %	17,4 %
Vorarlberg	33,4 %	47,1 %	24,7 %	18,1 %	26,8 %	21,4 %
Wien	31,1 %	39,1 %	25,1 %	22,6 %	17,6 %	15,9 %
Österreich	38,8 %	51,2 %	31,7 %	21,8 %	19,7 %	19,0 %

Eigene Berechnungen; Datenquellen: ISIS-Datenbank-Abfrage (Geburtenregister)

2.5 Entwicklung der Eheschließungen und Ehescheidungen

Um den zuvor behandelten Bestand und die Volumenentwicklung der Familienformen noch weiter fassbar zu machen, bietet es sich an, auch die Zu- und Abflüsse der Familienformen zu vergegenwärtigen. Die bekanntesten und auch wichtigsten Statistiken der Zu- und Abflüsse sind die der häufigsten Familienform Ehe – die Zahl der Eheschließungen sowie die der Scheidungen. Die Entwicklung der Eheschließungen (Abbildung 14) lässt einerseits auf eine hohe Volatilität und demnach auch Steuerbarkeit aufgrund Änderungen familienpolitischer Maßnahmen erkennen,⁹ andererseits den systematischen Rückgang der Eheschließungen, obwohl die Jahrgangskohorten im heiratsüblichen Alter erst vor gut 20 Jahren begannen, zahlenmäßig geringer zu werden und auch Wiederverheiratungen über die letzten 30 Jahre weit häufiger wurden.

Abbildung 14: Eheschließungen seit 1951



Q: Statistik Austria, Statistik der natürlichen Bevölkerungsbewegung. Erstellt am: 19.05.2010 –
 1) Einführung der Heiratsbeihilfe für Erstvermählte mit 1.1.1972 (Umwandlung der vormaligen Steuererleichterung bei Hausstandsgründung). – 2) Wegfall der steuerlichen Absetzmöglichkeit der Mitgift und Gerüchte über die Abschaffung der Heiratsbeihilfe mit 1.1.1984 (tatsächlich wurde die Heiratsbeihilfe unverändert beibehalten). – 3) Endgültige Abschaffung der Heiratsbeihilfe mit 1.1.1988.

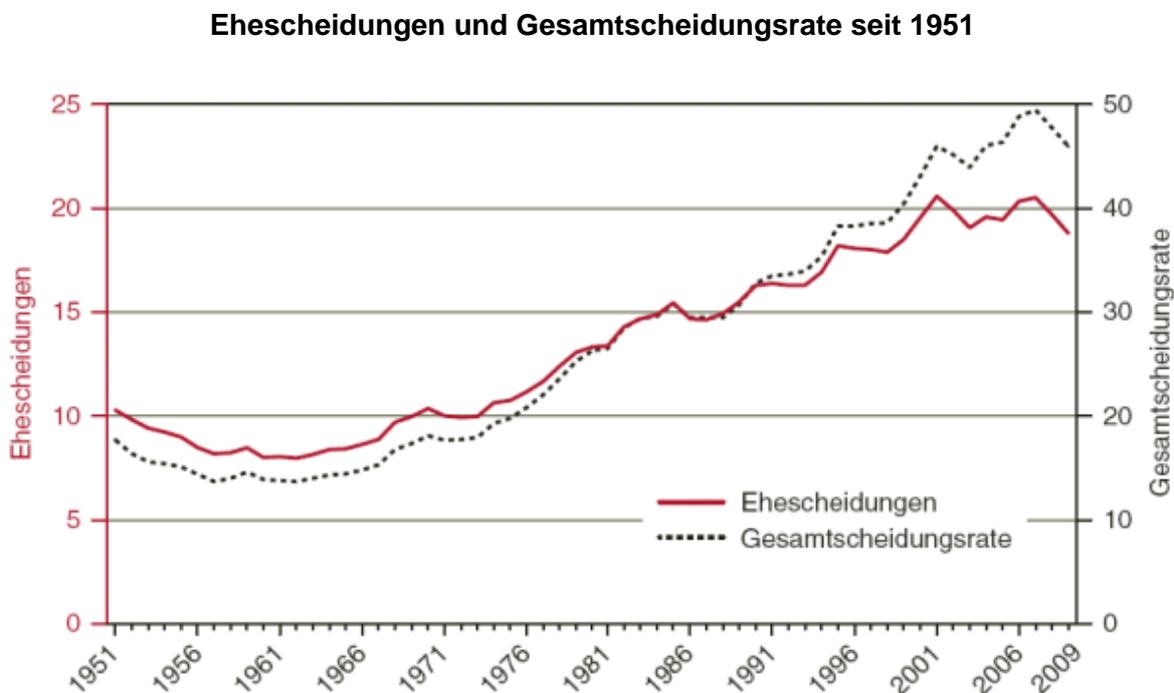
Quelle: Statistik Austria: Statistik der natürlichen Bevölkerungsbewegung (2010)

Fast spiegelbildlich verlief die Entwicklung der Scheidungszahlen: Während die Heiratszahlen seit 1997 unter 40.000 lagen, kletterte die Scheidungszahl in diesem Zeitraum wiederholt über 20.000. Durch weniger Heiraten steigt die Gesamtscheidungsrate etwas stärker als die Scheidungsziffer und tangierte 2007 bereits die 50 %-Marke (Abbildung 15). Der wirtschafts-

9 Drei „Ausschläge“ aufgrund familienpolitischer Maßnahmen sind in Abbildung 14 erkennbar:
 (1) Einführung der Heiratsbeihilfe für Erstvermählte, 1972;
 (2) Entfall der steuerlichen Absetzbarkeit der Mitgift für die Brauteltern, Gerüchte um die Abschaffung der Heiratsbeihilfe, 1984;
 (3) Tatsächliche Abschaffung der Heiratsbeihilfe, 1988.

krisebedingte Rückgang der Scheidungszahlen und -raten in den Jahren 2008–2009 dürfte in den Folgejahren wieder kompensiert werden.

Abbildung 15: Scheidungszahlen und -quoten



Q: Statistik Austria, Statistik der Ehescheidungen. Erstellt am: 21.06.2010

Quelle: Statistik Austria: Statistik der Ehescheidungen (2010)

2.6 Ehescheidungen und Ein-Eltern-Familien

Auf den ersten Blick überrascht der trotz steigender Scheidungsraten relativ konstante Anteil an Ein-Eltern-Familien mit Kindern unter 15 Jahren (vgl. Abbildung 4 und Tabelle 4). Grundsätzlich existieren für die Entstehung einer Ein-Eltern-Familie mit Kindern unter 15 Jahren die folgenden möglichen Ursachen:

- Geburt eines Kindes mit getrennt lebenden Eltern,
- Scheidung einer Ehe, Auflösung einer Lebensgemeinschaft oder Tod des Partners,

sofern davon Kinder unter 15 Jahren betroffen sind.

Seit 1985 beobachten wir folgende Entwicklungen:

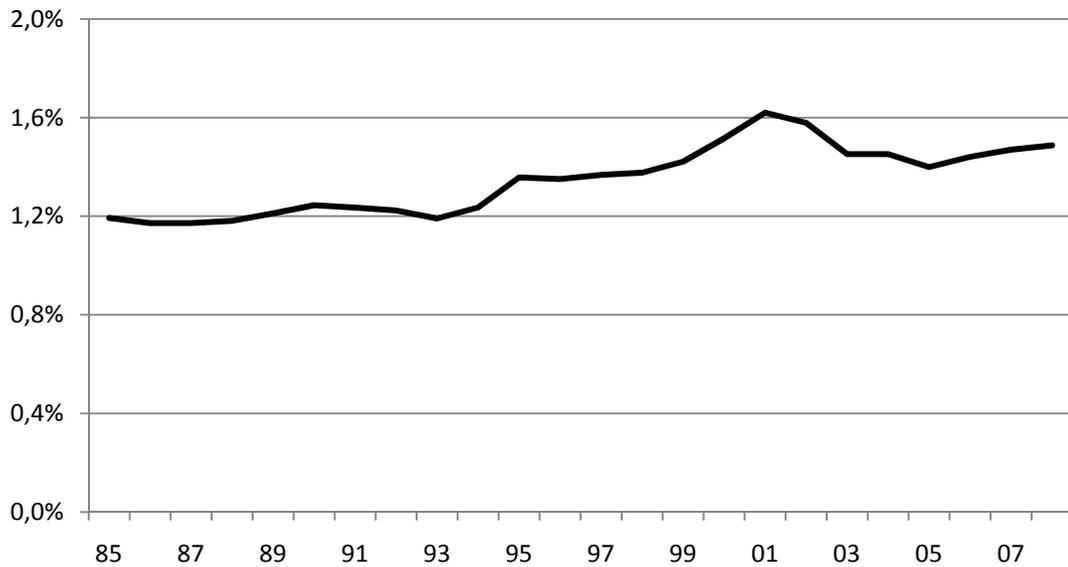
- Während sich die Anzahl der geschiedenen Ehen seit Mitte der 1980er Jahre von ca. 15.000 jährlich auf ca. 20.000 erhöhte, stieg die Anzahl der geschiedenen Ehen mit Kindern (ohne Altersgrenze) nur von ca. 10.000 auf ca. 12.000.¹⁰ Die Auswirkung der geschiedenen Ehen mit Kindern auf den Alleinerziehendenanteil lässt sich an Hand

¹⁰ Statistik Austria, 2009c, S. 279.

des Anteils der geschiedenen Ehen mit Kindern an der Gesamtzahl der Familien mit Kindern (jeweils unter 15 Jahren) analysieren. Dieser zeigt im Vergleich zur Entwicklung der Ehescheidungen nur einen moderaten Anstieg (siehe Abbildung 16).

- Eine Veränderung des Alters der Kinder bei Ehescheidungen wirkt sich – zeitverzögert – ebenso auf den Alleinerziehendenanteil aus. Steigt das Alter der betroffenen Kinder, erhöht sich der Alleinerziehendenanteil nur für kürzere Zeit, da ab einem Alter des jüngsten Kindes von 15 Jahren die Familie nicht mehr zu den in dieser Aufstellung relevanten Alleinerziehenden gezählt wird. Tatsächlich sinkt der Anteil der betroffenen Kinder bis 14 Jahren an allen Kindern von 62 % 1986 auf 53 % 2008, der Anteil der unter 3-Jährigen halbiert sich sogar, von 12 % auf 6 % (siehe Abbildung 17).¹¹

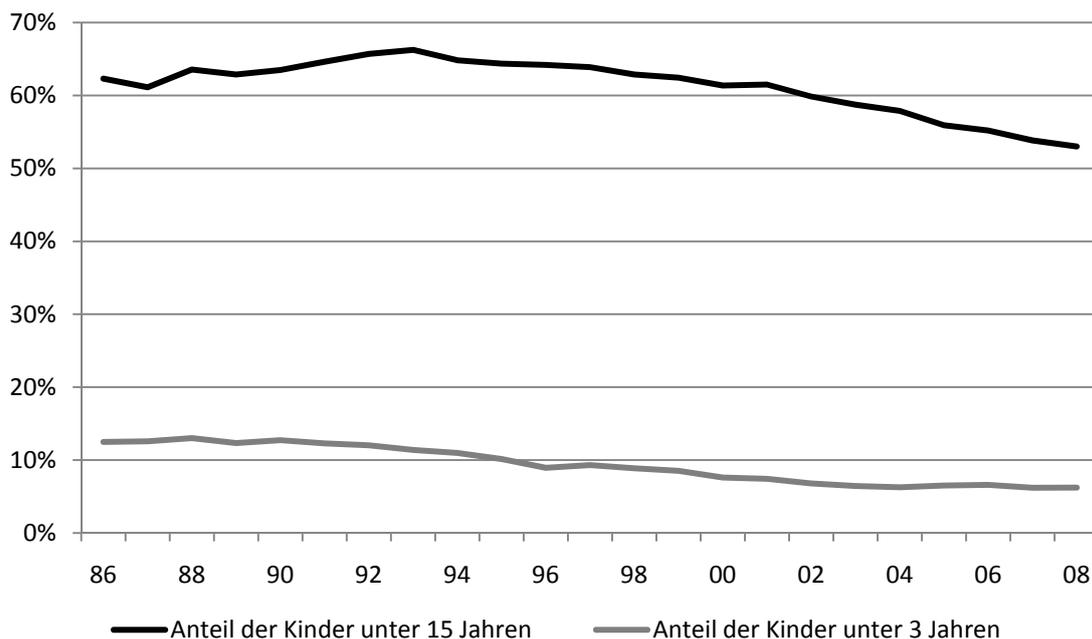
Abbildung 16: Geschiedene Ehen mit Kindern / Anzahl Familien mit Kindern unter 15 Jahren



Eigene Berechnungen; Datenquelle: Statistik Austria, 2009c

11 Statistik Austria, 2009c, S. 280.

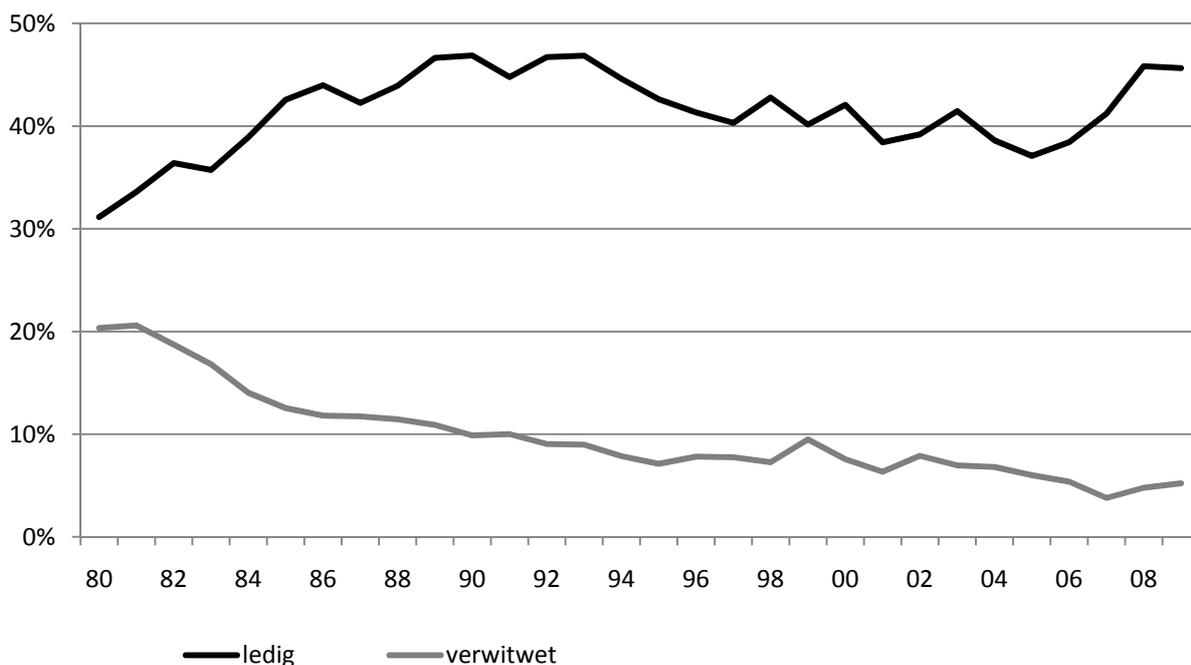
Abbildung 17: Anteil der von Ehescheidungen betroffenen Kinder der Altersgruppe unter 15 Jahren und unter 3 Jahren an allen von Ehescheidungen betroffenen Kindern



Eigene Berechnungen - Kindersicht; Datenquelle: Statistik Austria, 2009c

- Einen ähnlichen Effekt wie das Alter des jüngsten Kindes hat eine Veränderung des Wiederverhehlichungsanteils. Die Daten zeigen einen Abfall des Anteils der Erst-Ehen an allen Eheschließungen von 79 % 1970 auf 65 % im Jahr 2008.¹² Bei dieser Betrachtung ist allerdings nicht die Anzahl der betroffenen Kinder berücksichtigt.

Abbildung 18: Anteil der Alleinerziehenden mit Familienstand „ledig“ und „verwitwet“



Eigene Berechnungen; Datenquelle: Statistik Austria, 2009c

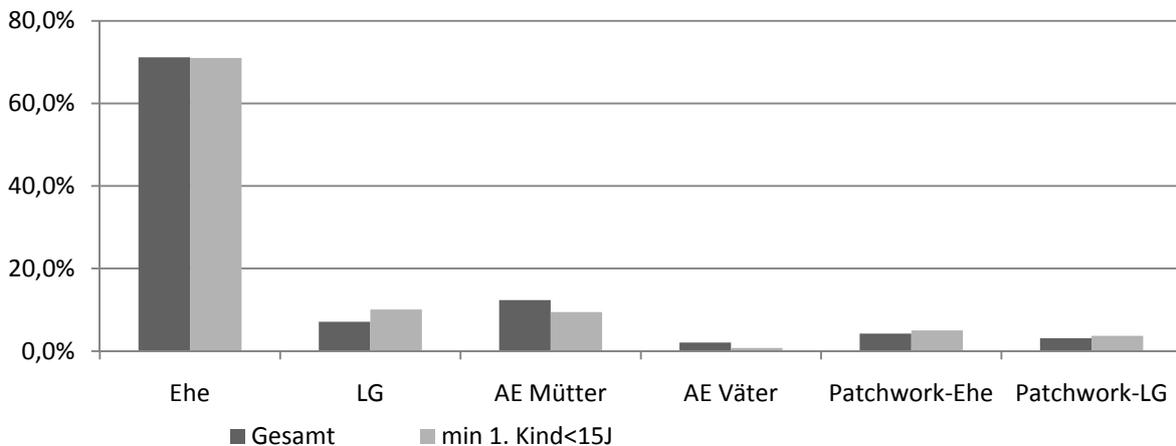
12 Statistik Austria, 2009c, S. 152.

- Eine Analyse des Familienstands der Alleinerziehenden aus den Mikrozensus-Erhebungen 1980 bis 2009 zeigt, dass der Anteil der verwitweten Alleinerziehenden von 20 % auf 5 % gesunken ist (siehe Abbildung 18). D. h. die Gründe für die Trennung vom Partner haben sich über den Zeitraum stark verändert. Die Datenbasis für diese Auswertung ist der Familienstand des alleinerziehenden Elternteils, woraus sich eine gewisse Unschärfe ergibt, da nicht eindeutig feststeht, ob sich der Familienstand auf den Vater bzw. die Mutter der im Haushalt lebenden Kinder bezieht. Weiterhin kann für ledige Alleinerziehende der Anteil der verstorbenen Partner nicht geschätzt werden.

2.7 Die gegenwärtige Verteilung der Familienstrukturen

Die Erfassungsmöglichkeiten der Familienformen laut Mikrozensus ändern sich – natürlich entsprechend zeitversetzt – mit der gesellschaftlichen Entwicklung. So werden ab 2007 Patchwork- und Stieffamilien als solche identifiziert, indem die „Leiblichkeit“ der Elternschaft gesondert abgefragt wird. Bislang konnten, wie in den obigen Zeitreihen dargelegt, lediglich Ehepaare, Lebensgemeinschaften und Ein-Eltern-Familien identifiziert werden. Die Differenzierungsmöglichkeit zu Patchwork-Familien erfordert es jedoch, den Familienbegriff und die daraus ableitbare quantitative Besetzung der Familienformen nicht nur aus Familien- oder Personenperspektive, sondern dezidiert auch aus Kinderperspektive vorzunehmen.

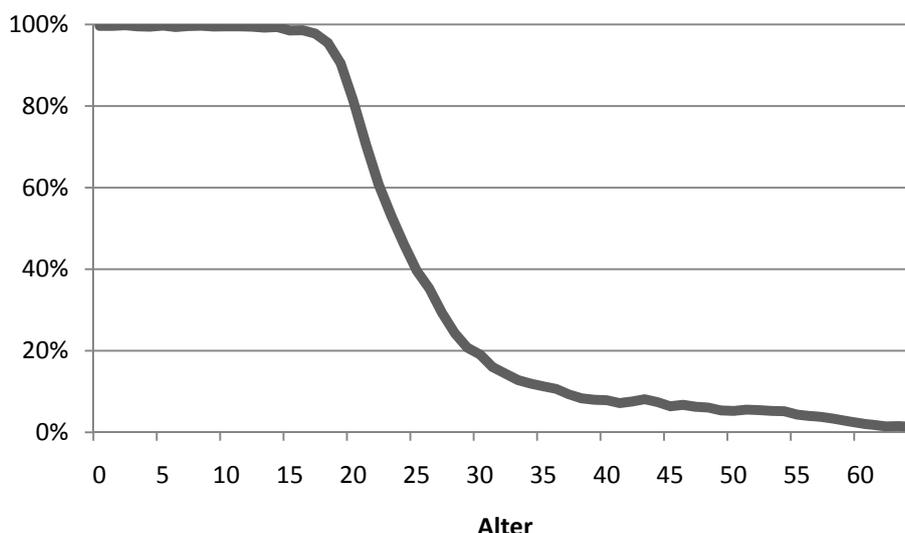
Abbildung 19: Familienformen mit Kindern, inklusive Patchwork-Familien



Eigene Berechnungen – Kindersicht; Datenquellen: Mikrozensus 2008–2009 (gepooltes Sample)

Insgesamt macht die nun neu identifizierbare Familienform der Patchwork-Familien bereits über 7 % aller Familien mit Kindern und schon fast 9 % aller Familien mit Kindern unter 15 Jahren aus. Die bisher identifizierbaren Familienformen Ehepaare mit Kindern und Lebensgemeinschaft mit Kindern reduzieren sich entsprechend. Grundsätzlich erwartungsgemäß, in seinem Ausmaß aber bemerkenswert, ist der hohe Anteil der Patchwork-Familien unter den Lebensgemeinschaften: Während nur knapp 6 % der Ehepaare mit Kindern zumindest eine Stiefverwandschaft beinhalten, also nun nach differenzierter Betrachtung zu den Patchwork-Familien gezählt werden, trifft dies auf die fünffache Quote bei den Lebensgemeinschaften zu. Hier weisen bereits über 30 % Patchworkcharakteristika aus. Der Anteil der Lebensgemeinschaften mit Kindern (ohne Patchworkcharakteristika) ist also gegenüber den langen Zeitreihendarstellungen der Abschnitte 2.3 bis 2.4 substantiell reduziert, die Ehepaare mit Kindern werden durch die neue Differenzierung nur unmerklich beeinflusst.

Abbildung 20: Anteil der Personen, die noch bei den eigenen Eltern wohnen, nach Alter



Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 2008–2009 (gepooltes Sample)

Aus Kindersicht stellt sich die Verteilung der Familienformen nun etwas anders dar: Vorerst ist anzumerken, dass im Mikrozensus der Anteil der Personen mit Verwandtschaftsgrad „Kind“, die also mit zumindest einem Elternteil in einem Haushalt wohnen, zwar ab dem Alter von 19 rapide abzufallen beginnt, jedoch noch immer fast ein Fünftel der der 30-Jährigen im selben Haushalt mit zumindest einem Elternteil wohnt (Abbildung 20). Die Auszugswahrscheinlichkeit reduziert sich fortan zunehmend, vereinzelt kommen auch Erwachsene wieder in den eigenen Elternhaushalt zurück.

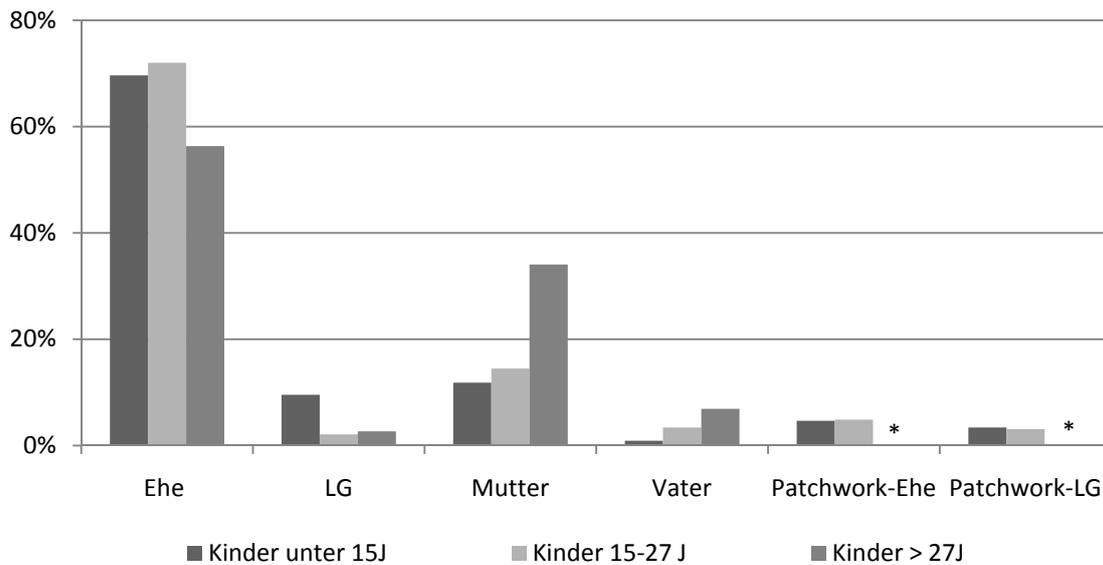
Tabelle 8: Anzahl der bei den Eltern wohnenden Kinder, nach Alter

Altersklasse:	< 15J	15-27 J	> 27J
Ehe	880.600	641.700	127.300
LG	120.800	18.900	5.800
Mutter	149.900	128.900	77.200
Vater	11.400	30.400	15.700
Patchwork-Ehe	58.800	43.500	-
Patchwork-LG	43.000	27.700	-
	1.264.500	891.100	226.600

Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 2008–2009 (gepooltes Sample)

Unter diesen Gegebenheiten ist es sinnvoll, die unterschiedliche Zusammensetzung der Familienformen hinsichtlich des Alters des jüngsten Kindes zu untersuchen. Wie bereits in Abschnitt 2.4 ausgeführt, verbleiben junge Erwachsene weit eher in Ein-Eltern-Haushalten denn in Haushalten mit beiden Elternteilen. Wie in Abbildung 21 ersichtlich, gilt dies sowohl für Kinder alleinerziehender Mütter wie Väter.

Abbildung 21: Verteilung der Personen, die noch bei den Eltern wohnen, nach Familientyp



Eigene Berechnungen - Kindersicht; Datenquellen: Mikrozensus 2008–2009 (gepooltes Sample)

Die Anzahl der „Kinder“ halbiert sich zwar sowohl bei den Müttern wie den Vätern (Tabelle 8), die Quote der verbliebenen Kinder über 27 Jahre, die nach wie vor bei den Müttern wohnen, fällt aber aufgrund der deutlichen Reduktion bei den Paar-Familien ungleich höher aus. Ein deutlich gegenläufiges, d. h. frühes Auszugsverhalten zeigen Kinder der Herkunftsfamilie „Lebensgemeinschaft“. Für die neuen Familienformen Patchwork-Ehe und Patchwork-Lebensgemeinschaft können die Anteile der noch im Elternhaushalt lebenden Kinder über 27 Jahren leider nicht identifiziert werden. Diese verbleiben nach wie vor in der herkömmlichen Klassifikation der Familientypen.¹³

Betrachtet man die Gruppe der Patchwork-Familien genauer, können folgende sechs Typen unterschieden werden, abhängig davon, ob der Mann oder die Frau eigene leibliche Kinder in die Familie einbringt bzw. ob gemeinsame Kinder der Partner vorhanden sind. Ähnlich wie bei den Ein-Eltern-Familien zeigt sich auch hier, dass überwiegend die Frau mit ihren eigenen Kindern zusammenlebt.

Auf Basis der in Tabelle 9 dargestellten Unterteilung kann der Anteil der Väter und Mütter, die mit eigenen Kindern, aber ohne den anderen Elternteil leben, berechnet werden. Für Mütter errechnet sich der Wert aus der Anzahl der Alleinerziehenden und der Frauen in Patchwork-Familien mit eigenen Kindern, dividiert durch die Anzahl aller Mütter¹⁴, und beträgt 21,7 %. 3,5 % der Mütter leben getrennt von ihren eigenen Kindern bzw. einem Teil ihrer eigenen Kinder. Für Männer ergibt sich naturgemäß das entgegengesetzte Bild: 3,5 % der Väter leben mit eigenen Kindern getrennt von der leiblichen Mutter und 21,7 % leben getrennt von zumindest einem Teil ihrer Kinder.

13 Die Leiblichkeit der Kinder wird nur bis zum Alter von 26 Jahren abgefragt. Somit werden Kinder ab 27 Jahren, die in Patchwork-Familien leben, den Familientypen „Ehe mit Kindern“ bzw. „Lebensgemeinschaft mit Kindern“ zugerechnet.

14 Die Anzahl der Mütter ergibt sich aus der Anzahl der Ehepaare und Lebensgemeinschaften mit ausschließlich leiblichen Kindern, der alleinerziehenden Mütter und der Frauen in Patchwork-Familien mit eigenen Kindern.

Tabelle 9: Patchwork-Familien-Typen

in Patchwork-Familien leben...

leibliche Kinder der Frau	leibliche Kinder des Mannes	gemeinsame Kinder	% der Patchwork- Familien	% der Familien insgesamt
nein	ja	nein	6,7 %	0,5 %
nein	ja	ja	4,6 %	0,4 %
ja	ja	nein	3,3 %	0,3 %
ja	ja	ja	0,3 %	0,0 %
ja	nein	nein	51,8 %	4,0 %
ja	nein	ja	33,3 %	2,6 %

Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 2008–2009 (gepooltes Sample)

Für die Interpretation ist zu beachten, dass die von ihren Kindern getrenntlebenden Elternteile möglicherweise bereits gestorben sind bzw. eigene Kinder mit einem anderen Partner haben. Der letztere Fall führt aufgrund der Beteiligung dieser Väter und Mütter an mehreren Familienkonstellationen zu einer Mehrfachzählung bei der Berechnung der Gesamtheit der Mütter und Väter.

Tabelle 10: Erst- und Teil- bzw. Folgefamilien mit Kindern unter 27 in Österreich

Teil-/Folgefamilien	307.400	25 %
Erstfamilien	921.000	75 %
	1.228.400	100 %

Eigene Berechnungen – Kindersicht; Datenquellen: Mikrozensus 2008–2009 (gepooltes Sample)

Dennoch können nun erstmals in Österreich die Oberklassen der Familientypen, die – aus Kindersicht – Erstfamilien und Folgefamilien, voneinander hinreichend abgegrenzt und somit auch quantifiziert werden. Dies war wohl auch an der Zeit, denn, wie aus Tabelle 10 ablesbar, inzwischen sind schon exakt ein Viertel der Familien Teil- bzw. Folgefamilien, d. h. sie sind entweder alleinerziehende Mütter¹⁵ von Beginn an oder Ein-Eltern-Familien nach Trennung oder Patchwork-Familien. In den Abschnitten 4 und 5 werden diese beiden Grundtypen der Folgefamilien eingehend untersucht.

15 Im seltensten Falle sind es Väter, die von Beginn an Alleinerzieher sind. Es ist weit häufiger, dass das Kind dann in anderen familiären oder gar institutionellen Konstellationen, die in den vorliegenden Familienform-Definitionen des Mikrozensus gar nicht hinreichend klassifiziert, mitunter sogar – v.a. bei institutioneller Unterbringung – gar nicht erfasst werden können, aufwächst.

3 Stellenwert der Familientypen – Indikatoren des Wertewandels

Norbert Neuwirth, Georg Wernhart

Die sich allmählich ändernden Familienformen werden von Änderungen in den Einstellungen und Werthaltungen zur Familie begleitet. Werthaltungen und Einstellungen sind an und für sich amorph, d. h. ihnen fehlt grundsätzlich eine allgemeingültige Maßeinheit. Demzufolge werden diese Einstellungs- und Werteindikatoren üblicherweise anhand von Ordinalskalen abgefragt. In diesem Fall bot sich an, eine fünfgliedrige Skala für „stimme sehr zu“ bis „stimme überhaupt nicht zu“ anzuwenden. Bei der Interpretation der Ergebnisse darf nicht außer Acht gelassen werden, dass gerade die Abstufungen im Zustimmung- bzw. Ablehnungsgrad (wie „stimme sehr zu“ vs. „stimme zu“) aufgrund von Variationen in der Fragestellung oder der Platzierung im Fragebogen variieren können.¹⁶

Die folgenden Auswertungen basieren auf zwei Erhebungsprogrammen, einerseits dem International Social Survey Programme (ISSP), konkret den Erhebungen zu „Family and Changing Gender Roles“, die 1988, 1994 und 2002 durchgeführt wurden, andererseits dem Generations and Gender Survey (GGS), der in Österreich 2008/2009 erhoben wurde. Beide Erhebungen können auch im internationalen Kontext ausgewertet werden, die hier dargestellten Auswertungen beziehen sich jedoch ausschließlich auf Österreich. Während die Werte- und Einstellungsitems des ISSP für die drei Erhebungsjahre für alle befragten Altersklassen (16 +) vergleichend dargestellt werden, können anhand des GGS aufgrund der höheren Stichprobengröße die Altersklassen differenziert dargestellt werden.

3.1 Entwicklung der Einstellungen zur Institution der Ehe

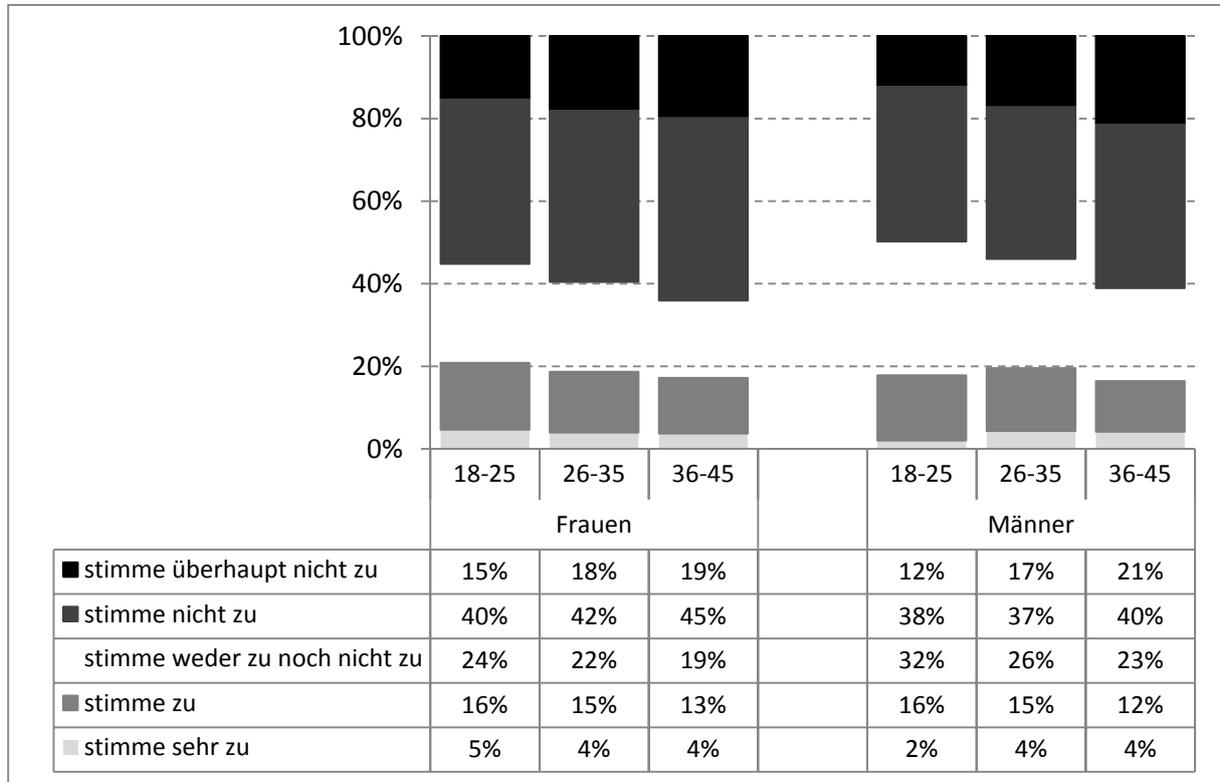
Generell ist feststellbar, dass die Institution der Ehe weitgehend positiv besetzt ist. Dennoch ist – in mehrfacher Hinsicht – ein Rückgang dieser Haltung erkennbar. Vom gegenwärtigen Status aus betrachtet, d. h. im Alterskohortenvergleich des GGS 2008/09, ist deutlich erkennbar, dass die Indikatorfrage „Die Ehe ist eine überholte Einrichtung“ zwar über alle drei Altersgruppen mehrheitlich abgelehnt wird – Männer lehnen diese Aussage zu 56 % ab, Frauen sogar zu 60 %, jüngere Alterskohorten diesbezüglich jedoch weniger eindeutig Stellung beziehen (Abbildung 22). Wenn junge Erwachsene traditionelle Institutionen eher in Frage stellen als Ältere, kann aber noch von keinem generellen Trend gesprochen werden. Genauso ist es möglich, dass hier ein reiner Alterseffekt abgebildet ist. Abgesehen davon sind die Unterschiede in den Ablehnungsquoten noch relativ gering. Die Zustimmung zu der Aussage variiert noch weniger mit dem Alter der Respondierenden.

Die Auswertung in Abbildung 22 gibt den rezenten Stand (2008/09) der Einstellungen der Männer und Frauen nach Altersklassen wieder. Wie kam es aber zu dieser Verteilung? Leider existieren im Fall Österreichs für exakt diese Fragestellung (im gleichen Erhebungskontext) keine Vorläufererhebungen. Dennoch können die Entwicklungen der Werte und Normen im Themenkreis Ehe und gelebte Familienformen mittels des ISSP nachvollzogen werden. Hier werden zwar die Ergebnisse nach Männern und Frauen und Erhebungsjahren ausge-

¹⁶ So ist erkennbar, dass im u. a. hier verwendeten ISSP 1994 die Extremkategorien „stimme überhaupt nicht zu“ und „stimme sehr zu“ fast durchgehend stärker besetzt sind als sowohl im Vorgänger- als auch im Folgesurvey. Dies weist jedoch weniger auf ein vorübergehendes Auseinanderdriften der Werteinstellung hin, sondern dürfte in erster Linie auf eine unterschiedliche Interviewführung rückführbar sein.

wiesen, eine Differenzierung nach Altersklassen ist jedoch stichprobenbedingt nur noch beschränkt sinnvoll.

Abbildung 22: GGS-Indikator: „Die Ehe ist eine überholte Einrichtung.“

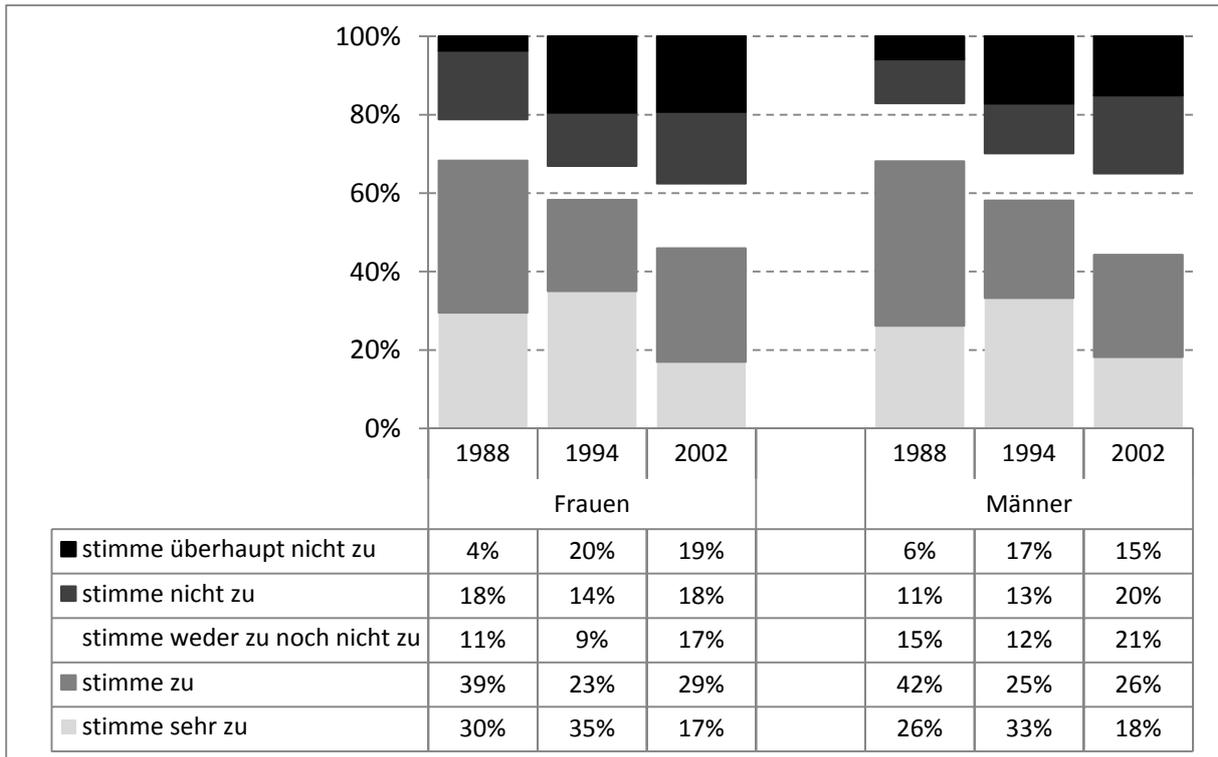


Eigene Berechnungen; Datenquelle: GGS Austria; 2008/09

Zwar wurde und wird die Ehe nie als überholte Einrichtung erachtet, die Verpflichtung zu heiraten, wenn Kinder gewollt bzw. erwartet werden, wird jedoch – und das über alle Alterskohorten im realen Zeitablauf – in abnehmendem Ausmaß gesehen. Stimmt im Jahr 1988 noch fast 70 % der Respondierenden der Aussage „Menschen, die Kinder wollen, sollen heiraten“ zu, waren es 2002 deutlich weniger als die Hälfte. Spiegelbildlich verhielt es sich mit der Ablehnung dieser Aussage: Diese stieg von einem Fünftel auf über ein Drittel der Befragten, wobei die Ablehnung bei Frauen immer etwas ausgeprägter war. Eine mehrheitliche Befürwortung der gegenständlichen Aussage war aber auch noch 2002 erkennbar (Abbildung 23).

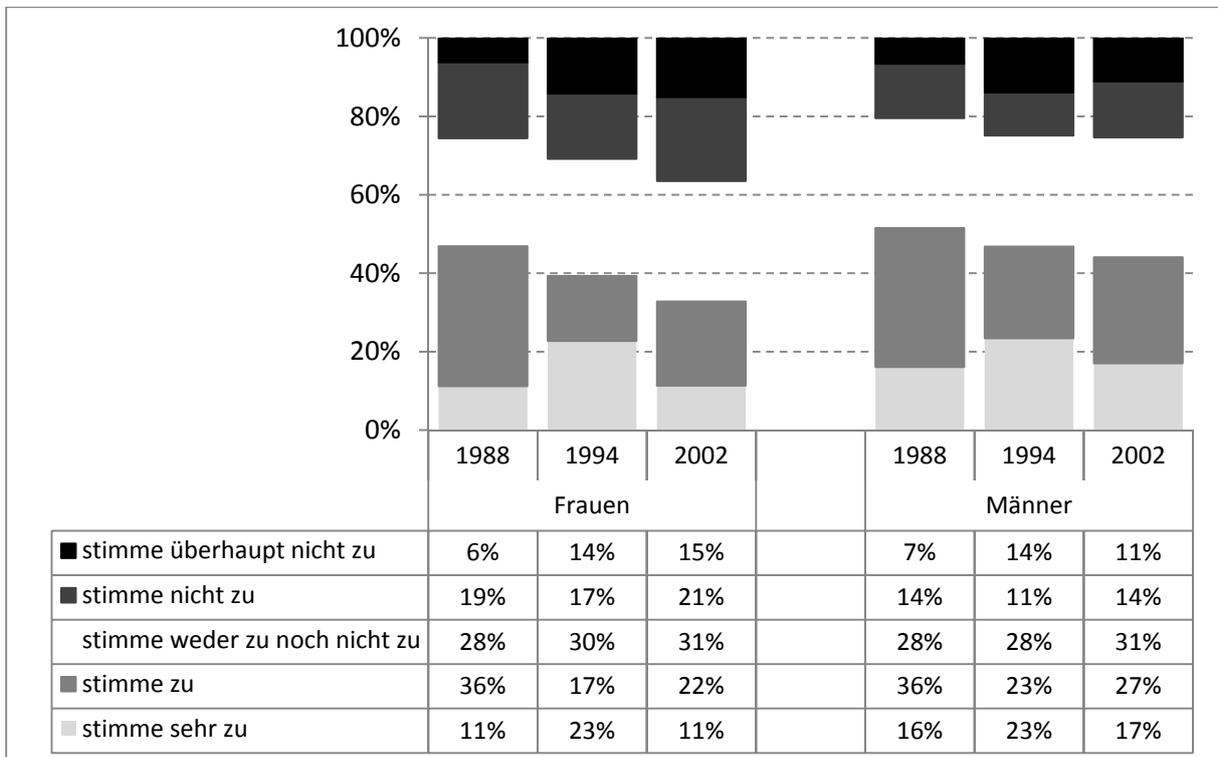
Auch die Überzeugung bzw. Erwartung, dass verheiratete Menschen im Allgemeinen glücklicher seien, nahm über anderthalb Jahrzehnte erkennbar ab. Stimmt dieser Aussage 1988 noch fast die Hälfte der Frauen zu, so sank die Zustimmung 2002 auf ein Drittel. Etwas mehr Frauen verneinten auch diese Aussage. Der Verlauf bei den Männern erscheint ähnlich, jedoch bei weitem nicht so ausgeprägt. Die Ablehnung zu dieser Aussage stagniert jedoch, die Zustimmung überwiegt weiterhin. Insgesamt ist bei Männern wie Frauen die neutrale Position zu der gegenständlichen Aussage stark besetzt (Abbildung 24).

Abbildung 23: ISSP-Indikatorfrage: „Menschen, die Kinder wollen, sollen heiraten.“



Eigene Berechnungen; Datenquelle: ISSP Austria; 1988, 1994, 2002

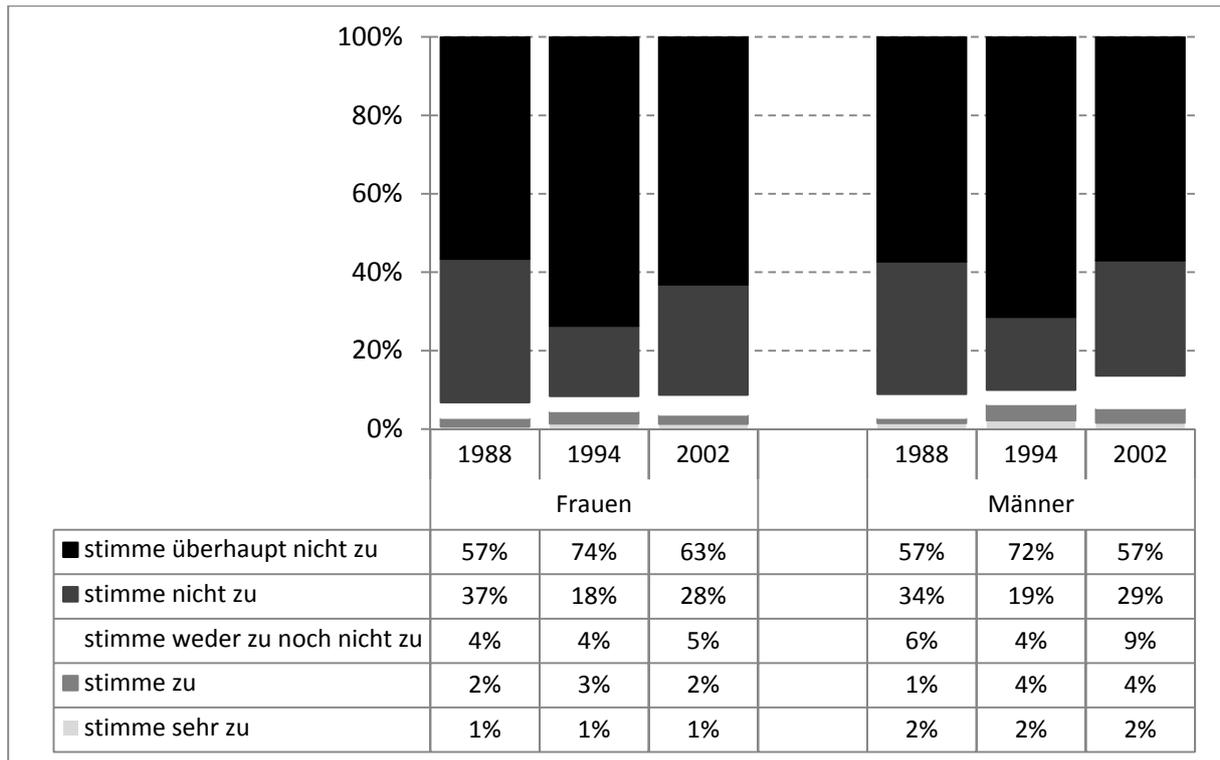
Abbildung 24: ISSP-Indikatorfrage: „Verheiratete Menschen sind im Allgemeinen glücklicher als Menschen, die nicht verheiratet sind.“



Eigene Berechnungen; Datenquelle: ISSP Austria; 1988, 1994, 2002

Die Institution der Ehe wird zwar nach wie vor mehrheitlich gestützt, jedoch einen sozialen Zwang zur Ehe sehen die wenigsten. Die Indikatorfrage „Es ist besser, eine schlechte Ehe zu führen, als überhaupt nicht verheiratet zu sein“, negierten in allen Erhebungsjahren deutlich über 80 % der Befragten. Es ist zwar ein marginaler Rückgang in dieser Ablehnung zu verzeichnen, dieser liegt jedoch innerhalb der statistischen Schwankungsbreite (Abbildung 25).

Abbildung 25: ISSP-Indikatorfrage: „Es ist besser, eine schlechte Ehe zu führen, als überhaupt nicht verheiratet zu sein.“

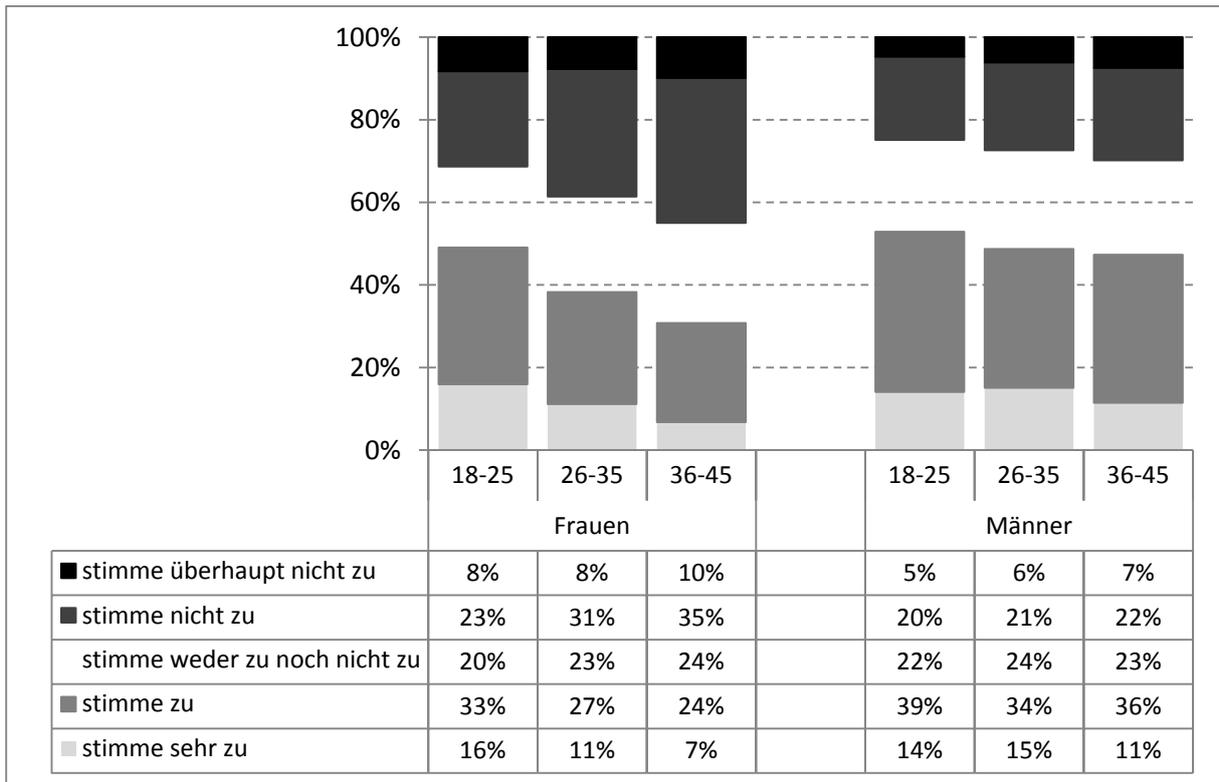


Eigene Berechnungen; Datenquelle: ISSP Austria; 1988, 1994, 2002

Die Indikatorfrage im GGS „Die Ehe ist eine lebenslange Verbindung und sollte nicht beendet werden“ zeigt eine wesentlich unterschiedliche Haltung der Geschlechter: Während 18–25-jährige Repondentinnen und Respondenten diese Aussage noch ähnlich stark befürworten, sinkt diese Zustimmung bei Frauen mit dem Alter weit stärker als bei Männern. In der oberen Alterskohorte (36–45) lehnen Frauen diese Aussage mit 45 % mehrheitlich ab, während sie noch von etwa dem gleichen Anteil der Männer gestützt wird (Abbildung 26). Dies korrespondiert auch mit der Beobachtung, dass in Österreich – wie in sämtlichen anderen GGP-Ländern – Frauen eine erkennbar höhere Neigung zur Beendigung ihrer derzeitigen Partnerschaft aufweisen als Männer.¹⁷ Insgesamt stimmen knapp 50 % der Männer der Aussage zu, nur knapp 28 % lehnen sie ab. Bei Frauen sind Ablehnung und Zustimmung etwa gleich ausgeprägt (39 %).

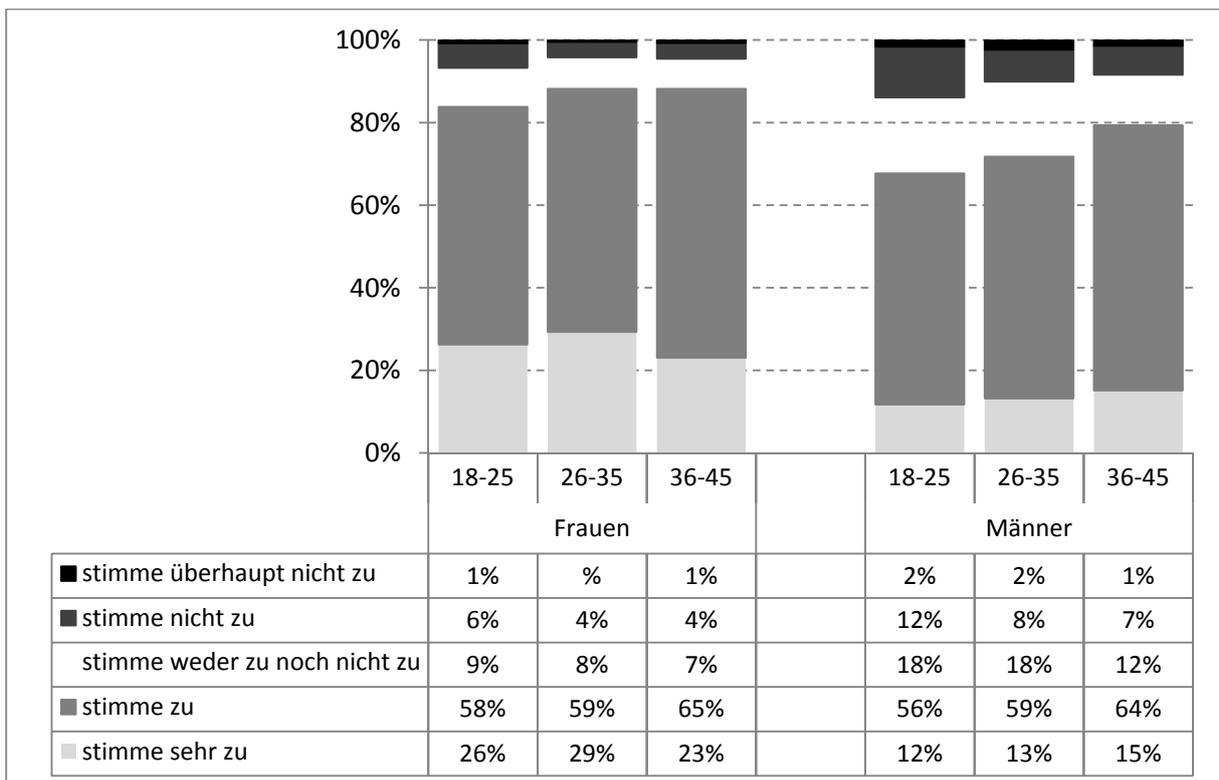
17 vgl. Neuwirth (2009b)

Abbildung 26: GGS-Indikator: „Die Ehe ist eine lebenslange Verbindung und sollte nicht beendet werden.“



Eigene Berechnungen; Datenquelle: GGS Austria; 2008/09

Abbildung 27: GGS-Indikator: „Es ist in Ordnung, wenn sich ein Paar in einer unglücklichen Ehe scheiden lässt, auch wenn sie Kinder haben.“

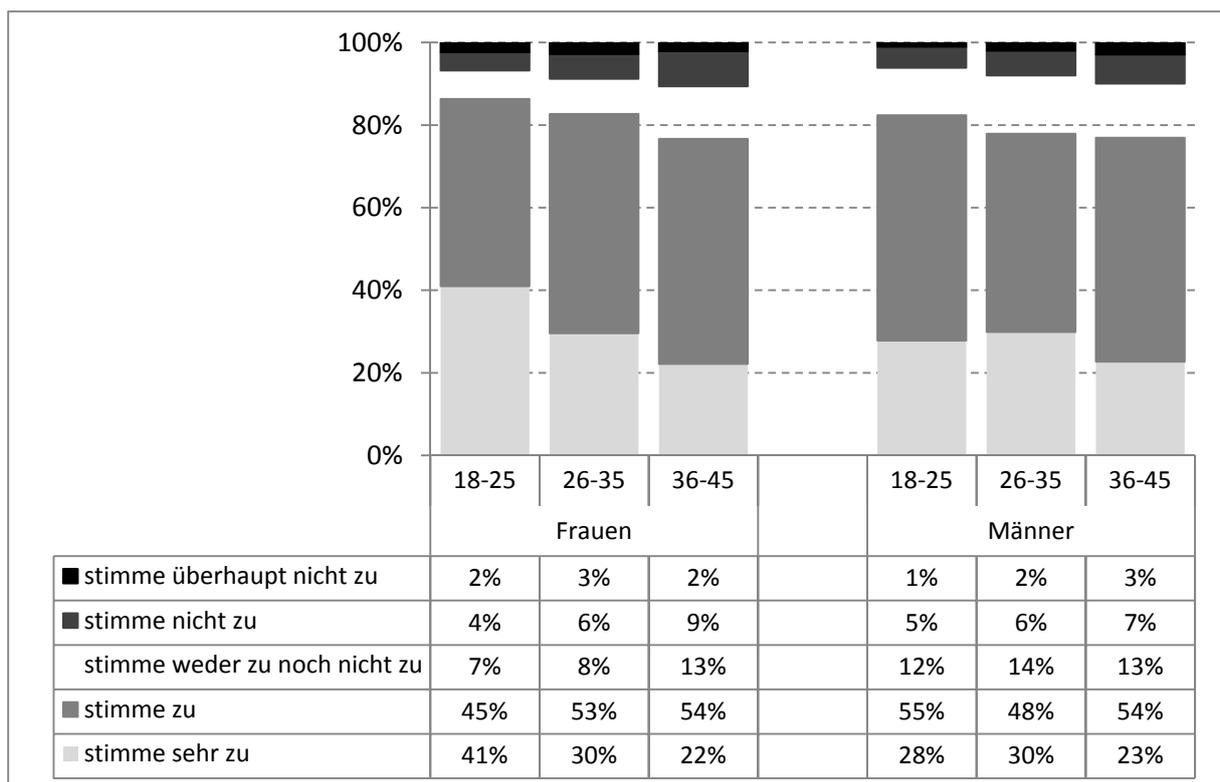


Eigene Berechnungen; Datenquelle: GGS Austria; 2008/09

Zwar herrschte bis 2002 und wohl auch darüber hinaus noch die generelle Einstellung vor, dass Menschen, die Kinder wollen, auch heiraten sollten (vgl. Abbildung 23), umgekehrt stellt aber – jedenfalls heutzutage – das Vorhandensein von Kindern so gut wie keinen Hinderungsgrund für eine Scheidung einer unglücklichen Ehe mehr dar. Frauen stimmen der Aussage „Es ist in Ordnung, wenn sich ein Paar in einer unglücklichen Ehe scheiden lässt, auch wenn sie Kinder haben“ mit durchgehend deutlich über 80 %, Tendenz mit dem Alter noch immer steigend, zu.

Die Zustimmung bei Männern ist zwar etwas verhaltener ausgeprägt, jedoch mit über zwei Drittel anfangs noch immer deutlich und mit dem Alter stärker wachsend (Abbildung 27). Die – wenn auch im Ausmaß marginale – Steigerung der Zustimmung zu dieser Indikatorfrage ist inhaltlich bemerkenswert. Zumeist vertreten höhere Alterskohorten ja traditionellere Werte und Einstellungen. Bei der gegenständlichen Thematik lassen vermutlich persönliche Erfahrungen sowie Entwicklungen von Partnerschaften und Ehen im Umfeld der Respondierenden die Werthaltungen zunehmend hinterfragen. Da aber – zumindest bei Frauen – der „Ausgangswert“ der 18–25-Jährigen schon eindeutig ausfällt, sind die Variationen in den höheren Altersklassen statistisch nicht mehr durchgehend unterscheidbar.

Abbildung 28: GGS-Indikator: „Es ist in Ordnung, wenn ein Paar zusammenlebt ohne die Absicht, zu heiraten.“



Eigene Berechnungen; Datenquelle: GGS Austria; 2008/09

Letztlich stellt sich auch die Frage, ob die weit verbreitete, grundsätzlich positive Haltung zur Ehe diese lediglich als solche stützt, oder sie als allein gültige Form des Zusammenlebens zweier verschiedengeschlechtlicher Partner gesehen wird. Die diesbezügliche Indikatorfrage „Es ist in Ordnung, wenn ein Paar zusammenlebt ohne die Absicht, zu heiraten“ erfährt mit etwa 80 % der Frauen und Männer weitestgehende Zustimmung. Es ist – vor allem bei Frau-

en – ein Rückgang in der Zustimmung mit dem Alter erkennbar, jedoch verbleibt die Zustimmung jeweils über 75 % (Abbildung 28).

3.2 Entwicklung der Geschlechterrollenbilder in Bezug auf Arbeitsteilung

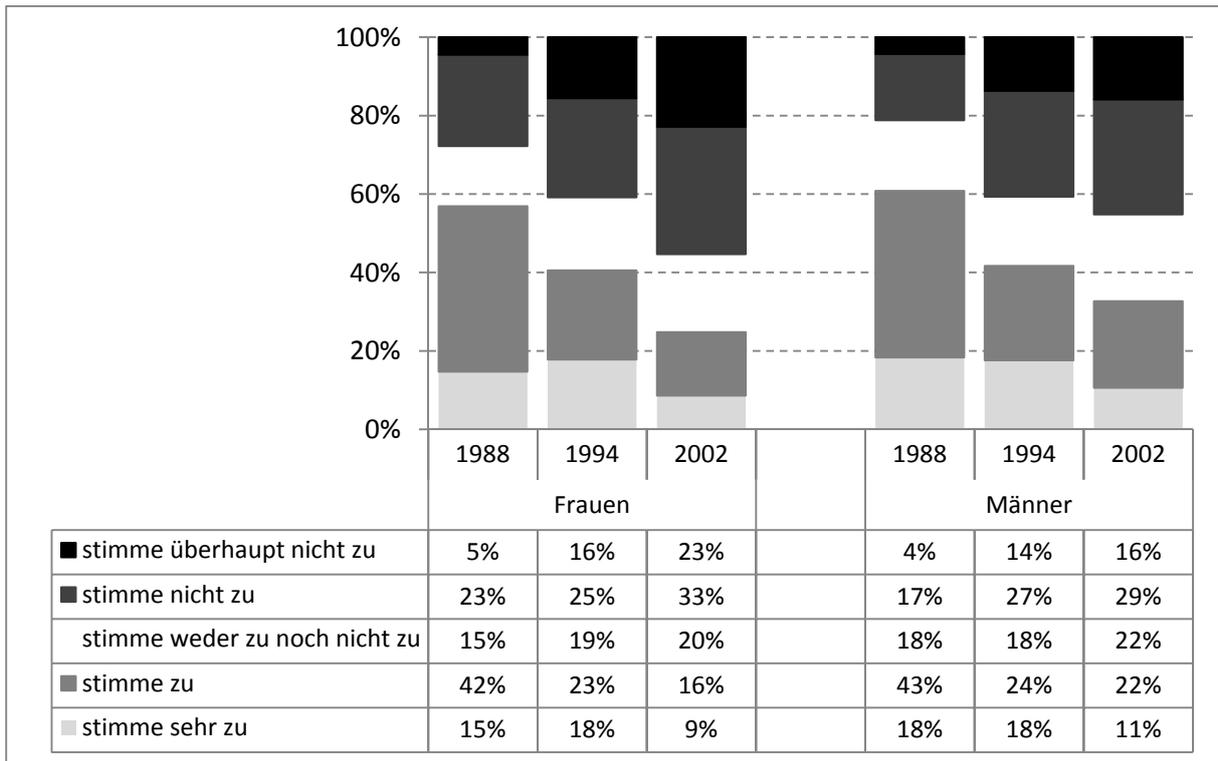
In engem Zusammenhang mit dem Familienrollenbild stehen die Werthaltungen zur innerfamiliären Arbeitsteilung und dem Rollenbild der Frau. Eine Indikatorfrage, die hierzu im Rahmen des ISSP wiederholt gestellt wurde, lautet: „Einen Beruf zu haben, ist ja ganz schön, aber das, was die meisten Frauen wirklich wollen, sind Heim und Kinder“. Dieser Aussage stimmten 1988 mit 57 % der Frauen und 61 % der Männer noch etwa gleich hohe Anteile zu, während die Ablehnung dieser Aussage bei den Frauen (28 %) bereits etwas deutlicher ausgeprägt war als bei Männern (21 %). Somit war das Verhältnis Zustimmung zu Ablehnung bei Frauen mit 2 : 1, bei Männern sogar mit 3 : 1 noch eindeutig bejahend.

Bei der Folgeerhebung 1994 waren auf diese geschlechterrollenspezifische Frage keine geschlechtsspezifischen Unterschiede mehr erkennbar: Sowohl Männer als auch Frauen lehnten zu ca. 40 % diese Aussage ab, andere 40 % stimmten ihr zu, d. h. die Haltung zu dieser Indikatorfrage war in beiden Hinsichten „ausgewogen“. Die Ablehnung zu der gegenständlichen Aussage stieg bei der letzten diesbezüglichen ISSP-Erhebung erneut, jedoch bei Frauen (56 %) wesentlich deutlicher als bei Männern (45 %). Spiegelbildlich sank die Zustimmung bei Frauen auch stärker – nur noch ein Viertel der befragten Frauen, jedoch genau ein Drittel der Männer erteilte eine Zustimmung. Insgesamt ist erkennbar, dass dieser geschlechterrollenzuweisende Indikator über die drei Erhebungswellen die wohl deutlichste Verschiebung erfahren hatte (Abbildung 29).

Die ebenfalls eindeutig auf das Rollenverständnis der Frauen hinsichtlich innerfamiliärer Arbeitsteilung abzielende Indikatorfrage „Hausfrau zu sein, ist genauso erfüllend, wie gegen Bezahlung zu arbeiten“ scheint ebenfalls gut geeignet zu sein, die Veränderungen im Rollenbild abzubilden (Abbildung 30). Hier muss jedoch berücksichtigt werden, dass die Formulierung der Aussage nicht ganz eindeutig ist. Einerseits – und so war sie auch intendiert – kann sie als inhaltliche Erfüllung aufgefasst werden, andererseits aber auch in rein zeitlicher Hinsicht. Es wird zudem angenommen, dass gerade diese Frage inzwischen auch eine Art Political Correctness gegenüber dem ausschließlich Haushaltsführenden hervorruft.

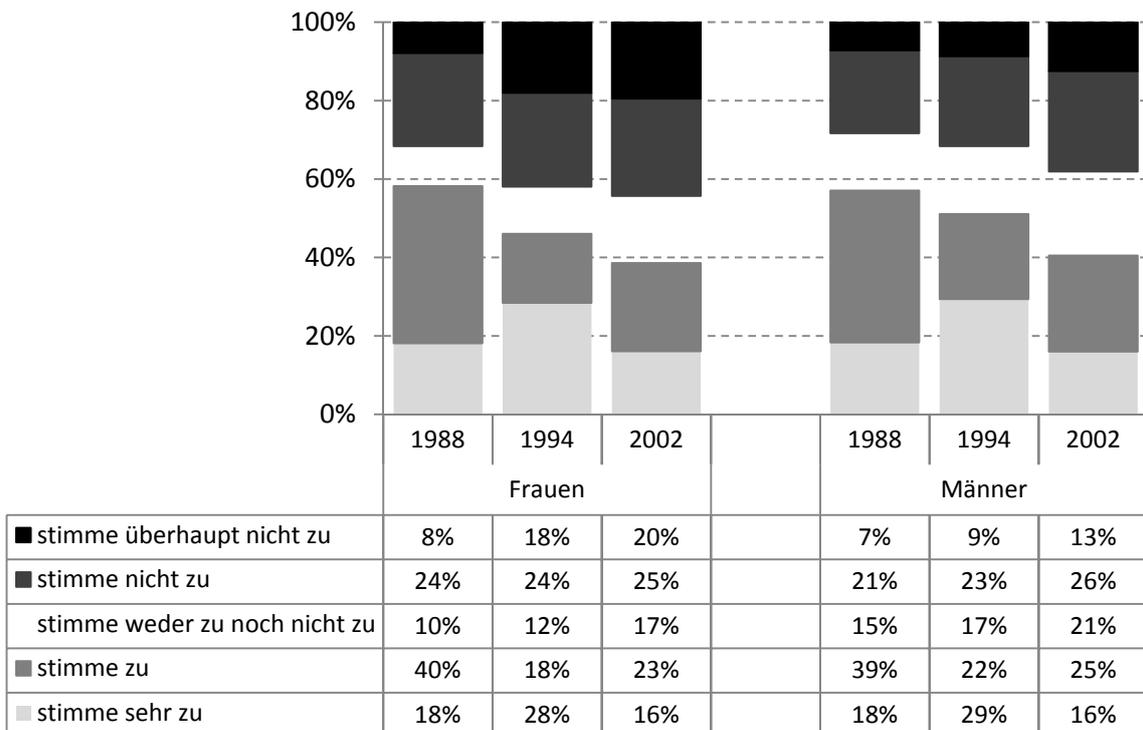
Dennoch ist die Entwicklung der Haltung zu der gegenständlichen Aussage eindeutig. Wurde sie 1988 noch mehrheitlich unterstützt, so reduzierte sich die Zustimmung zunehmend. 2002 erfuhr diese Indikatorfrage bei Männern wie bei Frauen ausgeglichene Zustimmungs- und Ablehnungsquoten.

Abbildung 29: ISSP-Indikatorfrage: „Einen Beruf zu haben, ist ja ganz schön, aber das, was die meisten Frauen wirklich wollen, sind ein Heim und Kinder.“



Eigene Berechnungen; Datenquelle: ISSP Austria; 1988, 1994, 2002

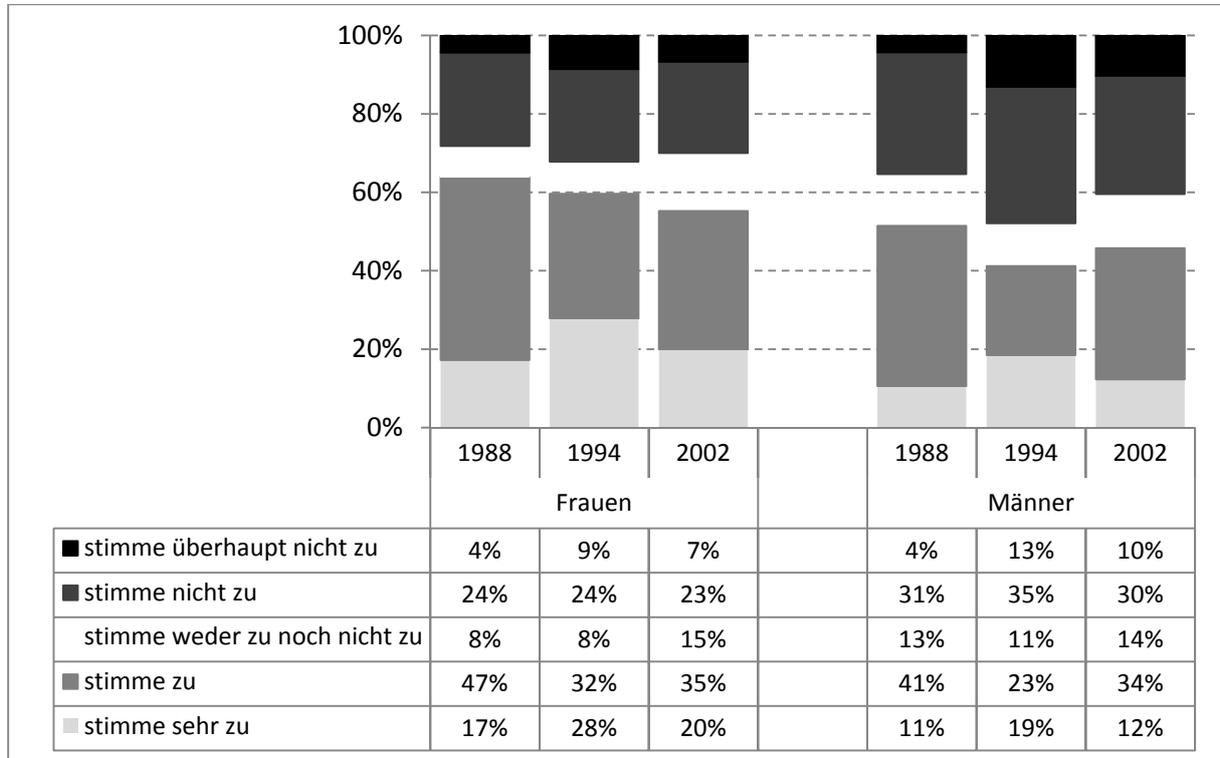
Abbildung 30: ISSP-Indikatorfrage: „Hausfrau zu sein, ist genauso erfüllend, wie gegen Bezahlung zu arbeiten.“



Eigene Berechnungen; Datenquelle: ISSP Austria; 1988, 1994, 2002

3.3 Einstellungen zu Ein-Eltern-Familien

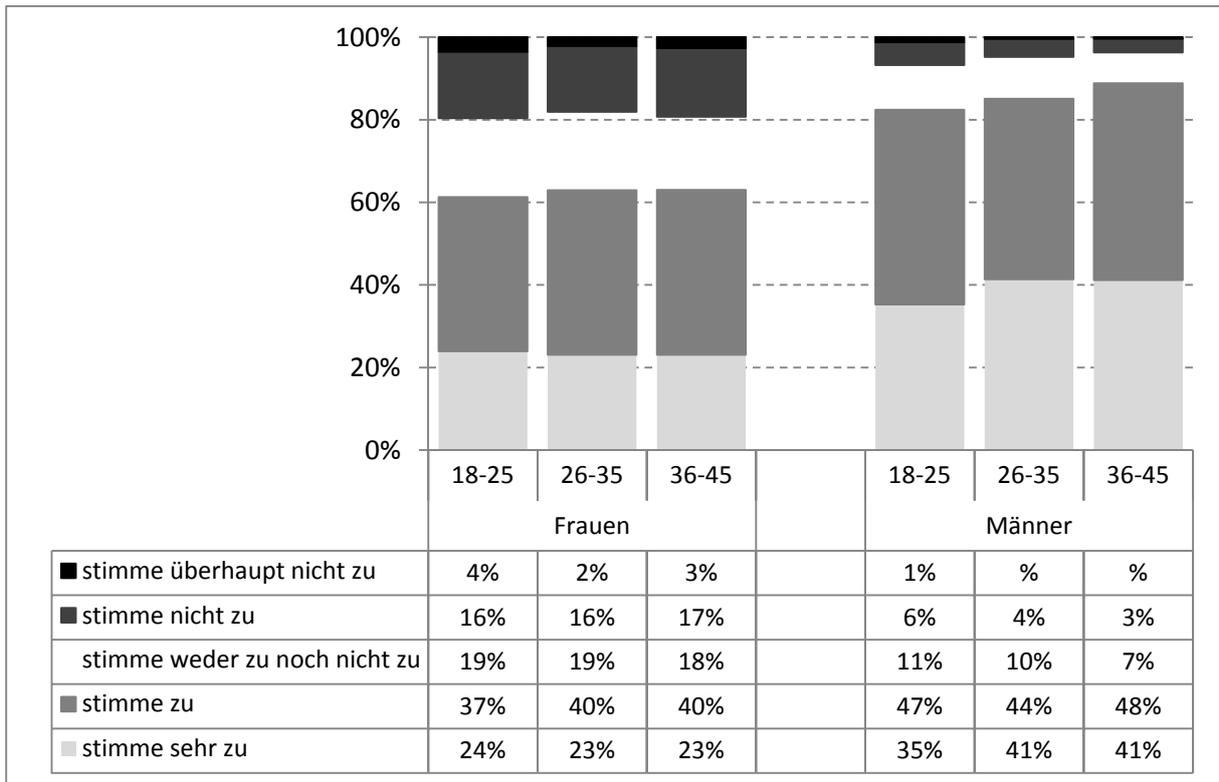
Abbildung 31: ISSP-Indikatorfrage: „Ein(e) alleinstehende(r) Elternteil/Mutter kann sein/ihr Kind genauso gut großziehen wie beide Eltern zusammen/ein Ehepaar.“



Eigene Berechnungen; Datenquelle: ISSP Austria; 1988, 1994, 2002

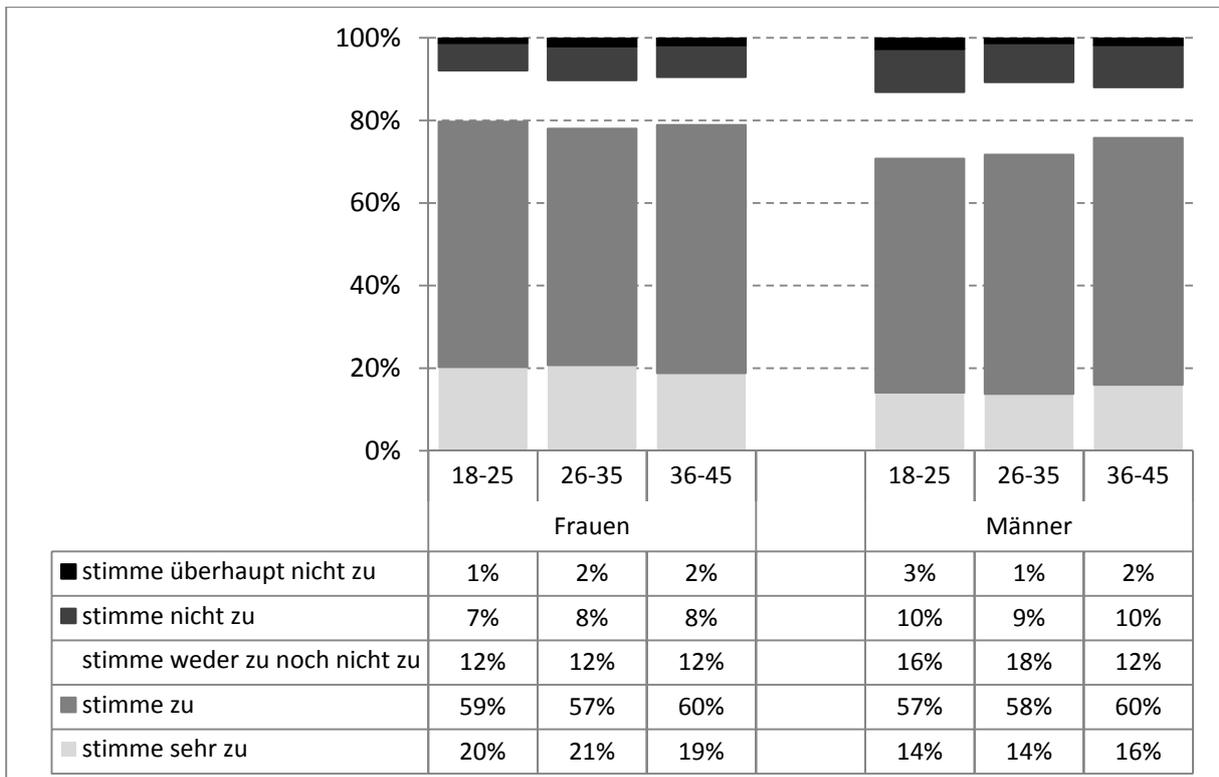
Vor diesem Hintergrund der Entwicklungen im geschlechtsspezifischen Rollenverständnis und den Haltungen zu Ehe und Familie hat sich auch die Haltung zur Familienform der Ein-Eltern-Familien gewandelt. Die Indikatorfrage „Ein(e) alleinstehende(r) Elternteil/Mutter kann sein/ihr Kind genauso gut großziehen wie beide Eltern zusammen/ein Ehepaar“ erfuhr eine Wandlung in der Formulierung, da 1988 explizit nach der alleinerziehenden Mutter, danach generell nach einem alleinerziehenden Elternteil gefragt wurde. Zumindest aufgrund dessen vernimmt die Entwicklung der Haltung zu dieser Indikatorfrage keinen stetigen Verlauf.

Abbildung 32: GGS-Indikator: „Ein Kind braucht ein Zuhause mit Vater und Mutter, um glücklich aufzuwachsen.“



Eigene Berechnungen; Datenquelle: GGS Austria; 2008/09

Abbildung 33: GGS-Indikator: „Wenn eine alleinstehende Frau ein Kind, aber keine feste Partnerschaft will, so sollte das akzeptiert werden.“



Eigene Berechnungen; Datenquelle: GGS Austria; 2008/09

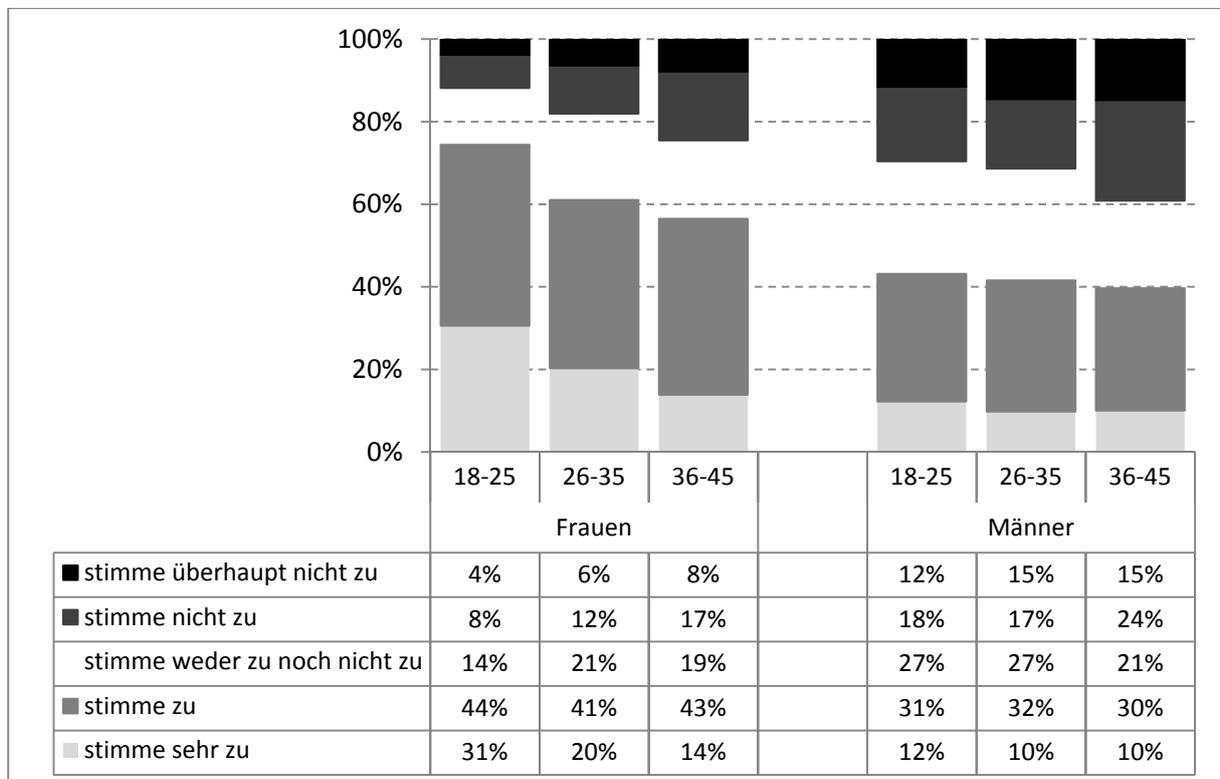
Auffallend ist dennoch, dass Frauen diese Aussage zwar durchweg mehrheitlich, jedoch in abnehmendem Ausmaß unterstützten. Die Befürwortung seitens der Männer war zu jedem Zeitpunkt deutlich geringer, zwischenzeitlich dominierte sogar die Ablehnung der gegenständlichen Aussage (Abbildung 31).

Während die obige Aussage sich auf die alltägliche Aufgabenbewältigung mit Kindern bezieht, wird im Folgenden auf die von den Respondierenden angenommenen Bedürfnisse der Kinder abgezielt. Die Indikatorfrage: „Ein Kind braucht ein Zuhause mit Vater und Mutter, um glücklich aufzuwachsen“ erfährt von Frauen aller Altersgruppen eine ähnlich höhere Zustimmung als Ablehnung (60 % Zustimmung : 20 % Ablehnung). Männer stimmen noch eindeutiger zu, diese Zustimmung steigt auch mit dem Alter, v.a. aufgrund der eigenen familiären Lebenssituation sowie der des sozialen Umfelds (Abbildung 32).

Dennoch besteht gesellschaftlich weitestgehende Akzeptanz für Frauen, die ohne Partner Kinder bekommen und aufziehen wollen. Etwa 75 % der Befragten stimmen der Indikatorfrage „Wenn eine alleinstehende Frau ein Kind, aber keine feste Partnerschaft will, so sollte das akzeptiert werden“ zu, etwa 10 % widersprechen. Wiederum liegen Frauen in der Zustimmung etwas höher und weisen über die drei Altersklassen keine statistisch merkbaren Unterschiede aus. Bei Männern dürfte die Zustimmung mit dem Alter etwas wachsen (Abbildung 33).

3.4 Über das rein heterosexuelle Familienbild hinaus

Abbildung 34: GGS-Indikator: „Schwule/lesbische Paare sollten die gleichen Rechte wie heterosexuelle Paare haben.“



Eigene Berechnungen; Datenquelle: GGS Austria; 2008/09

Uneheliche Lebensgemeinschaften, Ein-Eltern-Familien wie gleichgeschlechtliche Partnerschaften waren seit jeher Realität, die Tabuisierung über vermittelte Werthaltungen und die daraus folgende gesellschaftliche Segregation dieser Gruppen verlief jedoch zeitlich versetzt und inhaltlich unterschiedlich. 2008/09 ist erkennbar, dass Frauen – Frauen nehmen auch hier eine gewisse Vorreiterrolle ein – der Indikatorfrage „Schwule/lesbische Paare sollten die gleichen Rechte wie heterosexuelle Paare haben“ bereits über alle Altersgruppen mehrheitlich zustimmen, am eindeutigsten fällt die Zustimmung der jüngsten Altersklasse aus (75 %). Männer zeigen hingegen, unabhängig vom Alter, eine deutlich verhaltenere Zustimmung. In der obersten Altersklasse der Befragten wiegen sich Zustimmung und Ablehnung sogar auf (Abbildung 34).

Insgesamt kann gut nachvollzogen werden, dass der Wertewandel zu den unterschiedlichen Familienformen mit der Familienstrukturpolitik der letzten 30 Jahre einhergeht. Ein-Eltern-Familien erfahren zunehmende Akzeptanz, jedoch ist diese nicht immer zwischen den Geschlechtern gleich verteilt. Deutlichste Unterschiede in den Werthaltungen sind derzeit im Bereich der gleichgeschlechtlichen Partnerschaften zu erkennen.

4 Familientyp I: Ein-Eltern-Familien

Andreas Baierl, Sonja Dörfler, Norbert Neuwirth

Obwohl „Alleinerzieher/innen“ mitunter ins Zentrum der familienpolitischen Diskussion rücken, ist der Begriffsinhalt noch lange nicht geklärt. Im Folgenden werden die unterschiedlichen in der Literatur angeführten, mitunter inhaltlich nicht vollständig deckungsgleichen Begriffe dargelegt (Abschnitt 4.1), die daraus abgeleiteten Forschungszugänge beschrieben (4.2) und die Situation der Ein-Eltern-Familien im – nicht nur auf Österreich bezogenen – Literaturspiegel wiedergegeben (4.3). Abschließend wird nach dem empirischen Verfahren des Likelihood-Ratio-Tests untersucht, worin sich Ein-Eltern-Familien von Paarfamilien mit Kindern unterscheiden (4.4).

4.1 Historische Perspektive und der Wandel der Begrifflichkeiten

Sonja Dörfler

Ein-Eltern-Familien sind kein historisch neues Phänomen, allerdings haben sie ihre Gestalt und Hintergründe im Lauf der Zeit verändert. In den meisten europäischen Ländern ist der historische Wandel der Ein-Eltern-Familien vor allem dadurch charakterisiert, dass der Anteil an Witwen- und Witwerfamilien sank und jener der Scheidungsfamilien gestiegen ist. Ledige Mütter, die ihre Kinder von Beginn an alleine aufzogen, gab es zwar zu allen Zeiten, allerdings verbesserte sich in den letzten Jahrzehnten ihre gesellschaftliche Stellung deutlich (Torremocha 2002: 175).

In allen Ländern der westlichen Welt stieg die Scheidungswahrscheinlichkeit¹⁸ ab 1965 stark an. Zu diesem Zeitpunkt waren sie in keinem Nord-, West- oder Südeuropäischen Land höher als 18 %. Die USA waren mit 30 % Mitte der 1960er Jahre Vorreiter bei den Ehescheidungen. In den 1970er Jahren überragten Scheidungen erstmals die Todesfälle des Partners oder der Partnerin als Ursache des Alleinerziehens. Insgesamt betrachtet, ist der Anteil an Alleinerziehenden unter allen Familien mit Kindern kein historisches Novum. So zeigen beispielsweise Daten aus England zwischen 1550 und 1850 einen Anteil an Ein-Eltern-Familien von etwa 20 %; noch in den späten 1980er Jahren lag der Vergleichsanteil mit rund 17 % unter diesem Wert. Der Anteil der Väter unter den Alleinerziehenden war – aufgrund der höheren Sterblichkeit – in den letzten Jahrhunderten bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts in Europa relativ stabil bei rund 30 % und damit deutlich höher als heute (van der Staay 1995: 47ff.; für Österreich siehe Tabelle 4, Abbildung 4 und insb. Abbildung 5).

Der Terminus der Alleinerzieher- bzw. Ein-Eltern-Familie ist allerdings ein relativ neuer. Im Vereinigten Königreich in den 1960er Jahren wurde im Rahmen eines Reports für das Ministerium für Gesundheit und Soziale Sicherheit der Begriff „one-parent family“ verwendet, um ein zwar altes, aber wachsendes Phänomen zu benennen. In der amerikanischen Forschung ist auch von „female-headed-families“ die Rede. In Frankreich waren es feministische Soziologinnen, welche die Begriffe „parent isolée“ und „familles monoparentales“ einführten. Diese lösten die alten Termini „familles privées de père“ und „familles dissociées“ ab, welche vor allem die Abweichung von der Norm bzw. die Abwesenheit des Vaters in der Familienform hervorhoben. Auch in Deutschland und Österreich wurden Ein-Eltern-Familien lange Zeit als de-

18 Die Scheidungswahrscheinlichkeit ist hier von van der Staay (1995: 56) definiert als „the ratio of divorces at different marriage durations to the initial size of the marriage cohorts which have reached this duration.“

fizitäre Lebensform angesehen, was sich auch in den deutschen Begrifflichkeiten widerspiegelt: Noch Ende der 1970er Jahre wurde von deutscher ministerieller Seite von unvollständigen Familien gesprochen. Adjektive wie „desolat“, „zerrüttet“ und „desorganisiert“ finden sich noch in den 1980er Jahren in wissenschaftlicher Literatur. Die Alleinerziehendenfamilien werden im deutschsprachigen Raum noch bis in die 1990er Jahre hinein als Abweichung von der Normalität der Zwei-Eltern-Familie dargestellt. Später folgen Begriffe wie „Ein-Eltern-Familie“, „Ein-Elternteilfamilie“, „Alleinerziehende“, „AlleinerzieherInnen“ oder auch „Mutter-Kind-Familie“ (Torremocha 2002: 176; Schneider et al. 2001: 12; Steininger 1996: 12f.).

Die Begründungen für den Wechsel in den Begrifflichkeiten sieht Torremocha (2002: 177f.) in drei Ansätzen: Im Wandel der ehelichen Rechte, im veränderten Status von Frauen sowie im Auftreten einer neuen Reproduktionsordnung, die wiederum die Institution der Ehe und die ehelichen Bindungen schwächte. Die veränderten Begrifflichkeiten drückten einen Wandel auf drei Ebenen aus – der akademischen, der institutionellen und der sozialen Ebene.

Auf der akademischen Ebene kam es zu einer Abkehr vom strukturfunktionalistischen Ansatz des amerikanischen Soziologen Talcott Parsons, in dem die traditionelle Nuklearfamilie eine Funktionseinheit darstellte, in der jedes Mitglied eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen hatte. In Parsons Modell wurde den Geschlechtern unterschiedliche Aufgaben zugeteilt, die sie zu erfüllen hatten: Frauen waren zuständig für die affektiven, haushälterischen und pflegerischen Bereiche und Männer für den Bereich der Erwerbstätigkeit und finanziellen Absicherung der Familie. Dieses Modell hatte vor allem zwei Schwächen: Erstens beinhaltete es Wertvorstellungen zur Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Zweitens basierte es auf dem Mythos der Großfamilie in den traditionellen Gesellschaften, die sich zur Nuklearfamilie in der Industriegesellschaft wandelte. Dieser Mythos ging von einer Evolution der Familienformen und einem Hinauslaufen auf die Nuklearfamilie aus. Arbeiten aus der historischen Demografie jedenfalls identifizierten den Mythos als solchen und zeigten auf, dass zu den unterschiedlichsten Zeiten jeweils verschiedenste Familienformen nebeneinander existierten. Lediglich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bestand eine Dominanz der ehelichen Nuklearfamilie. Van der Staay (1995: 47f.) bezeichnet dies als einzigartige historische Erscheinung, die sich in dieser Zeit sowohl statistisch als auch ideologisch ausdrückte und ihre Wurzeln in den Entwicklungen rund um die Industrialisierung im frühen 19. Jahrhundert hatte. Zudem ermöglichten die stetig sinkenden Sterblichkeitsraten immer häufiger das Aufziehen der Kinder in Zwei-Eltern-Familien, sodass diese Familienform normativ und demografisch bis Mitte des 20. Jahrhunderts vorherrschend wurde.

Auf der institutionellen Ebene waren Ein-Eltern-Familien vorerst eine politische Herausforderung bezüglich ihres Armutsrisikos; zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem in Form von Witwer- und Witwenfamilien und später verstärkt als Familien von alleinstehenden und geschiedenen Frauen. Witwer- und Witwenfamilien hatten zu allen Zeiten ein höheres soziales Ansehen im Vergleich zu den teilweise geächteten Müttern von unehelichen Kindern. Zudem hatten Witwen zu früheren Zeiten nach dem Tod des Ehemanns wesentlich mehr Rechte als jemals davor und wurden in vielen europäischen Gesellschaften von der Öffentlichkeit systematisch finanziell unterstützt. Unverheiratete Mütter hingegen hatten mit Ächtung und Ausgrenzung zu kämpfen, was in den vergangenen Jahrhunderten nicht selten dazu führte, dass sie ihre Babys aussetzten oder gar töteten. In der Politik fokussierten seit den 1980er Jahren auch internationale Organisationen wie die europäische Union oder die OECD darauf, die Situation von Ein-Eltern-Familien zu verbessern (Torremocha 2002: 178; van der Staay 1995: 49f.).

Auf sozialer Ebene kam es im Rahmen des sogenannten zweiten demografischen Übergangs in allen industrialisierten Ländern seit den 1960er Jahren zu einem Ansteigen der Scheidungszahlen und der nichtehelichen Lebensgemeinschaften sowie zu einem Rückgang der Fertilität und der Eheschließungen. Mit diesem Wandel ging die Auflösung der Familie als Institution und die Auflösung der Grenzen zwischen legitimen und illegitimen Verhaltensweisen einher. Rechtlich zeigte sich dies u. a. in der Gleichstellung von ehelichen und nicht-ehelichen Kindern und Änderungen – z. B. im Mietrecht – zugunsten nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften. Gleichzeitig wurde seit den 1970er Jahren der rechtliche Schutz der Institution Ehe aufgeweicht und im Gegenzug dazu die Individualrechte von Männern, Frauen und Kindern gestärkt. Die Ein-Eltern-Familien – aus Gründen von Scheidung und Trennung – gewannen an Akzeptanz und wurden zum Mittelklassephänomen, während mit der steigenden Lebenserwartung die Zahl der Witwen- und Witwerfamilien schrumpfte (Torremocha 2002: 178ff.; Schneider et al. 2001: 11f.). Wenn auch die wachsende Pluralität der Familienformen seit Mitte des 20. Jahrhunderts nicht als neues Phänomen betrachtet werden kann, so ist sehr wohl die Legitimierung und Akzeptanz der differenzierten Familien- und Haushaltsformen ein bedeutendes Novum der modernen Gesellschaften (Hammer 2001: 196).

Österreich war übrigens bei der Höhe der Scheidungszahlen¹⁹ – verglichen mit den anderen EU-15 Staaten – in den 1960er, 70er und 80er Jahren im Mittelfeld und befindet sich seit den 1990er Jahren gemeinsam mit Skandinavien und dem Vereinigten Königreich im Spitzenfeld unter jenen Staaten mit der höchsten Scheidungsrate (Torremocha 2002: 182; Schipfer/Neuwirth/Kaindl 2009: 36).

Van der Staay (1995: 50) sieht folgende bedeutende Konsequenz des Wandels von den Witwer- und Witwenfamilien hin zu mehr Scheidungs- und Trennungsfamilien: *“Because most single parents are divorced, the other parent involved is still alive. That makes the situation of most single parent families more complicated than it used to be. For this reason some people like to speak of ‘bilocal two-parent families’.”*

4.2 Die Vielfalt von Definitionen und Forschungszugängen

Sonja Dörfler

Wie schon im vorherigen Abschnitt dargelegt, bilden Ein-Eltern-Familien keine homogene Gruppe. Sie wandelten sich historisch und stellen ähnlich strukturierte Haushalte mit unterschiedlichen (Entstehungs-)Hintergründen dar. In der Forschung werden verschiedenste Definitionen für Ein-Eltern-Familien verwendet bzw. unterschiedliche Subgruppen mit einbezogen.

Die hohe Diversität in dieser Gruppe resultiert daraus, dass die Individuen in die Alleinerzieherschaft über eine Vielfalt von Lebenswegen bzw. Ereignissen starten, wie Tod des Partners oder der Partnerin, Scheidung, Trennung und partnerlose Mutterschaft.

Hier soll nun diese Vielfalt in einer Systematik der Familienformen abgebildet werden, wobei sowohl Ein-Eltern-Familien als auch Zwei-Eltern-Familien mit einbezogen sind. Diese Systematik ist angelehnt an jene von Nave-Herz (1994: 7). Es soll hier auf theoretischer Ebene überprüft werden, welche Familienformen unter den gegenwärtigen Rahmenbedingungen vorstellbar sind. Dabei wird anhand zweier Variablen differenziert: der Rollenzusammenset-

¹⁹ Die Daten bei Torremocha und Schipfer beziehen sich auf Scheidungen pro 1000 Einwohner und Einwohnerinnen.

zungen und der Familienbildungsprozesse. Beschränkende Rahmenbedingungen sind jeweils die gesetzlichen Bestimmungen, welche die Bildung bestimmter Familientypen zulassen und anderer wiederum nicht. Die Darstellung ist zudem beschränkt auf Familien mit minderjährigen Kindern.²⁰

Familienbildung durch	Eltern-Familien			Ein-Eltern-Familien	
	mit formaler Eheschließung	nichteheliche Lebensgemeinschaft	Eingetragene Partnerschaft	Mutter-Familien	Vater-Familien
Geburt	x	x		x	
Adoption	x				
Reproduktionsmedizin	x				
Scheidung		x		x	x
Verwitung		x		x	x
Wiederverheiratung	x				
Pflegschaft	x	x	x ²¹	x	x

Quelle: eigene Darstellung S. Dörfler

Die vorliegende Typologie liefert nur eine statische Betrachtungsweise und verdeckt, dass es, über eine Zeitachse gesehen, zu einem mehrmaligen Wechsel zwischen einigen der Familienformen kommen kann. Zudem wird nicht explizit zwischen leiblicher Elternschaft oder Stiefelternschaft bzw. Stiefgeschwisterschaft unterschieden.

Die Alleinerzieherschaft kann in verschiedenstem Alter und Lebensstadien beginnen, und die Betroffenen bringen unterschiedlichste Ausstattungen aus ihren vorangegangenen Situationen mit. Die Erwerbchancen von Alleinerziehenden z. B. werden beeinflusst von der Anzahl und dem Alter der Kinder sowie durch berufliche Ausbildung und Vorerfahrung am Arbeitsmarkt. Auch die Ansprüche auf Beihilfen sind abhängig von der persönlichen Vorgeschichte, die sich ebenfalls im Familienstand widerspiegelt. Ebenso beeinflusst die ethnische Zugehörigkeit die kulturelle Bedeutung von Alleinerzieherschaft für die Individuen und ihre sozialen Bezugssysteme. Die Dauer der Alleinerzieherschaft ist zudem abhängig von Möglichkeiten und Motivationen zur Wiederaufnahme einer Partnerschaft (Chester 1995: 149f.).

Steininger (1996: 26ff.) unterscheidet in ihrer empirischen Untersuchung zu Alleinerziehenden vier verschiedene Formen nach Familienstand: Ledige, Geschiedene, Verwitwete und Getrenntlebende. Geschiedene und getrenntlebende Elternteile haben die Gemeinsamkeit, mehr Kinder im Haushalt aufzuweisen als die anderen beiden Gruppen. Getrenntlebende definiert sie als (Noch-)Verheiratete, die sich in einem Übergangsstadium zur Gruppe der Geschiedenen befinden, wobei häufig eine Rückkehrproption zum Ehepartner bzw. zur Ehepartnerin offengehalten wird. Sie stellen zudem eine weit kleinere Gruppe als die Geschiedenen dar. Ledige, alleinerziehende Mütter hatten noch bis in die 1990er Jahre das geringste soziale Ansehen. Sie haben tendenziell weniger Kinder und sind häufiger erwerbstätig. Das höchste soziale Ansehen und die beste finanzielle Absicherung haben traditionellerweise die verwitweten Mütter. Ihre Kinder sind zudem meist schon älter und die Familie lebt häufiger in Wohnungseigentum als die anderen Gruppen, was oft auch infrastrukturelle Abgeschieden-

20 So können z. B. Erwachsene auch von alleinstehenden Frauen oder Männern adoptiert werden.

21 Da die Regelung von Pflegschaftsverhältnissen Landessache ist, ist nicht in allen Bundesländern die Pflegeelternschaft bei eingetragenen Partnerschaften möglich. In Wien z. B. besteht diese Möglichkeit.

heit bedeutet. Zudem ist es für Verwitwete schwieriger, sich an den Alleinerzieherstatus zu gewöhnen, da er durch den Tod des Partners oder der Partnerin ausgelöst wurde.

Torremocha (2002: 183) wiederum bezieht in ihrem Beitrag getrenntlebende Verheiratete nicht in ihre Definition von Alleinerziehenden mit ein. Sie unterscheidet zwischen Haushalten mit Verwitweten, Geschiedenen und Singlefrauen als Haushaltsvorstand. Sie stellt sich aufgrund der Heterogenität der Alleinerziehenden vom analytischen Standpunkt die Frage, weshalb man sie unter einen Terminus zusammenfassen soll, und beantwortet sie mit den ähnlichen Prozessen der Verarmung und Marginalisierung, denen diese Gruppen ausgesetzt sind. Dies rechtfertigt die Verwendung eines gemeinsamen Terminus.

Die Standarddefinition von Alleinerzieherelternschaft der Europäische Kommission ist *„ein Elternteil, der nicht in einer Partnerschaft lebt, im Sinne von Ehe oder Lebensgemeinschaft. Dieser Elternteil kann mit anderen zusammenleben (Freunde oder die Eltern) und lebt mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren zusammen“* (Torremocha 2002: 183).

Schneider et al. (2001: 16f.) verwenden eine engere Definition von Alleinerzieherschaft als die Europäische Kommission und grenzen diese Gruppe stärker auf der Haushaltsebene ab. Für sie darf keine weitere erwachsene Person neben Elternteil und mindestens einem leiblichen Kind (unter 27 bzw. 18 Jahren) im Haushalt leben. D. h. es dürfen weder neue Partner noch die eigenen Eltern oder Freunde bzw. andere Alleinerziehende im gemeinsamen Haushalt leben. Begrifflich werden erstere bei Schneider et al. (2001) als Stieffamilien bezeichnet, die zweiten als Mehrgenerationenhaushalte und die letzte von den Alleinerziehenden abgegrenzte Gruppe als Wohngemeinschaft.

Schneider et al. (2001: 13f.) gehen in ihrer Untersuchung grundsätzlich davon aus, dass es *die* Lebensform „Alleinerziehend“ nicht gibt, sondern dass von einer Vielfalt von Lebensverhältnissen und Problemlagen auszugehen sei (Diversifikationsannahme). Zudem wollen sie diese Lebensform nicht aus strukturtheoretischer, sondern aus einer prozessorientierten Perspektive betrachten. D. h. nicht Strukturmerkmale wie Familienstand, Zahl und Alter der Kinder stehen im Vordergrund der Betrachtung, sondern die Lebensphase und ihre Entstehungszusammenhänge, ihre biografische Platzierung, die Bestandsdauer und die auf ihren Fortbestand bzw. ihre Veränderung gerichteten Lebenspläne. Hierbei treffen sie die Unterscheidung, ob die Lebensform bewusst entschieden bzw. freiwillig gewollt oder unausweichlich, ungewollt oder aber schicksalhaft zustande gekommen ist. Zudem fokussieren sie darauf, wie sich die Lebenssituation im Verlauf der Alleinerzieherschaft verändert bzw. wie Familien-, Berufs- und Gesundheitsbiografie sich wechselseitig beeinflussen.

Krüger (1998: 153f.) untersuchte für Deutschland die Entwicklung der Situation der Alleinerziehenden in den letzten Jahrzehnten und stellte zwei wesentliche Veränderungen in dieser Gruppe fest: Einerseits stieg der Männeranteil unter den Alleinerziehenden im Lauf der 1990er Jahre und andererseits verdoppelte sich zwischen 1980 und 1990 der Anteil der Alleinerziehenden mit Kleinkindern unter allen Alleinerziehenden.

In Österreich stellt sich die Situation anders dar. Der Anteil der Alleinerziehenden mit Kleinkindern ist seit Mitte der 90er Jahre wellenförmig rückläufig (siehe Abbildung 36). Der Anteil der alleinerziehenden Väter stieg zwischen 1980 und 2009 nur marginal und wellenförmig von 13 % auf 15 % (siehe Tabelle 11); der Anteil der Väter mit Kindern bis 15 Jahre sank im gleichen Zeitraum sogar von 11 % auf 8 %. – nicht weil die alleinerziehenden Väter mit der Gesamtexpansion der Ein-Eltern-Familien nicht mithalten konnten, sondern weil sie auch

tatsächlich von etwa 11.000 auf 8.000 Familien, also um etwa 18 % zurückgingen – während die Anzahl und somit erst recht der Anteil an alleinerziehenden Müttern deutlich stieg.

Diese Ergebnisse führen zur weiter oben bei Schneider et al. (2001) gestellten Frage nach der Freiwilligkeit oder bewussten Entscheidung zu dieser Lebensform. Dorothea Krüger schließt aus der vorhandenen Literatur zu dieser Thematik, dass es sich zumeist um keine Entscheidung *für* diese Lebensform handelt, sondern um eine gegen ein Leben ohne Kind bzw. gegen die bislang geführte Ehe oder Beziehung. Man kann daher von Bewusstheit, aber nicht wirklich von Freiwilligkeit der Entscheidung sprechen.

Hammer (2002: 197) behandelt Alleinerzieherschaft anhand dreier wesentlicher familiensoziologischer Thesen und kommt auf deren Basis zu drei Betrachtungsweisen von Alleinerzieherschaft:

1. Position der relativen Stabilität der Kleinfamilie, die alle Familienformen außer der ehelichen Gemeinschaft als temporäre Phänomene betrachtet – *Alleinerziehende als zeitliches Übergangsphänomen*.
2. Die Individualisierungsthese, die heute anstelle biografischer Zwänge große Verhandlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten sieht, die zu mehr selbstgewählter Vielfalt führt – *Alleinerziehende als freiheitliche Lebensform*.
3. Die These der „Pluralität in Grenzen“ sieht zwar eine Zunahme von Handlungsoptionen, aber keine völlig freie Gestaltungsmöglichkeit und differenziert in dem Zusammenhang zwischen familialen und nicht-familialen Lebensformen – *Alleinerziehende als in Grenzen gestaltbare familiale Privatheitsform*.

Nauck (1991: 397) betrachtet im Rahmen seiner Untersuchungen die unterschiedlichen Familienformen aus Sicht der Kinder. Er fokussiert auf die sogenannten Kindschaftsverhältnisse, d. h. er untersucht den Familienverlauf aus Kindessicht, basierend auf Querschnittdaten des deutschen Familien-Surveys. Nauck verwendet dabei noch in den 1990er Jahren den Zugang zu Alleinerziehenden als eines Phänomens, das eine Abweichung von der Norm darstellt. Er geht von einem unterstellten Normfall der Kindschaftsverhältnisse aus, den er definierte als:

- die Eltern des Kindes sind verheiratet,
- das Kind ist ehelich geboren
- und leibliches Kind der Eltern,
- die Eltern leben in einer Hausgemeinschaft miteinander und
- gemeinsam mit dem Kind.

Seine wesentlichsten empirischen Befunde – die auf Daten von Ende der 1980er Jahre beruhen – sind, dass über 80 % der Kinder während ihrer gesamten Kindheit und Jugend dem Normalitätsentwurf entsprechend aufwachsen und dass bei den übrigen Kindern eheliche Stiefelternfamilien gegenüber Ein-Eltern-Familien oder unehelichen Familien dominieren. Eine Trennung der Entscheidungsbereiche von Ehe und Elternschaft konnte Nauck Ende der 1980er Jahre nicht erkennen. Zudem wies er eine hohe Stabilität der Mutter-Kind-Haushaltsgemeinschaften nach, die durch Weg- und Zuzug von leiblichen und Stief-Vätern gekennzeichnet ist. Zudem waren Kindschaftsverhältnisse in Fremdbetreuung, d. h. im Rahmen von Adoption oder Pflegeelternschaft ein äußerst seltenes Phänomen.

Diese empirischen Befunde sprechen für Nauck (1991: 404) gegen Individualisierungstendenzen bei der Entwicklung der Familienformen. Vielmehr würden sie sogenannte Normali-

sierungs- bzw. Stabilisierungshypothesen stützten, welche besagen, dass die Minderheit der Familien mit Kindern, die nicht (mehr) dem sogenannten Normalitätsentwurf entsprechen, sich diesem Entwurf immer wieder anzunähern versuchen.

4.3 Zur Situation von Alleinerziehenden heute

Sonja Dörfler

In diesem Abschnitt werden wichtige Ergebnisse von vier zentralen Fragestellungen zur Situation der Alleinerziehenden in komprimierter Form dargestellt: Die Frage nach den sozialen Netzwerken, der Erwerbssituation, der ökonomischen Situation und der Spezialform der männlichen Alleinerziehenden.

4.3.1 Soziale Netzwerke

Soziale Beziehungen wurden lange Zeit nur unter dem Gesichtspunkt von Belastungen untersucht, erst ab den 1970er Jahren begann man deren positive Rolle zu erforschen. Unterstützung durch soziale Netzwerke soll dabei belastungsabhängig und belastungsunabhängig psychisches wie physisches Wohlbefinden erhalten, stabilisieren und wiederherstellen. Ihr Fehlen stellt einen Risikofaktor für die physische und seelische Gesundheit eines Individuums dar (Niepel 1994: 110).

Alleinerziehende leiden grundsätzlich entgegen landläufiger Annahmen nicht unter einem Fehlen sozialer Kontakte, auch wenn häufige soziale Kontakte nicht unbedingt emotionale Isolation ausschließen müssen. Sie haben ein vergleichsweise gut funktionierendes soziales Netz und pflegen ihre Kontakte ausgiebiger und regelmäßiger als Personen in anderen Lebensformen (Niepel 1994: 115).

In manchen Untersuchungen erweist sich die Herkunftsfamilie als jene, mit der der meiste Kontakt gepflegt wird, in anderen wiederum sind es die Kontakte mit Freunden. In den Ergebnissen der Untersuchung zu den Alleinerziehenden in Wien spielen Freundschaften eine wichtigere Rolle: 45 % der Befragten gaben an, diese mindestens einmal pro Woche zu treffen. Allerdings stellen sie kaum eine Hilfe bei der Kinderbetreuung dar, höchstens in Notfällen wenden sich die Alleinerziehenden dafür an Freunde oder Freundinnen. Die Eltern und Geschwister werden von rund 40 % der Befragten mindestens einmal wöchentlich kontaktiert. Dabei spielen die eigenen Eltern vor allem als Hilfen bei der Kinderbetreuung eine wichtige Rolle. Zudem unterstützt die Familie mit Kleidung, Urlaub, Essen und Geld. Bei der Hausarbeit bringt sich die Herkunftsfamilie eher selten ein, am ehesten noch beim Essenkochen für die Kinder. Die meisten Untersuchungen zu Alleinerziehenden kommen zu dem Ergebnis, dass der Kontakt zur Herkunftsfamilie des Ex-Partners stark eingeschränkt wird. Zum Kindsvater wiederum haben von den Wienerinnen rund 22 % mindestens wöchentlich Kontakt, zumeist um die Kinderbetreuung aufzuteilen. Mehr als ein Drittel (rund 36 %) gab zusätzlich an, ebenso häufig Kontakt mit Nachbarn und Bekannten zu haben. Alleinerziehende, die nicht erwerbstätig sind, haben eine deutlich geringere Einbindung in das familiäre Netz als Erwerbstätige. Rund 43 % der befragten Wiener Alleinerziehenden hatten im vorangegangenen Jahr finanzielle Unterstützung aus dem familiären Umfeld erhalten – übrigens

unabhängig davon, ob sie erwerbstätig waren oder nicht (Niepel 1994: 116; Amesberger et al. 2001: 79ff., 117ff.; Schneider 2002: 84).

Freundschaften scheinen für Alleinerziehende eine besonders wichtige Rolle für die Lebenszufriedenheit zu spielen. Freundinnen und Freunde sind für rund 60 % eine Unterstützung bei persönlichen Problemen; Verwandte erfüllen diese Funktion nur für rund 28 %. Sie sind eher für die Unterstützung bei der Kinderbetreuung von Bedeutung. Die Freundschaften bestehen eher zu Frauen und entwickeln sich häufig über die Kinder, d. h. andere Mütter sind für Alleinerzieherinnen am wichtigsten für den persönlichen Austausch (Amesberger et al. 2001: 80; Schneider 2002: 84; Niepel 1994: 129).

61 % der erwerbstätigen Wiener Alleinerzieherinnen haben allerdings nur maximal einmal im Monat Kontakt zu Freunden oder Freundinnen, was durchaus soziale Isolation bedeuten kann. Die Anzahl der Kinder spielt dabei keine Rolle bei der Kontakthäufigkeit, das Alter des jüngsten Kindes allerdings schon: Am unzufriedensten mit ihrem Zeitbudget für die Kontakte mit Freunden sind die Frauen, deren jüngstes Kind zwischen drei und sechs Jahren alt ist. Frauen in Karenz mit kleineren Kindern sind deutlich zufriedener. Zudem bewirkt ein dichtes, funktionierendes soziales Netz auch eine Erleichterung der Betreuungssituation und eine Verbesserung der Beziehung zum Kind (Amesberger et al. 2001: 81ff.).

Ledige Alleinerzieherinnen in Wien haben ein besseres soziales Netz, da sie mehr Kontakte haben und damit auch zufriedener sind als geschiedene Alleinerzieherinnen (Amesberger et al. 2001: 84). Das soziale Netz verändert sich nach der Trennung zumeist deutlich: Neben verstärkten Kontakten zur eigenen Herkunftsfamilie nehmen auch Kontakte zu anderen Alleinerziehenden zu. Geschiedene haben weniger Kontakte zu Ehepaaren und unverheiratete Alleinerziehende haben weniger Kontakt zu Singles ohne Kinder. Zudem erweisen sich Beziehungen zu gleichgeschlechtlichen Personen als stabiler (Niepel 1994: 116). In der Untersuchung über die Wiener Situation zeigte sich, dass viele Alleinerzieherinnen überwiegend mit Frauen in der gleichen familiären Situation Freundschaften pflegten. Frauen mit sehr geringem Haushaltsbudget haben oftmals sehr wenige oder gar keine Freundinnen oder Freunde. Hier zeigen sich Einflüsse der ökonomischen Situation auf die soziale Integration (Amesberger et al. 2001: 121f.).

Insgesamt erhalten Alleinerziehende durchaus einen hohen Grad an Unterstützung durch ihre sozialen Netzwerke, sie sind allerdings – wie einige Untersuchungen zeigen – weniger mit der erhaltenen Hilfe zufrieden als Elternpaare. Nach Niepel (1994: 125), die sich auf Untersuchungen aus dem englischen Sprachraum bezieht, sind ärmere alleinerziehende Mütter besonders unzufrieden mit der Hilfe aus den sozialen Netzwerken, obwohl sie mehr Hilfe erhalten als die anderen Alleinerziehenden. In der Untersuchung von Amesberger (2001: 116) zeigt sich wiederum, dass auffällig viele alleinerziehende Sozial- und Notstandshilfebezieherinnen in Wien *keine* Unterstützung aus dem familiären Umfeld bei der Kinderbetreuung erhalten. Inwiefern dies eine Ursache ihrer prekären finanziellen und beruflichen Situation ist, konnte im Rahmen der Untersuchung nicht eruiert werden.

Eine Begründung für die höhere Unzufriedenheit der Alleinerzieherinnen mit den sozialen Beziehungen sieht Niepel (1994: 125f., 161) in der Bedeutung der Reziprozität von Geben und Nehmen bei Unterstützungsleistungen. Alleinerziehenden fällt es besonders schwer, reziproke Beziehungen aufzubauen. Daher greifen sie oftmals nur im äußersten Extremfall auf Hilfe aus den sozialen Netzwerken zurück oder geben anderen teilweise mehr an Unterstützung als sie bekommen. Dies geschieht aus Angst, die Balance in den Beziehungen nicht halten zu können und deren Fortbestehen damit zu riskieren. Alleinerzieherinnen be-

mühen sich wesentlich mehr um soziale Kontakte als verheiratete Mütter. Das Phänomen des starken Bemühens um Reziprozität ist allerdings ein Phänomen, das ausschließlich alleinerziehende Frauen zu betreffen scheint. Alleinerziehende Männer hingegen haben weniger emotionale Unterstützung durch Freunde oder Freundinnen und laufen daher auch nicht Gefahr, sich im Bemühen um Balance in der Beziehung zu verausgaben. Insgesamt gesehen, scheinen dennoch soziale Netzwerke für Alleinerziehende die zentrale Ressource zur Bewältigung der Ein-Elternschaft darzustellen.

Niepel (1994: 159) kritisiert, dass sich die meisten Untersuchungen zu den sozialen Netzwerken und Beziehungen von Alleinerziehenden hauptsächlich auf eine quantitative, deskriptive Beschreibung der Netzwerke beschränkt und wenig auf die Qualität der Beziehungen eingegangen wird. Daher kann aus der Forschung nicht ausreichend beantwortet werden, unter welchen Bedingungen Unterstützung als zufriedenstellend erlebt wird. Von der Quantität hängt dies nämlich nicht ab.

4.3.2 Erwerbssituation

Alleinerzieherinnen sind in Österreich wie in den meisten europäischen Staaten häufiger erwerbstätig als Mütter in Ehen und Partnerschaften. Ihre Erwerbsquoten variieren allerdings entsprechend der allgemeinen Frauenerwerbsquoten in dem jeweiligen Land. Zudem arbeiten sie in Österreich häufiger in Vollzeitarbeit als andere Mütter, was sich aber mit der zunehmenden Zahl der Kinder wieder angleicht, d. h. der Unterschied im Arbeitszeitausmaß zwischen alleinerziehenden und anderen Müttern ist am größten bei nur einem Kind. Am höchsten ist die Erwerbsbeteiligung unter österreichischen Alleinerziehenden in der Gruppe der 30- bis 34-Jährigen mit Kindern aller Altersgruppen. Hier betrug sie 2001 rund 91 % (vgl. Krüger/Micus 1999: 16; Dörfler 2004: 19; Niepel 1994: 70; Heinz/Pobernel 2002: 22).

Der (Erwerbs-)Alltag von Alleinerziehenden zeichnet sich dadurch aus, dass sie die Alleinverantwortung für die Organisation des Alltags mit dem Kind haben und alleine die Vereinbarkeit von Familie und Beruf bewältigen müssen, wodurch sie häufig von verschiedenen, sich teilweise widersprechenden Rollenanforderungen überlastet werden. Aus diesen Rahmenbedingungen resultieren nicht selten schlechte Arbeitsmarktchancen (Niepel 1994: 60ff.). Alleinerziehende Frauen werden tendenziell als sogenanntes randständiges Arbeitskräftepotenzial genutzt, d. h. sie werden aufgrund ihrer höheren Ausfallsquoten von Unternehmensseite wenig geschätzt. Die Tätigkeiten, die sie übernehmen, sind häufig niedriger Art und fallen saisonalen und zyklischen Schwankungen des Arbeitsmarktes eher zum Opfer. Das bedeutet ein höheres Risiko des Arbeitsplatzverlustes (Niepel 1994: 71). Alleinerzieherinnen nehmen daher häufig Dequalifizierung oder geringere Bezahlung in Kauf, um überhaupt einen Job zu haben, der sich mit den Kindern vereinbaren lässt. Dennoch geben in der Untersuchung von Amnesberger et al. (2001: 57f.) rund zwei Drittel der erwerbstätigen Mütter an, dass die Berufstätigkeit ihnen Freude bereitet. Zudem fühlen sie sich signifikant weniger oft durch chronische Beschwerden beeinträchtigt als arbeitslose Alleinerzieherinnen (rund 17 % vs. 30 %). Eine Studie aus den USA zeigte in diesem Zusammenhang, dass berufstätige Mütter selbstsicherer sind und ein größeres Selbstwertgefühl aufweisen. Auch der Blickwinkel von Kindern wurde dabei untersucht: Unter den 1000 befragten Kindern wurde am häufigsten die größere Zufriedenheit ihrer Mütter als wichtigste positive Auswirkung der mütterlichen Erwerbstätigkeit genannt (Heinz/Pobernel 2002: 21).

Die erwerbstätigen Alleinerzieherinnen haben dennoch Veränderungswünsche: Gerade Vollzeitbeschäftigte wollen gerne weniger arbeiten, können dies aber aufgrund des ökonomischen Drucks nicht verwirklichen. Zudem wünschen sich die erwerbstätigen Mütter beson-

ders häufig mehr Flexibilität bei der Arbeitszeitgestaltung. In der Untersuchung zu Alleinerziehenden in der Steiermark von Heinz und Pobernel (2002: 25) gab etwa die Hälfte der Befragten an, dass am Arbeitsplatz gar kein bzw. wenig Rücksicht auf ihre Situation genommen werde. Nur 11 % wurden in ihrer Situation am Arbeitsplatz außerordentlich unterstützt; ein Drittel meinte immerhin, ziemlich unterstützt zu werden.

Von jenen Müttern, die nicht erwerbstätig sind, haben viele mit dem Vorurteil zu kämpfen, weniger belastbar zu sein oder zu häufig Pflegeurlaub zu beanspruchen. Zudem sind die Öffnungszeiten von Betreuungseinrichtungen mit angebotenen Jobs oft nicht kompatibel. Dies betrifft wohl gerade Frauen mit geringerer Qualifikation, die aufgrund der begrenzten Möglichkeiten häufig versuchen, im Handel zu arbeiten (Amnesberger et al. 2001: 59).

Einige wichtige Faktoren, welche die Erwerbstätigkeit bzw. Nicht-Erwerbstätigkeit von Alleinerzieherinnen begünstigen, sind das Alter und die Anzahl der Kinder, das Berufsfeld, der Familienstand und das Qualifikationsniveau. In der Untersuchung zu den Wiener Alleinerzieherinnen von Amnesberger et al. (2001: 53ff.) zeigte sich, dass die Erwerbsspartizipation mit dem Alter des Kindes steigt und sich mit der Zahl der Kinder leicht verringert. Die Arbeitslosigkeit ist am höchsten bei Müttern mit mindestens einem Kind zwischen drei und fünf Jahren (33 % vs. 26 % von allen Alleinerzieherinnen). Diese Frauen haben Schwierigkeiten, den beruflichen Einstieg zu schaffen bzw. können die beruflichen Aktivitäten nicht mit den Betreuungspflichten vereinbaren. Frauen, die vor der Geburt des Kindes in der Verwaltung oder in einem Office-Job tätig waren, hatten wesentlich bessere Chancen, wieder erwerbstätig zu sein und nicht in Arbeitslosigkeit zu fallen. Das Qualifikationsniveau spielt wie bei anderen Bevölkerungsgruppen auch eine große Rolle bei der Vermeidung von Arbeitslosigkeit. So war mehr als die Hälfte der Pflichtschulabsolventinnen arbeitslos, aber nur 12,5 % der Universitätsabsolventinnen. Mütter mit einem Lehrabschluss waren mit rund 23 % etwas seltener arbeitslos als Mütter mit AHS-Matura (rund 26 %).

Die meiste Zeit für sich selbst haben Nicht-Berufstätige gefolgt von selbstständig Erwerbstätigen und Arbeitslosen. Über die wenigste „Eigen-Zeit“ verfügen Alleinerziehende in Karenz (Heinz/Pobernel 2002: 25).

4.3.3 Ökonomische Situation

In allen europäischen Staaten liegt das Durchschnittseinkommen von Ein-Eltern-Familien deutlich unter jenem von Familien mit zwei Elternteilen. Alleinerziehende sind in den unteren Einkommensschichten überrepräsentiert und leben unabhängig von der Art der Armutsdefinitionen überdurchschnittlich häufig in relativer Armut. Vater-Kind-Familien und Witwenfamilien sind finanziell besser gestellt als andere Alleinerziehende. Die Väter haben zumeist mehr Unterstützung bei der Betreuung, unterbrechen kürzer und seltener ihre Erwerbstätigkeit und betreuen tendenziell ältere Kinder. Witwen wiederum sind in den meisten europäischen Ländern über Witwenpensionen etc. finanziell abgesichert. Alleinerziehende beziehen überproportional häufig Sozialleistungen, entweder weil sie nicht erwerbstätig sind oder weil ihr Erwerbseinkommen die Lebenshaltungskosten nicht abdeckt. Zudem leben Ein-Eltern-Familien in den meisten europäischen Staaten weit häufiger in Sozialwohnungen als andere Familienformen (Niepel 1994: 64; Krüger/Micus 1999: 16f.; Schneider 2001: 111).

Die Armut von Alleinerziehenden ist allerdings nicht auf die Einkommenssituation beschränkt, sondern betrifft zumeist auch sozialen Zugang und soziale Teilhabe. Die familiäre Situation von Alleinerziehenden führt nicht automatisch zu einem höheren Armutsrisiko, vielmehr ist dies abhängig von bestimmten Merkmalen der Alleinerziehenden wie die Erwerbsbeteiligung, der Bildungsstand, die berufliche Position und das Alter der Kinder. Ihre

finanzielle Situation ist daher einerseits von bestimmten Phasen geprägt und andererseits von strukturellen Merkmalen abhängig, von denen das wichtigste der Bildungshintergrund ist. Als wichtige Frage identifiziert Schneider (2001: 112f.) in seiner Untersuchung das Verhältnis dieser verschiedenen Einflussfaktoren zueinander. Je jünger die Kinder, desto geringer ist die Arbeitsmarktintegration und desto höher ist auch das Armutsrisiko, welches auch mit der Anzahl der Kinder wächst.

Grundsätzlich setzt sich das Haushaltseinkommen von Alleinerziehenden aus vielfältigen Komponenten zusammen. In der Wiener Untersuchung von Amnesberger et al. (2001: 69ff.) werden folgende staatliche Transferleistungen genannt: Wohnbeihilfe, Notstandhilfe, Karenzgeld, Kinderbetreuungsbeihilfe, Sozialhilfe, Arbeitslosengeld, Familienzuschuss der Stadt Wien, Sondernotstandshilfe und Weiterbildungsgeld. Einige dieser Leistungen bestehen heute nicht mehr oder nicht mehr in dieser Form. So wird z. B.: anstelle des Karenzgelds das Kinderbetreuungsgeld ausbezahlt; dafür wird keine Sondernotstandshilfe (früher im Anschluss an das Karenzgeld) gezahlt. Zudem können diese Angaben in anderen Bundesländern variieren, da Sozial- und Familienleistungen in Österreich auch Ländersache sind. Schneider (2001: 116) führt zudem noch folgende mögliche Einkommensquellen an:

- das eigene Erwerbseinkommen,
- Unterhaltszahlungen des anderen Elternteils,
- Unterhaltsvorschuss,
- Witwen- und Waisenrente,
- Einkünfte aus Vermietung und Zinsen,
- Alters- oder Unfallrente (für Österreich: Alters- oder Invaliditätspension),
- Unterstützung durch Verwandte oder aktuelle Partner bzw. Partnerinnen.
- Beitrag der Kinder zum Haushaltseinkommen.

In den Ergebnissen bei Amnesberger et al. (2001: 72) zeigte sich, dass die Unzufriedenheit mit der finanziellen Situation dort am größten ist, wo öffentliche Leistungen die Einkommensgrundlage darstellen. Am häufigsten wird in Wien im Jahr 2001 von den oben angeführten Transferleistungen die Wohnbeihilfe in Anspruch genommen (19 %), gefolgt von der Notstandshilfe (14 %) und dem Karenzgeld (rund 11 %). Aufgrund der längeren Bezugszeiten des Kinderbetreuungsgelds von bis zu 30 Monaten ist zu vermuten, dass diese Leistung von Alleinerzieherinnen mit Kindern unter 15 Jahren nun anteilmäßig häufiger bezogen wird als noch das Karenzgeld.

Auch wenn die Unzufriedenheit bei Transferleistungsbeziehenden größer ist, so profitieren sie in Österreich dennoch stärker durch familienbezogene Transferleistungen als eine vergleichbare Zwei-Eltern-Familie. Dies ergab die Untersuchung von Dörfler und Krenn (2005: 30, 60f.) zur Auswirkung von monetären und steuerlichen Familienförderungen im internationalen Vergleich auf die Armutsgefährdung. In Deutschland ist dies aufgrund der gemeinsamen steuerlichen Veranlagung von Ehepaaren nicht der Fall. In den beiden ebenfalls von Dörfler und Krenn (2005) untersuchten skandinavischen Ländern Schweden und Norwegen ist die Armutsgefährdung von Alleinerziehenden allerdings deutlich geringer als in Österreich. Dies ist auf ausgeprägte monetäre Unterstützung und eine höhere Erwerbsbeteiligung der Mütter zurückzuführen. Insgesamt sind Haushalte von Alleinerziehenden mit mindestens einem Kind in Österreich (23 %) deutlich stärker armutsgefährdet als Paarhaushalte mit einem oder zwei Kindern. Paarfamilien mit drei und mehr Kindern sowie Singlehaushalte sind

allerdings ähnlich stark armutsgefährdet.²² Im Vergleich mit den EU-15 aus dem Jahr 2001 liegt die Armutsgefährdungsquote für Alleinerziehende in Österreich deutlich unter dem Durchschnitt.

Amnesberger et al. (2001: 72f.) identifizierten zudem drei Gruppen von Wiener Alleinerzieherinnen, die finanziell schlecht gestellt sind: Notstandshilfebezieherinnen, Alleinerzieherinnen in Karenz und Nicht-Österreicherinnen. Die erste Gruppe zeichnet sich durch instabile Erwerbsbiografien schon vor der Geburt des ersten Kindes aus und durch tendenziell schlechtere Ausbildungen als andere Alleinerziehende. Alleinerziehende in Karenz sind deutlich zufriedener mit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, aber zufriedener mit ihrer Freizeit und dem Familienleben als die anderen Alleinerzieherinnen. Die befragten Frauen mit nicht österreichischer Staatsbürgerschaft sind finanziell deutlich schlechter gestellt als die Österreicherinnen, was sich auch in der Wohnsituation niederschlägt: 15,4 % lebten 2001 in Wien in Substandardwohnungen, während dies nur für 1,2 % der österreichischen Alleinerzieherinnen zutrifft. Eine Ursache könnte im beschränkten Zugang zu Wiener Gemeindewohnungen liegen.

Bei Amnesberger (2001: 72f.) treten somit auch die – weiter oben angeführten und von Schneider (2001) identifizierten – Faktoren bei der Einkommenssituation der Alleinerziehenden zutage. Zusätzlich werden die Staatsbürgerschaft und auch der Familienstand als ausschlaggebend für die finanzielle Situation identifiziert. So befinden sich ledige Alleinerzieherinnen in einer deutlich angespannteren finanziellen Lage als geschiedene. Dies führen die Autorinnen und der Autor auch darauf zurück, dass ledige Mütter keine Unterhaltszahlungen für sich selbst und teilweise auch nicht für ihr Kind oder ihre Kinder erhalten.

4.3.4 Väter als Alleinerzieher – ein altes Phänomen mit neuen Hintergründen

Wie schon bemerkt, gab es in Europa bis Ende des 19. Jahrhunderts einen Anteil von rund 30 % an Ein-Eltern-Familien, die vom Vater geführt wurden. Die Ursache dafür lag in der deutlich geringeren Lebenserwartung und der vergleichsweise hohen Sterblichkeit der Frauen bei der Geburt (van der Staay 1995: 49).

In den letzten Jahren waren alleinerziehende Männer zunehmend Thema in der Familienforschung wie z. B. bei Klepp/Krenn 2006; Hammer 2002; Nave-Herz/Krüger 1994 und Heekerens 1998. Dennoch stellt diese Gruppe auch heute noch eine Minderheit dar: Sie bildeten laut Volkszählung 2001 nur 2 % aller Haushalte mit Kindern unter 15 Jahren in Österreich. Dieser „Exotenstatus“ führt manchmal zu geschlechtsspezifischer Diskriminierung, die sich sehr ambivalent in übersteigerter Bewunderung oder aber Kompetenzzweifeln äußert (Klepp/Krenn 2006: 13, 142).

Die Untersuchung von Heekerens (1998: 272) befasste sich mit der Situation von alleinerziehenden Vätern in Deutschland auf Basis von Daten der Mikrozensus von 1961, 1985, 1991, 1993 und 1995. Im Zeitverlauf zeigte sich, dass sich die Zahl der minderjährigen Kinder, die in einer „Vater-Familie“ aufwachsen, im Lauf von etwa 30 Jahren fast verdreifacht hat. Auch die Struktur innerhalb der männlichen Alleinerzieherfamilien wandelte sich in diesem Zeitraum: Waren 1961 noch fast zwei Drittel der Männer verwitwet und aus diesem Grund allein für die Kinder zuständig, so reduzierte sich der Anteil auf rund 17 % Mitte der 1990er Jahre. Die größte Gruppe war mit rund 40 % zu diesem Zeitpunkt nach einer Schei-

22 Die hier verwendete Definition für Armutsgefährdung betrifft Personen, deren Einkommen weniger als 60 % des Medianeinkommens des Staates, in dem sie leben, beträgt und ist pro-Kopf gewichtet nach der Anzahl und dem Alter der Personen, die in einem Haushalt leben.

derung alleinerziehend. Aber auch die Anzahl an ledigen Vätern, die ohne Partnerin mit den Kindern lebten, war in diesem Zeitraum stark angestiegen. Handelte es sich dabei zu Beginn der 1960er Jahre noch um ein nicht vorhandenes Phänomen, so waren 1995 bereits rund ein Viertel dieser Männer ledige Väter. Dieser Anstieg kann als Folge der Zunahme von Lebensgemeinschaften und unehelichen Geburten angesehen werden.

Hammer (2002: 198f.) untersuchte die Gemeinsamkeiten und Unterschiede von männlichen und weiblichen Alleinerziehenden. Dabei erwies sich als wesentlicher Unterschied, dass alleinerziehende Frauen sich weit häufiger in prekären finanziellen Lagen befanden und ihre Anbindung an die Erwerbsarbeitswelt deutlich schlechter war. Dies äußerte sich darin, dass Frauen weit häufiger in Karenzurlaub waren bzw. Sozialhilfe oder Arbeitslosengeld bezogen als männliche Alleinerziehende. Ähnliche Ergebnisse finden sich bei Heekerens (1998: 280f.), wo die ökonomische Situation der Alleinerzieher besser als die der Alleinerzieherinnen, aber schlechter als die der Zwei-Eltern-Familien ausfällt. Bezüglich der Bildungsabschlüsse zeigen Auswertungen der deutschen Mikrozensusdaten von 1985 zudem einen deutlichen Unterschied zwischen Männern und Frauen. Während sich bei den Frauen keine Unterschiede zu den Müttern in Partnerschaften oder Ehen finden, sind alleinerziehende Väter deutlich niedriger gebildet. Heekerens begründet dies damit, dass noch Mitte der 1980er Jahre die Scheidungswahrscheinlichkeit mit höherem Bildungsstand abnahm, während ledige Mütter eine vergleichsweise hohe schulische und berufliche Bildung hatten.

Hammer (2002: 199f.) findet Gemeinsamkeiten von Müttern und Vätern bei der Einschätzung der persönlichen Stärken, die in den beruflichen Alltag eingebracht werden können. Diese lassen sich als hohe Managementqualitäten zusammenfassen, wie organisatorisches Talent, selbstständiges Arbeiten und Entscheiden, hohe Flexibilität und hohe Stressresistenz. Gemeinsame Defizite zeigen sich bei den männlichen und weiblichen Alleinerziehenden in der Möglichkeit der Entwicklung von Zukunftsplänen.

In der Untersuchung von Heekerens (1998: 278f.) zeigte sich, dass alleinstehende Väter in Westdeutschland deutlich häufiger mit ihren eigenen Eltern oder aber einer neuen Partnerin in einem Haushalt leben als alleinerziehende Mütter. Männer greifen bei der Hilfe für Kinderbetreuung häufig auf die Großmutter der Kinder väterlicherseits zurück, die in anderen Familienformen zumindest noch Mitte der 1980er Jahre kaum eine Rolle spielte. Frauen wiederum werden – wenig überraschend – von ihrer eigenen Mutter unterstützt.

Die Familien von männlichen Alleinerziehern sind teilweise anderen Belastungen ausgesetzt als die der weiblichen Alleinerzieherinnen. Der ökonomische Druck ist zwar meist geringer, allerdings weist die Forschung aus der Vergangenheit auf erhöhte psychische Belastungsfaktoren hin. So wirken neben den grundsätzlichen Belastungen, die durch eine Trennung des Elternpaares für alle Beteiligten entstehen, aufgrund der Rechtspraxis bei der Zuteilung des Sorgerechts häufiger eine psychische oder physische Erkrankung der Mutter belastend auf die Familie (Heekerens 1998: 285f.).

In der qualitativen Untersuchung von Klepp und Krenn (2006: 140ff.) werden die Mechanismen, die zur Alleinerzieherschaft von Vätern führt, zu zwei wesentlichen Bedingungen zusammengefasst: Einerseits bedarf es einer Mutter, die sich aus der Erziehung bzw. Betreuung zurücknimmt bzw. aus unterschiedlichsten Gründen daraus ganz verschwindet, und andererseits bedarf es eines Vaters, der schon vor der Trennung oder Scheidung überdurchschnittlich viele Aufgaben und Funktionen in der Kinderbetreuung übernommen hat.

4.4 Stand, Entwicklung und Situation von Ein-Eltern-Familien in Österreich

Andreas Baierl, Norbert Neuwirth

Wie bereits in Tabelle 4 dargelegt, sind die Ein-Eltern-Familien im Beobachtungszeitraum 1980–2009 zahlenmäßig gewachsen, ihr Anteil an allen Familien ging jedoch seit Mitte der 80er Jahre wiederholt leicht zurück (Abbildung 5). Auch in absoluten Zahlen war bis Anfang der 90er Jahre ein wellenförmiges leichtes Wachstum zu verzeichnen, danach Stagnation und ab der Jahrtausendwende ist auch ein zahlenmäßig anhaltender leichter Rückgang erkennbar (Abbildung 35 und Tabelle 11).

Tabelle 11: Entwicklung der Ein-Eltern-Familien insgesamt

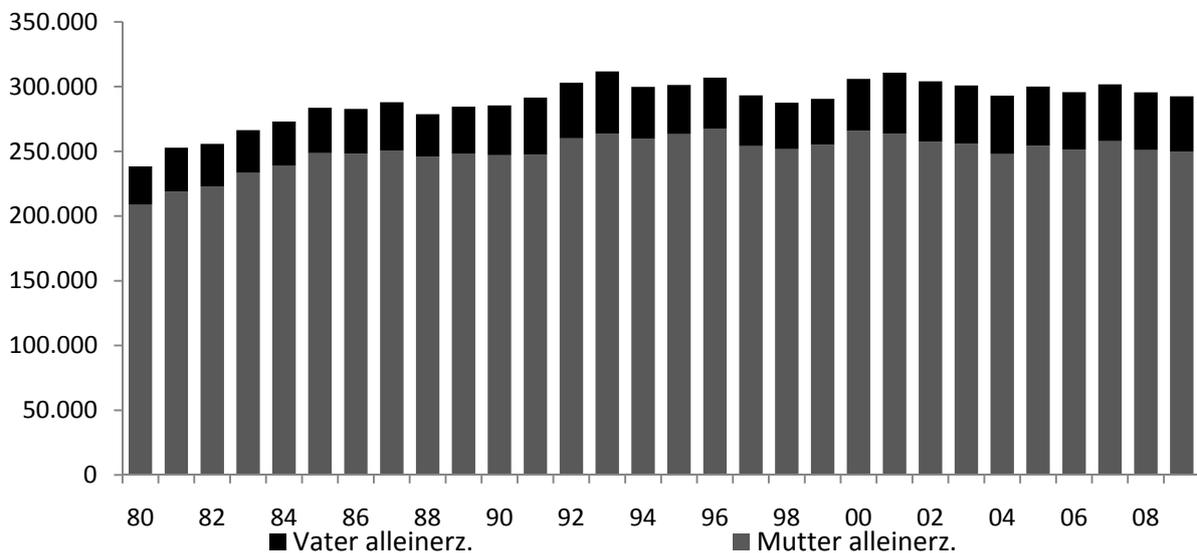
Familienform	1980	Anteil	2009	Anteil	Veränderung
Mutter alleinerziehend	209.000	87 %	250.000	85 %	+ 20 %
Vater alleinerziehend	30.000	13 %	43.000	15 %	+ 43 %
Ein-Eltern-Familien	239.000	100 %	293.000	100 %	+ 23 %

Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 1980–2009

Wie bereits in den Abschnitten 2.3 bis 2.4 dargelegt, ist diese Gesamtzahl und daraus folgend der Anteil der Ein-Eltern-Familien in erster Linie von einer eventuellen Altersgrenze der (jüngsten) Kinder in dieser Familie abhängig: Der Anteil der über-18-jährigen bzw. sogar der über-27-jährigen jüngsten „Kinder“ ist in Ein-Eltern-Familien überproportional hoch. Mitunter haben mehr als die Hälfte der Ein-Eltern-Familien über-18-jährige jüngste Kinder im Haushalt (vgl. Abbildung 36), während in allen anderen Familienformen ein weit dynamischeres Auszugsverhalten vorherrscht.

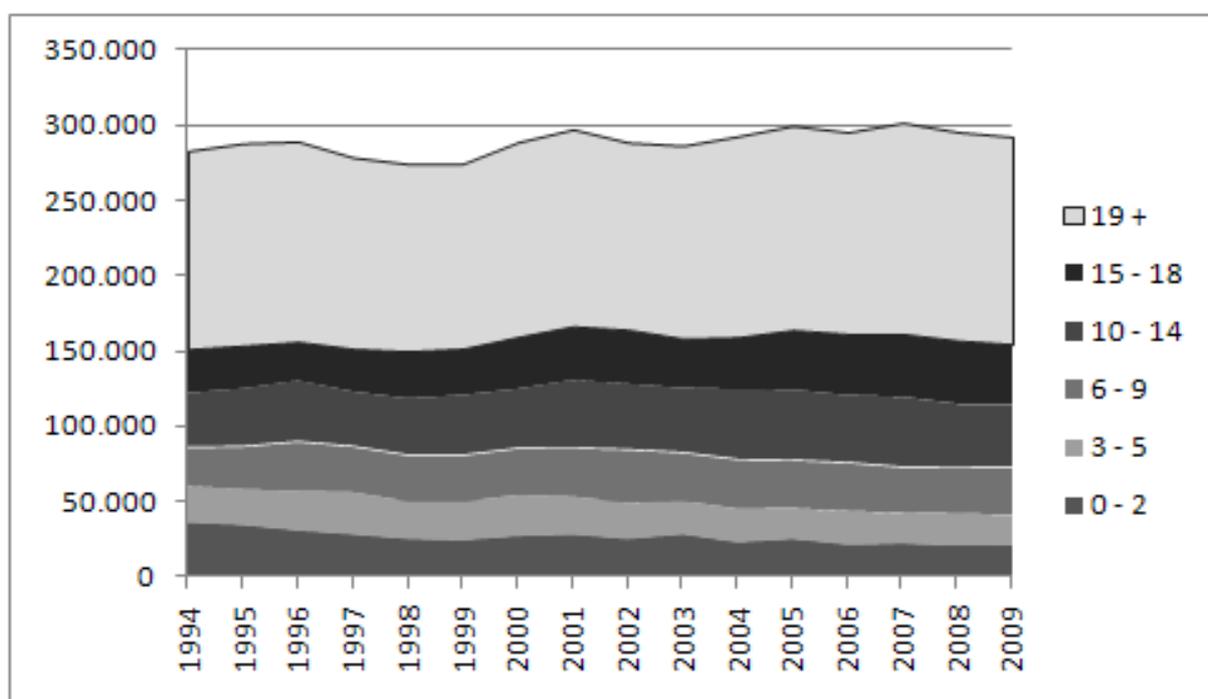
Abbildung 36 verdeutlicht auch den Umstand, dass die Anzahl der „Alleinerzieherinnen von Geburt an“ seit 1980 deutlich zurückgeht und sich dies in die höheren Alterskohorten (des jüngsten Kindes) fortsetzt, lediglich gegengesteuert durch höhere Trennungszahlen um die Jahrtausendwende. Dieser Rückgang in der Anzahl steht aber weitgehend im Gleichklang mit der generellen demografischen Entwicklung.

Abbildung 35: Entwicklung der Ein-Eltern-Familien



Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 1980–2009

Abbildung 36: Anzahl der Alleinerziehendenhaushalte nach Alter des jüngsten Kindes



Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 1980–2009

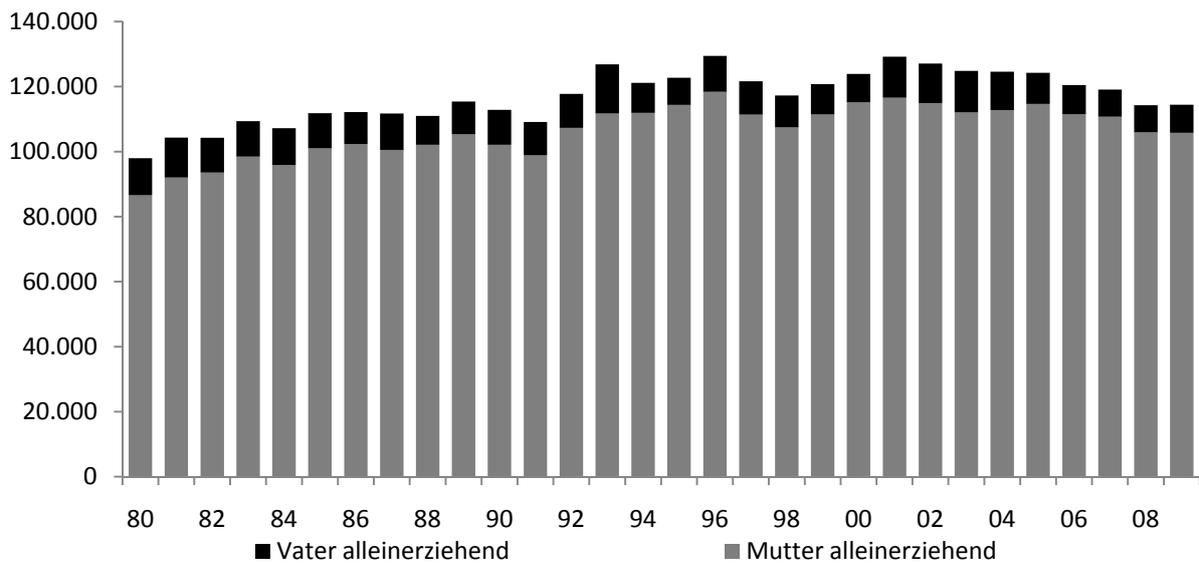
Tabelle 12: Entwicklung der Ein-Eltern-Familien mit Kindern unter 15 Jahren

Familienform	1980	Anteil	2009	Anteil	Veränderung
Mutter alleinerziehend	87.000	89 %	106.000	92 %	+ 22 %
Vater alleinerziehend	11.000	11 %	9.000	8 %	- 18 %
Ein-Eltern-Familien	98.000	100 %	115.000	100 %	+ 17 %

Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 1980–2009

Für die Gruppe der Ein-Eltern-Familien ist der derzeitige Rückgang (ab 2001) noch klarer erkennbar, der sich ab 2007 noch auch auf die Gesamtheit der Ein-Eltern-Familien durchschlägt.

Abbildung 37: Entwicklung der Ein-Eltern-Familien mit Kindern unter 15 Jahren



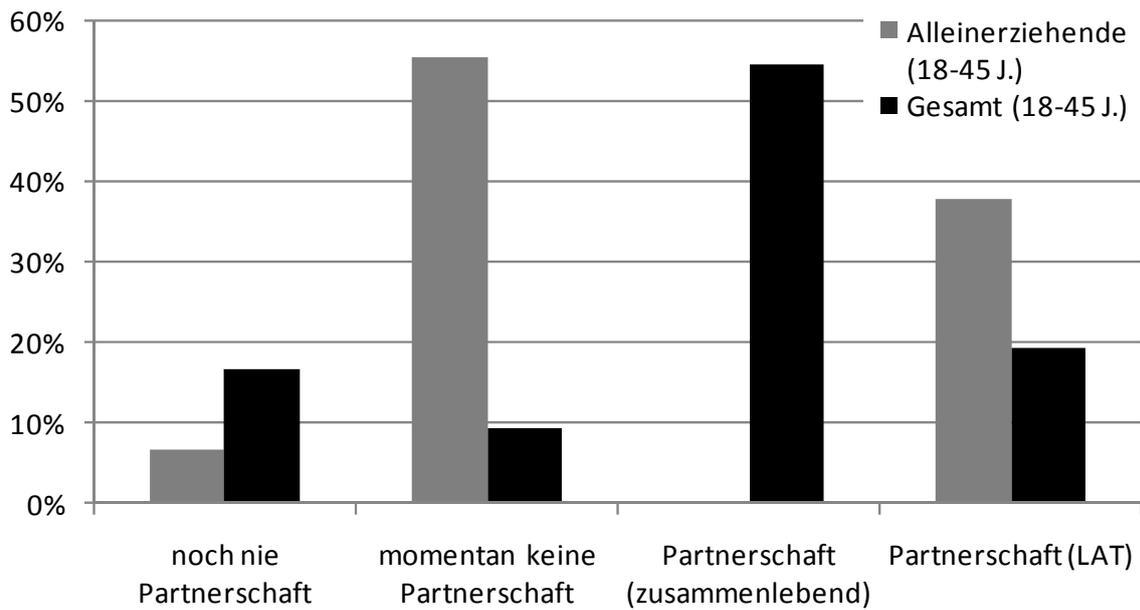
Eigene Berechnungen; Datenquellen: Mikrozensus 1980 – 2009

Der Rückgang der „Alleinerzieherinnen von Geburt an“ ist an sich bereits bemerkenswert, es stellt sich jedoch noch zusätzlich die Frage, ob zum anderen Elternteil eine partnerschaftliche Beziehung bestanden hatte. Diese Fragestellung geht jedoch dermaßen in die spezifische Tiefe der persönlichen Entwicklung, dass sie nur schwerlich repräsentativ erhoben werden kann. Zumindest die allgemeine Partnerschaftshistorie im Generations and Gender Survey (GGS) 2008/09 gibt für Österreich einen rezenten Einblick: 6 % aller Eltern in Ein-Eltern-Partnerschaften (Altersgrenzen: 18–45) hatten noch nie eine kohabitierende Partnerschaft und auch keine LAT-Beziehung. 55 % pflegen zum Befragungszeitpunkt ebenfalls keine LAT-Partnerschaft, hatten zuvor jedoch schon (zumindest) eine kohabitierende Beziehung. Es ist jedoch nicht gesagt, dass das Kind bzw. die Kinder aus (einer) dieser kohabitierenden Partnerschaften stammt.²³ Jedenfalls ist gut erkennbar, dass ein wesentlicher Teil (38 %) der Alleinerziehenden eine LAT-Partnerschaft pflegt – mitunter auch zum anderen biologischen Elternteil.²⁴

23 Es ist aus der Partnerschaftsbiografie im GGS natürlich ableitbar, wer Vater oder Mutter jedes einzelnen Kindes ist, aufgrund der dann jedoch ausgedünnten Substichprobe lassen sich nur bedingt statistisch abgesicherte Rückschlüsse ziehen.

24 Wiederum ist hier die Substichprobengröße dermaßen reduziert, dass auf die Wiedergabe der diesbezüglichen Auswertung verzichtet wird – das Konfidenzintervall übersteigt hier sogar den ausgewiesenen Wert.

Abbildung 38: Partnerschaftsstatus der Alleinerziehenden



Eigene Berechnungen; Datenquellen: GGS-Austria (2008/09)

Dennoch, unabhängig davon, ob eine Partnerin bzw. ein Partner in separatem Haushalt existiert oder nicht, es ist anzunehmen, dass diese Person wenig zur Kinderbetreuung und/oder Haushaltsführung beiträgt.²⁵

Generell wird im Folgenden der Frage nachgegangen, inwiefern in Ein-Eltern-Familien Tätigkeiten der Kinderbetreuung und/oder der Haushaltsführung eher (a) dem Haushalt ausgelagert, (b) (sofern vorhanden) von anderen Personen im Haushalt, oder (c) von den Kindern übernommen werden. Die differierende Wahrscheinlichkeit der unterschiedlichen Agendenverteilung wird über die gemessenen relativen Anteile bei Ein-Eltern-Familien bzw. bei Paarfamilien errechnet; der angeschlossene Likelihood Ration Test lässt erkennen, wie signifikant sich die Agendenverteilungen der beiden Familienformen unterscheiden. Da v.a. bei zahlreichen Tätigkeiten der Kinderbetreuung die Aufgabenverteilung in erster Linie vom Alter des Kindes abhängen – vieles macht das Kind mit zunehmendem Alter selbst – wird der Test für zwei Altersgruppen durchgeführt: Familien mit vor-schulpflichtigen und solchen mit schulpflichtigen Kindern.

²⁵ Es ist zwar wiederum anzunehmen, dass auch dies stark geschlechtsabhängig ist, jedoch haben wir im GGS-Sample wiederum zu geringe Fallzahlen: Lediglich 10 alleinerziehende Männer mit Kind unter 15 Jahren und davon nur drei haben einen LAT-Partner!

Tabelle 13: Ein-Eltern-Familien – Likelihood Ratio Test 1: Ankleiden des Kindes

	0–5 Jahre			6–14 Jahre		
	N	Alleinerzieher		N	Alleinerzieher	
		nein	ja		nein	ja
Eltern	1054	97,9 %	90,3 %	532	69,3 %	61,1 %
andere Personen im HH	5	0,3 %	4,0 %	1	0,2 %	0,0 %
andere Personen nicht im HH	3	0,2 %	1,1 %	2	0,0 %	1,8 %
Kinder	0	1,6 %	4,6 %	244	30,5 %	37,1 %

*Likelihood Ratio Test auf Abhängigkeit von [Alleinerzieher] und [Ankleiden des Kindes] unter Berücksichtigung des Alters des jüngsten Kindes: **P = 0,002**
Eigene Berechnungen; Datenquellen: GGS-Austria (2008/09)*

Gleich beim ersten Indikator, dem Ankleiden des Kindes, ist einerseits klar erkennbar, dass die Agendenübernahme seitens alleinerziehendem Elternteil bei vor-schulpflichtigen Kindern etwas geringer ausfällt als bei Paarfamilien (90,3 % : 97,9 %). In etwa dem gleichen Differenzial (61,1 % : 69,3 %) trifft dies auch für Eltern schulpflichtiger Kinder zu. Der Likelihood Ratio Wert ($P = 0,002$) lässt erkennen, dass sich Ein-Eltern-Familien und Paarfamilien bei diesem Indikator signifikant unterscheiden (Tabelle 13).

Tabelle 14: Familientypen – Likelihood Ratio Test 2: Kind zu Bett bringen

	0–5 Jahre			6–14 Jahre		
	N	Alleinerzieher		N	Alleinerzieher	
		nein	ja		nein	ja
Eltern	1080	99,7 %	99,2 %	620	79,5 %	76,4 %
andere Personen im HH	2	0,1 %	0,8 %	2	0,0 %	1,6 %
andere Personen nicht im HH	0	0,0 %	0,0 %	3	0,2 %	1,8 %
Kinder	0	0,2 %	0,0 %	159	20,3 %	20,3 %

*Likelihood Ratio Test auf Abhängigkeit von Alleinerzieher und [zu Bett bringen] unter Berücksichtigung des Alters des jüngsten Kindes: **P = 0,071**
Eigene Berechnungen; Datenquellen: GGS-Austria (2008/09)*

Weit weniger eindeutig ist die Unterscheidbarkeit beim zu Bett bringen. Diese Tätigkeit kann dem Haushalt auch schwerlich ausgelagert werden. Dennoch sind die Werte nach Familientyp noch ansatzweise unterscheidbar ($P = 0,071$) – vor allem bei schulpflichtigen Kindern lässt sich erkennen, dass doch einige wenige Ein-Eltern-Familien das zu Bett bringen der Kinder anderen Personen überantworten (müssen). Die Eigenverantwortung der Kinder scheint bei diesem Indikator aber – im Gegensatz zum Indikator „Anziehen des Kindes“ nicht von der Familienform abhängig (Tabelle 14).

Tabelle 15: Familientypen – Likelihood Ratio Test 3: zu Hause bleiben, wenn Kind krank

	0–5 Jahre			6–14 Jahre		
	N	Alleinerzieher		N	Alleinerzieher	
		nein	ja		nein	ja
Eltern	1054	98,2 %	96,7 %	742	92,9 %	83,9 %
andere Personen im HH	3	0,3 %	0,0 %	5	0,7 %	0,6 %
andere Personen nicht im HH	17	1,5 %	3,3 %	40	3,7 %	14,0 %
Kinder	0	0,0 %	0,0 %	21	2,7 %	1,5 %

*Likelihood Ratio Test auf Abhängigkeit von Alleinerzieher und [Zu Hause bleiben wenn krank] unter Berücksichtigung des Alters des jüngsten Kindes: **P = 0,016**
Eigene Berechnungen; Datenquellen: GGS-Austria (2008/09)*

Wie in oben zitierten Studien mehrfach erkannt, lagern Alleinerziehende auch erkennbar mehr Pflegearbeit aus. Während bei vor-schulpflichtigen Kindern noch angenommen werden könnte, dass das höhere Ausmaß an effektiver Pflegeverantwortung seitens der Paarfamilien, d. h. dass ein Elternteil „zu Hause bleibt, wenn das Kind krank ist“, einfach wegen der höheren Flexibilität von zwei Eltern besteht, zeigt die noch klarere Verteilung bei den schulpflichtigen Kindern – Alleinerziehende mobilisieren hier v.a. nahe Verwandte, die nicht im gemeinsamen Haushalt wohnen –, dass diese Flexibilität extern kompensiert wird. Der Umstand, dass diese Pfl egetätigkeit weniger seitens der Kinder wahrgenommen wird, ist in erster Linie darauf zurückzuführen, dass es sich hierbei um die Pflegeleistung unter Geschwistern handelt. Da der Anteil an Mehrkindfamilien unter den Paarfamilien entsprechend höher ist, ist auch die anteilige effektive Pflegepartizipation der (älteren) Geschwister höher (Tabelle 15). Jedenfalls sind die Familientypen anhand dieses Indikators wieder gut unterscheidbar ($P=0,016$).

Tabelle 16: Familientypen – Likelihood Ratio Test 4: mit Kind spielen

	0–5 Jahre			6–14 Jahre		
	N	Alleinerzieher		N	Alleinerzieher	
		nein	ja		nein	ja
Eltern	1074	99,6 %	92,6 %	767	96,1 %	83,1 %
andere Personen im HH	5	0,2 %	3,5 %	3	0,1 %	2,4 %
andere Personen nicht im HH	3	0,1 %	2,8 %	8	0,3 %	5,8 %
Kinder	0	0,1 %	1,1 %	33	3,5 %	8,8 %

*Likelihood Ratio Test auf Abhängigkeit von Alleinerzieher und [Spielen] unter Berücksichtigung des Alters des jüngsten Kindes: **P < 0,001**
Eigene Berechnungen; Datenquellen: GGS-Austria (2008/09)*

Ganz eindeutig unterscheiden sich die beiden Familientypen hinsichtlich des Indikators „mit dem Kind spielen“ ($P < 0,001$). Bereits jeder vierzehnte Ein-Eltern-Haushalt lagert die Hauptzuständigkeit für diese Tätigkeit bereits im Vorschulalter des Kindes an Dritte aus, während die Eltern in Paarfamilien dies noch fast ausschließlich selbst übernehmen. Im Schulalter ist dieses Differenzial noch ausgeprägter (Tabelle 16).

Tabelle 17: Familientypen – Likelihood Ratio Test 5: mit Kind Hausaufgaben machen

	0–5 Jahre			6–14 Jahre		
	N	Alleinerzieher		N	Alleinerzieher	
		nein	ja		nein	ja
Eltern	421	94,7 %	88,7 %	700	89,6 %	73,5 %
andere Personen im HH	2	0,4 %	0,0 %	4	0,5 %	0,8 %
andere Personen nicht im HH	7	1,4 %	3,3 %	27	2,1 %	12,8 %
Kinder	0	3,4 %	8,0 %	67	7,7 %	12,9 %

*Likelihood Ratio Test auf Abhängigkeit von Alleinerzieher und [Hausaufgaben] unter Berücksichtigung des Alters des jüngsten Kindes: $P < 0,001$
Eigene Berechnungen; Datenquellen: GGS-Austria (2008/09)*

Die Hauptzuständigkeit für „mit dem Kind Hausaufgaben machen“ ist weitestgehend von der Schulform und eventueller institutioneller Nachmittagsbetreuung abhängig. Die Besetzung dieses Indikators ist bei (jüngsten) Kindern im vor-schulpflichtigen Alter naturgegeben nicht vollständig, sondern nur bei Familien mit mehreren Kindern gegeben. Aber auch Einzelpersonen außerhalb des Haushalts übernehmen mitunter die Hauptverantwortung für diese Agenden – bei Ein-Eltern-Familien, ähnlich wie beim Spielen mit den Kindern, ist dies der andere Elternteil (Tabelle 18).

Tabelle 18: Familientypen – Likelihood Ratio Test 6: Kinder abholen und hinbringen

	0–5 Jahre			6–14 Jahre		
	N	Alleinerzieher		N	Alleinerzieher	
		nein	ja		nein	ja
Eltern	767	95,4 %	88,5 %	546	73,7 %	61,8 %
andere Personen im HH	6	0,7 %	0,8 %	2	0,3 %	0,0 %
andere Personen nicht im HH	10	0,9 %	6,1 %	12	1,0 %	5,5 %
Kinder	0	2,9 %	4,5 %	197	25,1 %	32,8 %

*Likelihood Ratio Test auf Abhängigkeit von Alleinerzieher und [Transport] unter Berücksichtigung des Alters des jüngsten Kindes: $P = 0,009$
Eigene Berechnungen; Datenquellen: GGS-Austria (2008/09)*

Hinsichtlich der Hauptzuständigkeit für Transportleistungen sind die Familientypen ebenfalls durchgehend unterscheidbar. Hier ist auch – wie schon beim vorigen Indikator – die höhere Eigenverantwortung der Kinder von Alleinerziehenden erkennbar (Tabelle 18).

Die folgenden beiden Test-Tabellen zu Agenden der Haushaltsführung, Essenszubereitung (Tabelle 19) und Geschirr waschen (Tabelle 20), weisen, zumindest hinsichtlich der Hauptzuständigkeit seitens der Eltern, aufgrund der inhaltlichen Bedingtheit dieser Tätigkeiten ähnliche Werte aus und unterscheiden die beiden Familientypen auch in ähnlich signifikantem Ausmaß. Wie für so gut wie alle Indikatoren der Haushaltsführung ist deutlich erkennbar, dass Alleinerziehende von vor-schulpflichtigen Kindern die gegenständlichen Agenden eher

an Drittpersonen auslagern, als dies bei schulpflichtigen Kindern der Fall ist, da in dieser Familienphase der Zeitdruck etwas geringer wird.

Tabelle 19: Familientypen – Likelihood Ratio Test 7: Essenszubereitung

	0–5 Jahre			6–14 Jahre		
	N	Alleinerzieher		N	Alleinerzieher	
		nein	ja		nein	ja
Eltern	1041	97,0 %	87,5 %	851	96,8 %	91,2 %
andere Personen im HH	22	1,6 %	10,1 %	14	1,4 %	3,2 %
andere Personen nicht im HH	16	1,5 %	2,4 %	20	1,8 %	5,6 %

*Likelihood Ratio Test auf Abhängigkeit von Alleinerzieher und [Kochen] unter Berücksichtigung des Alters des jüngsten Kindes: $P = 0,001$
Eigene Berechnungen; Datenquellen: GGS-Austria (2008/09)*

Tabelle 20: Familientypen – Likelihood Ratio Test 8: Geschirr waschen

	0–5 Jahre			6–14 Jahre		
	N	Alleinerzieher		N	Alleinerzieher	
		nein	ja		nein	ja
Eltern	1052	98,1 %	85,5 %	850	97,2 %	89,8 %
andere Personen im HH	23	1,5 %	13,1 %	26	2,3 %	7,8 %
andere Personen nicht im HH	5	0,4 %	1,3 %	6	0,4 %	2,5 %

*Likelihood Ratio Test auf Abhängigkeit von Alleinerzieher und [Geschirr waschen] unter Berücksichtigung des Alters des jüngsten Kindes: $P < 0,001$
Eigene Berechnungen; Datenquellen: GGS-Austria (2008/09)*

Tabelle 21: Familientypen – Likelihood Ratio Test 9: Einkaufen

	0–5 Jahre			6–14 Jahre		
	N	Alleinerzieher		N	Alleinerzieher	
		nein	ja		nein	ja
Eltern	1066	99,2 %	86,8 %	878	99,3 %	93,9 %
andere Personen im HH	15	0,7 %	12,7 %	11	0,6 %	6,1 %
andere Personen nicht im HH	1	0,1 %	0,6 %	1	0,1 %	0,0 %

*Likelihood Ratio Test auf Abhängigkeit von Alleinerzieher und [Einkaufen] unter Berücksichtigung des Alters des jüngsten Kindes: $P < 0,001$
Eigene Berechnungen; Datenquellen: GGS-Austria (2008/09)*

Tabelle 22: Familientypen – Likelihood Ratio Test 10: Staubsaugen

	0–5 Jahre			6–14 Jahre		
	N	Alleinerzieher		N	Alleinerzieher	
		nein	ja		nein	ja
Eltern	1039	97,0 %	85,3 %	842	95,3 %	92,1 %
andere Personen im HH	17	0,9 %	11,9 %	28	2,8 %	5,8 %
andere Personen nicht im HH	23	2,1 %	2,8 %	17	1,9 %	2,1 %

*Likelihood Ratio Test auf Abhängigkeit von Alleinerzieher und [Staubsaugen] unter Berücksichtigung des Alters des jüngsten Kindes: $P < 0,001$
Eigene Berechnungen; Datenquellen: GGS-Austria (2008/09)*

Einkaufen (Tabelle 21) und Staubsaugen (Tabelle 22) sind zwar ursächlich weit weniger verwandt als Kochen und Geschirrwaschen, dennoch ist auch hier die elternseitige Agendenhauptverantwortung ähnlich gelagert: Alleinerziehende mit vor-schulpflichtigen Kindern sind zu gut 85 % für diese Tätigkeiten hauptzuständig, während die Eltern in Paarfamilien fast vollständig dafür Erstverantwortung übernehmen. Die „Auslagerung“ an haushaltsinterne Dritte halbiert sich mit der Lebensphase des jüngsten Kindes, während Haushaltsexterne etwa gleichmäßig zuständig bleiben.

Tabelle 23: Familientypen – Likelihood Ratio Test 11: Reparaturen im Haus

	0–5 Jahre			6–14 Jahre		
	N	Alleinerzieher		N	Alleinerzieher	
		nein	ja		nein	ja
Eltern	1025	97,5 %	63,4 %	823	97,1 %	61,5 %
andere Personen im HH	17	0,9 %	13,7 %	13	0,6 %	7,9 %
andere Personen nicht im HH	31	1,6 %	22,9 %	50	2,3 %	30,6 %

*Likelihood Ratio Test auf Abhängigkeit von Alleinerzieher und [Reparaturen im Haus] unter Berücksichtigung des Alters des jüngsten Kindes: $P < 0,001$
Eigene Berechnungen; Datenquellen: GGS-Austria (2008/09)*

Haushaltsreparaturen werden in der überwiegenden Mehrzahl der Haushalte vorrangig von Männern durchgeführt. Da auch im GGS etwa 85 % der Ein-Eltern-Familien Alleinerzieherinnen-Familien sind, ist es nicht weiter verwunderlich, dass ein hoher Teil der Haushaltsreparaturen von nicht im Haushalt wohnhaften Dritten – oft dem Ex-Partner und Vater des Kindes – durchgeführt werden. Zu knapp einem Viertel trifft dies auf die Ein-Eltern-Familien mit vor-schulpflichtigen Kindern zu, zu fast einem Drittel für die darauffolgende Familienphase. In diesem Indikator ist die bei weitem höchste Unterscheidbarkeit der beiden Familientypen gegeben, da bei Paarfamilien die Zuständigkeit für Reparaturen erst recht bei einem der beiden Elternteile liegt (Tabelle 23).

Tabelle 24: Familientypen – Likelihood Ratio Test 12: Finanzen

	0–5 Jahre			6–14 Jahre		
	N	Alleinerzieher		N	Alleinerzieher	
		nein	ja		nein	ja
Eltern	1071	99,8 %	86,2 %	889	99,9 %	98,7 %
andere Personen im HH	9	0,1 %	12,4 %	1	0,0 %	1,3 %
andere Personen nicht im HH	2	0,1 %	1,3 %	1	0,1 %	0,0 %

*Likelihood Ratio Test auf Abhängigkeit von Alleinerzieher und [Finanzen] unter Berücksichtigung des Alters des jüngsten Kindes: $P < 0,001$
Eigene Berechnungen; Datenquellen: GGS-Austria (2008/09)*

Die Hauptzuständigkeit für eigene finanzielle Belange trägt üblicherweise jeder Erwachsene für sich selbst. Auch innerhalb von Paarbeziehungen junger Erwachsener sind inzwischen üblicherweise separate Verantwortlichkeiten („getrennte Kassen“) gebräuchlich. Deshalb sticht es auf den ersten Blick besonders hervor, wenn bei Alleinerzieherinnen, die mit Drittpersonen – oft den eigenen Eltern – in einem Haushalt wohnen, diese Hauptverantwortung für finanzielle Belange an diese abgeben, bzw. zuvor gar nicht übertragen bekommen haben. Hauptverantwortlich dafür ist die oft prekäre finanzielle Situation von Alleinerzieherinnen, gerade in der vorschulischen Phase. Je eher Eltern regelmäßig aushelfen müssen, desto eher obliegt ihnen auch die Hauptkompetenz für finanzielle Agenden.

Tabelle 25: Familientypen – Likelihood Ratio Test 13: Organisation sozialer Aktivitäten

	0–5 Jahre			6–14 Jahre		
	N	Alleinerzieher		N	Alleinerzieher	
		nein	ja		nein	ja
Eltern	1058	100,0 %	87,2 %	874	100,0 %	95,1 %
andere Personen im HH	6	0,0 %	9,5 %	4	0,0 %	3,9 %
andere Personen nicht im HH	2	0,0 %	3,4 %	1	0,0 %	1,0 %

*Likelihood Ratio Test auf Abhängigkeit von Alleinerzieher und [Organisation sozialer Aktivitäten] unter Berücksichtigung des Alters des jüngsten Kindes: $P < 0,001$
Eigene Berechnungen; Datenquellen: GGS-Austria (2008/09)*

Auch die Organisation sozialer Aktivitäten – die bei Paarhaushalten einem oder beiden Eltern obliegt – wird von Alleinerziehenden aus Zeitmangel mitunter nicht hauptsächlich selbst wahrgenommen, sondern ebenfalls Dritten übertragen, vorrangig wenn diese im selben Haushalt wohnen (Tabelle 25).

Doch auch bei einem von dem der eigenen Eltern getrennten Haushalt ist der Kontakt zu den eigenen Eltern, anderen Verwandten und Freunden sowie deren Assistenzleistung bei der Kinderbetreuung weit stärker ausgeprägt. Auf die Fragestellung, wer regelmäßige Hilfe von „auswärts“ bezieht – unabhängig von der Hauptkompetenz für einzelne Agenden – geben knapp über 60 % der Alleinerziehenden an, dass dies auf sie zutrifft, aber nur über 50 % der Respondierenden mit kohabitierendem Partner. Zahlreiche weitere Auswertungsmöglichkeiten und Differenzierungen der Biografie, des sozialen und ökonomischen Status, der

Übergangswahrscheinlichkeiten zu anderen Familienformen etc. bestehen, um Ein-Eltern-Familien in Österreich zu beschreiben. In diesem Zusammenhang sei insbesondere auf die mit dieser Studie zeitgleich verfasste Auftragsstudie des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz „Alleinerziehende in Österreich. Lebensbedingungen und Armutsrisiken.“ verwiesen, wo eben diese Fragestellungen, vorrangig anhand des GGS, eingehender untersucht wurden (Zartler/Beham 2010).

5 Familientyp II: Patchwork-Familien

Doris Klepp

Wie bereits in Abschnitt 2.7 dargelegt, sind Patchwork-Familien auf dem „aufsteigenden Ast“, während die anderen Familienformen mit Kindern unter 15 Jahren Anteile am Gesamtbestand der Familien in Österreich einbüßen. Wie bereits beschrieben, gibt es dafür zwei demografische Gründe: Zum einen reduziert sich die Anzahl der potenziellen Eltern mit dem Hinausbewegen der Babyboomgeneration aus der fertilen Altersphase; demnach kommen weniger potenzielle Eltern nach als reale Eltern mit ihren nun über 15-jährigen jüngsten Kindern in die Klasse der Familien mit älteren Kindern wechseln. Zum anderen weisen die nun fertilen Kohorten selbst – und das schon über lange Zeit – geringe Fertilitätsziffern auf. Betrachtet man ausschließlich die Entwicklung der Patchwork-Familien im Kontrast zu den anderen Familienformen, entsteht der Eindruck, dass diese Familienform zwar die demografische Gesamtentwicklung nicht aufhalten kann, jedoch durch ihr trendgegenläufiges Wachstum einen Kontrapunkt setzt. Es muss jedoch bedacht werden, dass diese Familienform nicht durch geändertes Fertilitätsverhalten ihrer Elterngeneration entsteht und wächst, sondern durch die verstärkte Familienstrukturdynamik. Was Patchwork-Familien im Aggregat „gewinnen“, „verlieren“ Erstfamilien oder andere Formen der Folgefamilien wie Ein-Eltern-Familien zumindest im gleichen Ausmaß.

5.1 Der gegenwärtige Stand der Patchwork-Familien-Forschung

Die vorliegende Literaturanalyse zu Patchwork-Familien orientiert sich am aktuellen Stand der Forschung, daher wurde fast ausschließlich Literatur der letzten fünf bis zehn Jahre aus dem deutsch- und englischsprachigen Raum herangezogen. Nur in Ausnahmefällen wurde auf ältere Publikationen zurückgegriffen, wenn diese relevant für das Forschungsthema erschienen.

Die Literatursuche erfolgte über den Onlinekatalog und die Onlinedatenbanken Eric und Ovid der digitalen Bibliothek der Haupt-Uni Wien, die Österreichische Nationalbibliothek und die Bibliothek des Österreichischen Instituts für Familienforschung der Uni Wien. Bei der Suche wurden die Schlagworte „Stieffamilie“, „Stiefmutter“, „Stiefvater“, „Patchwork-Familie“, „sozialer Vater“, „soziale Mutter“ bzw. „Stepfamily“, „Stepfather“ und „Stepmother“ verwendet.

Erster Befund ist, dass Stief-/Patchwork-Familien in Österreich als Forschungsthema bislang kaum Beachtung fanden. Die einzige größere Studie stammt von Liselotte Wilk (1998), daneben existiert eine qualitative Analyse von Folgefamilien von Reinhard Sieder (2008), weiterhin finden sich eine Diplomarbeit von Maria Zehentner (2004), die sich einer soziologischen, semantischen Analyse der „Stieffamilie“ widmet, zwei Diplomarbeiten zum Thema „Stiefmutter“ von Roswitha Wais (2000) und Ursula Wodiczka (1992) und eine Dissertation von Katharina Miko (2007), die sich mit dem Übergang von der Kernfamilie zur Patchwork-Familie befasst. In Deutschland sieht der Forschungsstand nur wenig besser aus, wie Anja Steinbach (2008) konstatiert:

Abgesehen von einigen psychologischen Untersuchungen (Butz/Boehnke 2002; Döring 2002; Walper/Gerhard 2002) und – teilweise auch aus dem therapeutischen Kontext hervorgegangenen – qualitativen Studien (Friedl/Maier-Aichen 1991; Krähenbühl et al. 2007; Napp-Peters 1995; Ritzenfeldt 1998; Wilk 2002) bzw. Studien mit ausgesprochen kleinen Fallzahlen (Röhr-

Sendlmeier/Greubel 2004), existiert nur eine größere und relativ umfassende Auswertung zum Thema Stieffamilien in Deutschland (Bien/Hartl/Teubner 2002a). (Steinbach 2008: 155)

Dies sei vor allem darauf zurückzuführen, dass geeignete Daten zur Identifikation von Stieffamilien extrem rar sind und die Stief-/Patchwork-Familien durch ihre strukturelle Komplexität ein nur schwer zugängliches Forschungsthema ist. In den USA kann man hingegen schon auf eine längere Forschungstradition zum Thema ‚stepfamily‘, beginnend mit den 70er Jahren, zurückblicken (vgl. Steinbach 2008: 155).

5.1.1 Zahlen und Fakten zu Patchwork-Familien

Laut den Mikrozensus 2008 und 2009 gibt es in Österreich, bezogen auf alle Familien mit zumindest einem Kind unter 15 Jahren, rund 77,5 % Kernfamilien, 14,5 % Ein-Eltern-Familien und rund 8 % Patchwork-Familien. Von den insgesamt 1.256.500 Kindern unter 15 Jahren in Österreich, leben 995.100 (79,2 %) in Erstfamilien, 102.400 in Patchwork-Familien (8,1 %) und 159.000 (12,7 %) in Ein-Eltern-Familien. Betrachtet man nur die Kinder unter 15 Jahren in Patchwork-Familien, leben 44 % mit ihren beiden leiblichen Elternteilen und Halbgeschwistern, 51 % mit ihrer leiblichen Mutter und 5 % mit ihrem leiblichen Vater und jeweils einem sozialen Elternteil (und Halbgeschwistern, wenn vorhanden) zusammen.²⁶

Vorhanden sind auch Daten zu allen unter 18-Jährigen in Patchwork-Familien. Davon leben rund 35 % mit beiden leiblichen Elternteilen im Haushalt, sind also bereits in der Folgefamilie gezeugte Kinder; 58 % leben mit ihrer leiblichen Mutter und 7 % mit ihrem leiblichen Vater und jeweils einem sozialen Elternteil (und, wenn vorhanden, Geschwistern) in einem Haushalt zusammen.²⁷

Gehören bereits Patchwork-Familien in Österreich zu einer Minderheit, so sind sogenannte „Stiefkinder“, also Kinder, die mit einem leiblichen und einem sozialen Elternteil (und eventuell Halbgeschwistern) im Haushalt leben, prozentual noch seltener. In Absolutzahlen betrifft dies 57.800 Kinder unter 15 Jahren, also nicht ganz 5 % der unter 15-Jährigen. Überraschend hoch scheint hingegen der Anteil der Patchworkkinder zu sein, die bereits in der Folgefamilie gezeugt wurden und damit wiederum mit ihren beiden leiblichen Elternteilen zusammenleben (44 % bzw. 35 % der Kinder in Patchwork-Familien unter 15 bzw. 18 Jahren).²⁸

Die Ergebnisse zum Anteil der Patchwork-Familien gemessen an allen Familien, die für Österreich vorliegen, stimmen mit den Zahlen der bislang größten repräsentativen Studie im deutschsprachigen Raum zu Stieffamilien „Stieffamilien in Deutschland“ von Walter Bien, Angela Hartl und Markus Teubner (2002) überein. Teubner merkt dazu an, dass dieser Anteil damit deutlich niedriger ist als in den USA oder auch in anderen europäischen, v.a. den skandinavischen Ländern (vgl. Teubner 2002a: 49f.).

26 Eigene Berechnungen auf Basis der gepoolten Daten des Mikrozensus 2008 und 2009 der Statistik Austria (2009a).

27 ebenso

28 Thomas Klein und Jan Eckhard (2004) stellten anhand von Analysen auf der Grundlage der Daten des Familiensurvey 2000 fest, dass Partnerschaften mit Stiefkindern gegenüber Partnerschaften ohne Stiefkinder eine geringere Neigung zur Geburt eines ersten gemeinsamen leiblichen Kindes aufweisen. Jedoch ist hierfür lediglich das höhere Alter der Frauen in Patchwork-Familien ausschlaggebend. Unter der Bedingung gleicher Gesamtkinderzahlen neigen hingegen Patchwork-Familien stärker als Kernfamilien zu einer weiteren Familienexpansion. Es besteht jedoch ein negativer Einfluss der Stiefkinder auf eine Familienerweiterung durch weitere gemeinsame Kinder, welcher auf die dadurch erreichte höhere Gesamtkinderzahl in Patchwork-Familien zurückzuführen ist.

Anja Steinbach (2008) kommt jedoch in einer späteren Studie, die auf den Daten der ersten Welle des GGS beruht, für Deutschland auf einen Anteil von 13,6 % Patchwork-Familien mit Kindern unter 18 Jahren. Gründe für die doch erhebliche Differenz der Ergebnisse sieht sie in einer Überrepräsentation von Personen, die nicht in Großstädten leben, verheiratet sind, Kinder haben und ein eigenes Haus besitzen, in dem Panel der Studie von Bien, Hartl und Teubner (2002). Forschungsergebnisse zu den Determinanten von Partnerschaftsstabilität belegen, dass Personen mit diesen Merkmalen ein deutlich geringeres Trennungs- bzw. Scheidungsrisiko aufweisen (z. B. Arránz Becker 2008, zit. nach Steinbach 2008). Daher vermutet die Autorin, dass im Familiensurvey der zweiten und dritten Welle eine Überrepräsentation von stabilen Partnerschaften vorhanden ist und damit zugleich von einer Unterrepräsentation von Trennungs- und damit auch Stieffamilien ausgegangen werden muss. Sie fordert, da die Analysen mit dem GGS einen fast doppelt so hohen Anteil an Stieffamilien aufzeigen wie in der Studie von Bien et al. (2002), dass die Aussage, Stieffamilien seien in Deutschland eine relativ seltene Familienform, zumindest in Frage gestellt bzw. neu diskutiert werden sollte (vgl. Steinbach 2008: 165).

Steinbach fand unter den 13,6 % der Patchwork-Familien rund zwei Drittel „einfache“ Patchwork-Familien, in denen ausschließlich das Kind oder die Kinder von einem der beiden Partner leben und ein Drittel zusammengesetzte und komplexe Patchwork-Familien, in denen mindestens zwei Kinder mit unterschiedlichem Beziehungsstatus leben (vgl. Steinbach 2008: 166). Differenziert nach dem Geschlecht des sozialen Elternteils fand sie 27 % sogenannte Stiefmutterfamilien, 68,9 % Stiefvaterfamilien und 4,1 % zusammengesetzte Patchwork-Familien, in denen beide Elternteile sowohl sozialer als auch biologischer Elternteil sind.

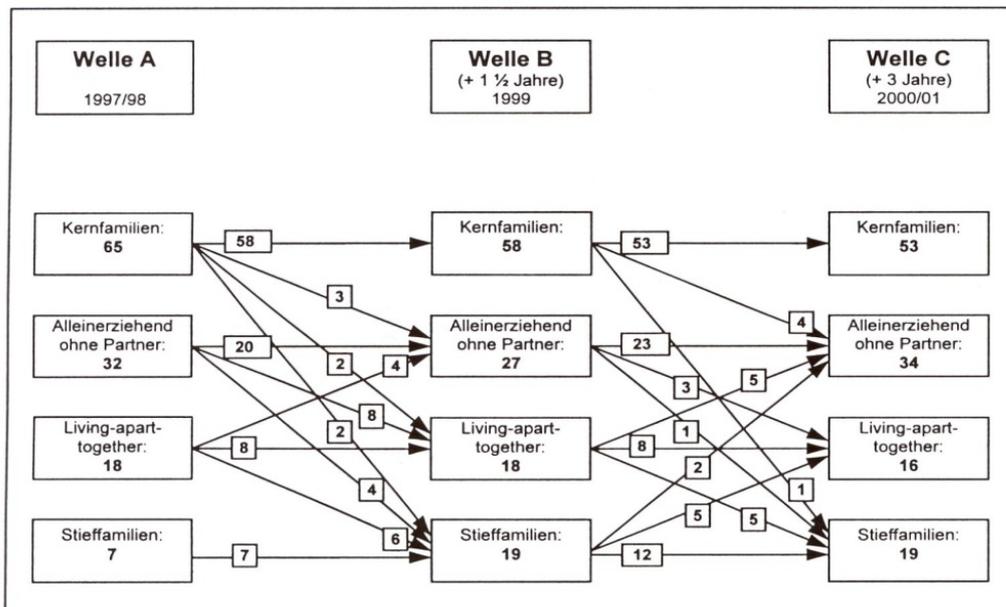
Diskutiert wird in Zusammenhang mit Patchwork-Familien auch immer wieder deren prozentualer Anstieg. Die Patchwork-Familie wird als jene Familienform betrachtet, die am stärksten zunimmt. Da aber in Österreich erst seit 2007 die Leiblichkeit der Elternteile in Bezug auf ihre im Haushalt lebenden Kinder erhoben wird, können keine definitiven Aussagen über eine Zunahme von Patchwork-Familien getroffen werden. Der Anstieg kann lediglich im Zusammenhang mit den zunehmenden Scheidungen und Wiederverheiratungen vermutet werden. In Österreich liegt die Gesamtscheidungsrate mittlerweile bei nahezu 50%.²⁹ Neben dem Anstieg der Scheidungen ist auch der Anteil der Wiederverheiratungen, denen zumindest eine Erst-Ehe vorausgeht, bis zum Jahre 2005 auf rund 39 % gestiegen. Danach sank der Anteil der Wiederverheiratungen wieder ab und lag 2007 bei 36 %, wobei aber auch die Eheschließungen insgesamt gesunken sind (vgl. Statistik Austria, 2008) und die Zahl der Lebensgemeinschaften anstieg. Allerdings darf nicht vergessen werden, dass trotzdem rund 78 % der Minderjährigen in Kernfamilien leben, d. h. jede oder jeder Fünfte unter 18-Jährige lebt in einer Folgefamilie (Ein-Eltern- oder Patchwork-Familie), die sich meist nicht starr gestaltet, sondern dynamischen Verläufen folgt. Dies zeigt die Längsschnittstudie von Angelika Traub (2005), in der Lebensformverläufe von Frauen über drei Jahre mit verfolgt wurden (vgl. Abbildung 39).

Abbildung 39 zeigt, dass zum ersten Erhebungszeitraum das Sample (122 Frauen mit 10-jährigem Kind) aus 65 Frauen bestand, die zu diesem Zeitpunkt in Kernfamilien lebten, 50 Alleinerzieherinnen (davon 32 ohne Partner und 18 mit Partner, aber in getrenntem Haushalt) und sieben Frauen, die in Patchwork-Familien lebten. Nach eineinhalb Jahren waren 12 neue Patchwork-Familien hinzugekommen. Von den sieben Frauen, die beim ersten Erhe-

²⁹ Gesamtscheidungsrate: Wahrscheinlichkeit, mit der im jeweiligen Jahr geschlossene Ehen bei unverändertem Scheidungsverhalten durch eine Scheidung enden. Der höchste beobachtete Wert lag in Österreich 2007 bei 49,5 % (vgl. Statistik Austria, 2009b).

bungszeitraum in Kernfamilien lebten und sich nunmehr vom leiblichen Vater ihrer Kinder getrennt hatten, bildeten zwei Frauen mit einem neuen Partner jeweils eine Patchwork-Familie; zusätzlich hatten zehn Alleinerzieherinnen (vier vormals ohne Partner und sechs in LAT-Beziehungen) Patchwork-Familien gegründet. Nach weiteren eineinhalb Jahren hatten sich zusätzliche fünf Frauen vom leiblichen Vater ihrer Kinder getrennt, davon bildete eine der Frauen zum dritten Erhebungszeitpunkt zusammen mit einem neuen Partner eine Patchwork-Familie und vier dieser Frauen waren alleinerziehend. Von den 19 Patchwork-Familien des zweiten Erhebungszeitpunktes waren zwölf erhalten geblieben; sieben hatten sich wieder getrennt und sieben neue kamen hinzu. Insgesamt machten 26 Frauen innerhalb des Erhebungszeitraumes die Erfahrung, in einer Patchwork-Familie zu leben.

Abbildung 39: Partnerschaftsverläufe innerhalb von drei Jahren



Quelle: Angelika Traub 2005.

5.1.2 Zum Wandel der Stieffamilie zur Patchwork-Familie

Die Merkmale der Patchwork-Familie haben sich historisch stark gewandelt. Patchwork-Familien werden heute weit überwiegend in Folge von Scheidung oder Trennung der leiblichen Eltern gegründet, während dies bis ins späte 19. Jahrhundert durch das hohe Sterberisiko in allen Lebensaltern ein häufiges Phänomen war. Starb der Bauer oder die Bäuerin, musste „diese Lücke“ im Haushalt aus ökonomischen Gründen möglichst rasch durch Heirat gefüllt werden (vgl. Kytir 2007: 107). Oft starben Frauen in Zusammenhang mit ihren Schwangerschaften und Geburten, vor allem Stiefmutterfamilien waren daher ein häufiges Phänomen.

Heutzutage existieren dahingegen überwiegend sogenannte „Stiefvaterfamilien“, da die Kernfamilien viel häufiger durch Trennung oder Scheidung zerbrechen, als durch den Tod eines Elternteils und die Kinder meist bei den Müttern verbleiben. So leben nur 11 % der unter 18-jährigen Stiefkinder mit dem leiblichen Vater und der sozialen Mutter zusammen,

gegenüber rund 89 %, die mit ihrer leiblichen Mutter und ihrem sozialen Vater zusammenleben.³⁰ Angela Hartl (2002) kommt für Deutschland auf einen noch etwas höheren Anteil von Stiefvaterfamilien (92,5 %) (vgl. Hartl 2002: 155). Steinbach (2008) errechnet hingegen einen weit geringeren Anteil von 68,9 % Stiefvaterfamilien und einen überraschend hohen Anteil von 27 % Stiefmutterfamilien (vgl. Steinbach 2008: 166).

Zudem bleiben die nach der Scheidung oder Trennung außerhalb lebenden leiblichen Elternteile für die Kinder häufig erhalten, gehen neue Partnerschaften ein und ein Teil zeugt mit der neuen Partnerin bzw. dem neuen Partner weitere Kinder. Ein Kind hat dann unter Umständen zwei leibliche und zwei soziale Elternteile, die in verschiedenen Haushalten leben. Die so entstehenden Kindschaftsverhältnisse sind weniger durch das Fehlen eines Elternteils, als durch multiple Elternschaft bestimmt (Nauck 1993: 152). Durch die neuen Partnerschaften kommen weitere Großeltern, Tanten, Onkel etc. in das Familiensystem hinzu.

Die Begrifflichkeit des Patchworks illustriert damit das Gefüge der Folgefamilien, die weiterhin übergreifend *ein* familiäres System bilden, durchaus treffend, im Sinne eines Ganzen aus Einzelteilen bestehend, die getrennt und wieder neu zusammengefügt werden können und das sich „beliebig“ erweitern lässt. Der Begriff „Patchwork-Familie“ leitet sich von der handwerklichen Technik des Patchwork (engl. *patchwork* ‚Flickwerk‘) ab, bei der Stoff- oder Ledernteile von verschiedener Farbe, Form oder verschiedenem Muster harmonisch zusammengefügt werden.³¹ Auf eine Familienform übertragen wurde der Begriff, laut der Gesellschaft für deutsche Sprache (2005), erstmals im Jahre 1990 von der Übersetzerin Margaret Minker bei der Übersetzung des amerikanischen Ratgebers von Anne Bernstein „Yours, mine and ours. How families change when remarried parents have a child together“ in „Die Patchwork-Familie. Wenn Väter oder Mütter in neuen Ehen weitere Kinder bekommen“.³² Margaret Minker kann damit als Schöpferin des Begriffs „Patchwork-Familie“ gelten, denn im englischen Sprachgebrauch ist er nicht geläufig. In die deutschen Wörterbücher fand die „Patchwork-Familie“ 1999 erstmals in „Das große Wörterbuch der deutschen Sprache“ des Dudenverlags Aufnahme, nachdem „die Patchwork-Familie“ zunehmend Verwendung in populärwissenschaftlichen Werken, im alltäglichen Sprachgebrauch und auch in Politik und Lehre Verbreitung fand. Im Bereich der Familienforschung besteht zum Begriff der Patchwork-Familie aber eine ambivalente Haltung.

So bleiben die Familiensoziologinnen Liselotte Wilk und Ulrike Zartler (2004) bei dem Begriff der Stieffamilie, obwohl dieser, aus ihrer eigenen Sicht, etwas altmodisch erscheint und mit negativen Zuschreibungen verbunden ist (vgl. Wilk/Zartler 2004: 7). Sie begründen ihre Entscheidung damit, dass der Begriff der „Patchworkfamilie“ ihnen den Eindruck vermittelt, dass aus „übrig gebliebenen“ Teilen willkürlich etwas Neues zusammengesetzt wird und den Autorinnen dies aus der Sicht der Kinder zu beliebig erscheint, da Kinder keine Flicker im Teppich sein wollen. Auch Steinbach (2008) thematisiert das bestehende Begriffsdilemma. Ihre Argumente für die Beibehaltung der Verwendung des Begriffs „Stieffamilie“ sind, dass er nicht nur in der wissenschaftlichen Forschung weit verbreitet ist (im englischsprachigen wie im deutschsprachigen Raum), sondern auch entsprechende Bezeichnungen für die einzelnen Familienmitglieder (Stieftochter, Stiefsohn, Stiefmutter, Stiefvater) bereit hält. Gegen die Verwendung von „Patchwork-Familie“ spreche hingegen, dass die mit den Bezeichnungen Patchwork-Familie ebenso mit Fortsetzungsfamilie keine eigenen Begriffe für die einzelnen Familienmitglieder existierten, woraufhin spätestens, wenn es um die betroffenen Personen

30 Eigene Berechnungen auf Basis der Daten des Mikrozensus 2008 der Statistik Austria (2009a).

31 vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Stieffamilie>

32 http://www.gfds.de/fileadmin/gfds_download/DS4_05.pdf

selbst geht, wieder auf die Begriffe Stiefkinder und Stiefeltern zurückgegriffen werde. Die Autorin ist weiterhin der Ansicht, dass man mehr gegen das negative Image der Stieffamilie tun kann, wenn man den Begriff, so wie er ist, verwendet und für die Besonderheiten und Belange dieser speziellen Familienform durch fundierte Forschung sensibilisiert. Sie bezeichnet in diesem Zusammenhang als „Patchwork-Familie“ nur komplexe Stieffamilien (beide Elternteile bringen ihre Kinder in die Beziehung und zeugen weitere gemeinsame Kinder), so wie er bei Nave-Herz (2004) Verwendung fand. Allerdings hat sich bislang auch diese möglicherweise durchaus sinnvolle Unterscheidung zwischen Stieffamilie und Patchwork-Familie nicht durchgesetzt (vgl. Steinbach 2008: 156).

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass auch der Begriff der Stieffamilie noch nicht sehr alt ist. Krähenbühel et al. (1995) weisen im Erscheinungsjahr 1986 ihrer Publikation darauf hin, dass sie den Begriff „Stieffamilie“ im deutschsprachigen Raum neu einführen, da diese Familienform bisher keinen Namen hatte.

Die Bezeichnung „Stieffamilie“ haben wir in keinem deutschsprachigen Wörterbuch gefunden. Da wir im alltäglichen Sprachgebrauch von „Stiefmutter“, „Stiefvater“, „Stiefkind“ sprechen, lag es nahe, die Bezeichnung „Stieffamilie“ einzuführen. [...] obwohl alle Begriffe mit dem Präfix „Stief-“ eine abwertende Bedeutung haben und mit gesellschaftlich bestimmten Vorurteilen belastet sind. (Krähenbühel et al. 1995: 11)

Der Begriff der Stieffamilie, insbesondere der Stiefmutter ist durch negative Mythen und Zuschreibungen stark belastet. So wurde z. B. in zwölf Märchen der Gebrüder Grimm, von denen einige fast jeder aus seiner Kindheit kennt, die „böse Stiefmutter“ thematisiert. Diese Stiefmuttermythen haben sich fest im Bewusstsein verankert. Anne C. Bernstein (1999) lädt die Leserinnen und Leser zu Beginn ihres Artikels zu einem Assoziationstest ein: Was fällt Ihnen ein, wenn Sie die folgenden Wörter sehen: „Stiefmutter“, „Stiefvater“, „Stiefkind“, „Stieffamilie“? Vorhersagbare Antworten sind hier: „boshaft“, „missbräuchlich“, „schlecht behandelt“ und „unglücklich“, und „nicht so gut wie...“. Bernstein führt weiter aus:

Such images have been with us since early childhood, when we first heard the stories of Cinderella, Sleeping Beauty, and Hansel and Gretel. These stepfamily stories-those we are told and those we tell ourselves-shape our experience and our relationships. Families, and stepfamilies, have changed a great deal over the years since such yarns were spun, but their tangles continue to trip us. The dominant discourse on families continues to frame stepfamilies as deviant and, by implication, deficient, emblematic even of "not good enough parenting" and a deprived or abused childhood (McLanahan/Sandefur 1994; Poponoe 1993; Whitehead 1997). These symbols and metaphors organize how we will observe the social world and how we make meaning of our lives. (Bernstein 1999)

Ursula Wodiczka (1992), die das Motiv der Stiefmutter in den Märchen der Gebrüder Grimm untersuchte, meint, dass aus der Sicht des Kindes eine Stiefmutter tatsächlich böser erscheinen kann, als es die leibliche Mutter ist oder war:

Eine Stiefmutter beurteilt ihr Stiefkind objektiver, sieht jeden Fehler und jede Unart, während eine Mutter ‚in ihrer subjektiven Verschmolzenheit mit dem Kind‘ (Kühn 1929) diese leichter übersieht. Erzieherische Maßnahmen können deshalb härter ausfallen und häufiger auftreten. (Wodiczka 1992: 130)

Reinhard Sieder (2008), der die Buchpublikation seiner qualitativen Studie zum Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder „Patchworks“ nennt, vermeidet die sonst üblichen Begriffe der Kernfamilie, AlleinerzieherInnen und Stieffamilie, da diese aus seiner Sicht die Kernfamilie mit der „Aura der Natürlichkeit“ ausstatten und

[...] die für Folgefamilie gebrauchten Begriffe mit Wortteilen, wie „Stief-“ und „Allein-“ den Bruch der Natürlichkeit, Unvollständigkeit, Abweichung von der Norm und strukturelles, nicht fallspezifisches Ungenügen [suggerieren]. (Sieder 2008: 55f.).

In Umgehung dieser Problematik verwendet Sieder die Begriffe „Herkunftsfamilie“, „Erstfamilien“ und „Folgefamilien“ und zur näheren Bezeichnung Wortkombinationen, die wertfrei angeben können, wer mit wem in einem Haushalt zusammenlebt, wie z. B. „Vater-Mutter-Kind/er-Familien“ oder „Mutter-Kind/er-Familien“. Erstreckt sich das Familienleben auf mehrere Haushalte, spricht er von bi- und polynuklearen Familiensystemen. Um die Patchwork-Familie zu bezeichnen, müsste dann aber z. B. von der „Folge-Vater-Mutter-Kind/er-Familie“ gesprochen werden, was sprachlich sperrig und sehr aufwendig ist. Wertfreiheit scheint im Zusammenhang mit den Familienbegriffen ohnedies nicht möglich zu sein, da sowohl „Vater“ als auch „Mutter“ ideologisch stark besetzt sind und somit auch unterschiedliche Reihungen eine unterschiedliche Bedeutung erlangen. So würde beispielsweise „Mutter-Vater-Kind-Familie“ wohl an matriachale Verhältnisse denken lassen. Die Verwendung der Begriffe „Herkunftsfamilie“, „Erstfamilie“ und „Folgefamilie“ als Oberbegriffe scheint hingegen sehr sinnvoll zu sein.

Es gibt also gute Gründe dafür und dagegen, sich den Begriff der „Patchwork-Familie“, der sich im allgemeinen Sprachgebrauch schon weitgehend etabliert hat, auch im Bereich der Familienforschung anzueignen. Aber fassen wir die Argumente zusammen, die dafür sprechen. Ein neuer Begriff scheint angebracht, da sich die Bedingungen von Stieffamilien geändert haben und weil sich „die Patchwork-Familie“ im allgemeinen Gebrauch schnell durchgesetzt hat und das Gefüge der modernen „Stieffamilie“ treffend illustriert. Damit definiert der Begriff der Patchwork-Familie einerseits auf den ersten Blick grob, um welche Folgefamilienform es sich handelt und andererseits blendet man damit nicht aus, dass die Bezeichnung „Stief-“ von verschiedenen negativen Vorurteilen und Zuschreibungen belastet ist. Wie auch immer, will man den Begriff Patchwork-Familie verwenden, so ist es aufgrund einer fehlenden allgemeingültigen wissenschaftlichen Definition nötig, im wissenschaftlichen Kontext vorzuschicken, welche Form der Patchwork-Familie und damit welche Zielgruppe man in die Analyse einschließt.

Steinbach (2008) definiert beispielsweise für „Stieffamilien“, dass mindestens eines der beiden Elternteile eine neue Partnerschaft eingegangen ist, wobei es keine Rolle spielt, ob dabei eine neue Ehe geschlossen wurde oder nicht. Sie setzt voraus, dass der leibliche Elternteil und der neue Partner bzw. die Partnerin in einem gemeinsamen Haushalt leben, um als Stieffamilie im engeren Sinne klassifiziert zu werden. Wenn das Paar hingegen eine Living-Apart-Together-Beziehung führt (Levin 2004), wird diese Konstellation als Patchwork-Familie im weiteren Sinne (vgl. Teubner 2002a) oder auch als Alleinerziehend mit Partner oder Partnerin (vgl. Schneider et al. 2001) bezeichnet (vgl. Steinbach 2008: 159).

5.1.3 Merkmale und Formen von Patchwork-Familien

Patchwork-Familien zeichnen sich durch eine enorme Komplexität und Variabilität der Familienstrukturen aus (vgl. Bien/Hartl/Teubner 2002; Wilk/Zartler 2004). Oft erstrecken sich Patchwork-Familien über mehrere Haushalte (polynukleare Familiensysteme). Die Kinder leben entweder durchgehend mit einem leiblichen Elternteil zusammen oder verbringen einen Teil der Zeit im Haushalt des getrennt lebenden Elternteils. In beiden Haushalten können neue Partner bzw. Partnerinnen hinzutreten. Das Paar, das sich gebildet hat, kann heiraten oder eine Lebensgemeinschaft eingehen, in einem Haushalt zusammenleben oder eine Living-Apart-Together-Beziehung führen. Es kann sein, dass der neue Partner oder die

Partnerin ebenfalls Kinder mit in die Patchwork-Familie bringt oder dass das Familiensystem durch gemeinsame Kinder erweitert wird.

Rüdiger Peuckert (2005) kommt in Übernahme der Definition von Bien/Hartl/Teubner (2002: 87) zu dem Schluss, dass mit dem Begriff der Stieffamilie eine Vielzahl heterogener Familientypen bezeichnet werden, denen gemeinsam ist, dass zu den beiden leiblichen Elternteilen mindestens ein sozialer Elternteil hinzukommt oder ein verstorbener Elternteil durch einen sozialen gewissermaßen ersetzt wird. Patchwork-Familien erstrecken sich in der Regel über mehrere Haushalte. Der Haushalt, in dem das Kind überwiegend wohnt, wird als primäre Stieffamilie (oder Alltagsstieffamilie) bezeichnet, die Familie des außerhalb lebenden Elternteils, mit neuem Partner bzw. neuer Partnerin, in der sich das Kind zeitweise aufhält, als sekundäre Stieffamilie (oder Wochenendstieffamilie) (vgl. Peuckert 2005: 235).

Auf der Haushalts- bzw. Familienebene lassen sich drei Arten von Patchwork-Familien identifizieren:

- **Einfache Stief-/Patchwork-Familien**
Nur einer der Partner bringt Kinder in die Beziehung ein.
Es gibt einen leiblichen und einen sozialen Elternteil.
- **Zusammengesetzte Stief-/Patchwork-Familien**
Beide Partner bringen Kinder in die Beziehung ein, beide sind sowohl leiblicher Elternteil als auch sozialer Elternteil.
- **Komplexe Stief-/Patchwork-Familien**
Zu den Stiefkindern treten gemeinsame leibliche Kinder hinzu. Partner und Partnerin sind beide immer auch soziale Elternteile. Diese Familienform wird in der Literatur manchmal als eigentliche Patchwork-Familie gesehen.

Eine weitere grobe Differenzierung ist jene nach dem Geschlecht des sozialen Elternteils in Stiefmutterfamilie, Stiefvaterfamilie und zusammengesetzte Familie.

Die Patchwork-Familie verfügt bei ihrer Gründung, aber auch in vielen Punkten in der Folge, über spezifische Ausgangsbedingungen, die sich wesentlich von jenen der Gründung und den Merkmalen einer Kernfamilie unterscheiden (vgl. Wilk 1999: 294).

- Die Kinder sind oft Mitglieder von zwei Haushalten bzw. zwei Teilfamilien. Auch mit der Familiengründung bleiben die Kinder meist Mitglieder von zwei Familienhaushalten, die exklusive Familienzugehörigkeit zu einem Haushalt, wie dies in Kernfamilien gegeben ist, ist durch die Patchwork-Familiengründung nicht gegeben.
- Die Eltern-Kind-Einheit besteht schon länger als die Partnerschaft, der Aufbau der Eltern-Kind-Beziehung erfolgte vor jenem der Partnerbeziehung. Die Gründung der Stieffamilie ist nicht gekennzeichnet durch die Geburt eines Kindes, sondern durch die Erweiterung des bestehenden Familiensystems durch das Hinzutreten eines neuen Partners eines Elternteils. Die Dynamik, die sich mit der Familiengründung ergibt, ist damit nicht die der Integration eines neu hinzugekommen Kindes in das Partnerssystem, sondern jene eines neu hinzugekommenen Partners in ein Eltern-Kind-System.
- Die Familien befinden sich nicht am Beginn des Entwurfs einer Familiengeschichte, der leibliche Elternteil und sein Kind bringen ihre bisherige Familiengeschichte mit ein, ihre enttäuschten Erwartungen, ihre Erlebnisse von Trennung und Verlust. All dies

bildet den Ausgangspunkt der neuen gemeinsamen Geschichte der Patchwork-Familie.

- Soziale Elternteile sind leiblichen rechtlich nicht gleichgestellt. Sie haben, im Falle der Verheiratung mit dem leiblichen Elternteil, gegenüber diesem eine Beistandspflicht bei der Ausübung der Obsorge und ein Vertretungsrecht in alltäglichen Angelegenheiten des Kindes, aber weder Obsorgerechte und -pflichten noch Unterhaltspflicht und Besuchsrecht im Falle einer Trennung.
- Für den sozialen Elternteil in der Familie gibt es keine gesellschaftlich vordefinierte Rolle, die Gestaltung einer zentralen Rolle in der Familie ist damit in hohem Maß unbestimmt.
- Der Aufbau der Partnerbeziehung erfolgt unter erschwerten Bedingungen. Personen, die Folgefamilien eingehen, sind meist älter, haben mehr Lebenserfahrung, insbesondere auch im Bereich der Partnerschaft und einen verfestigten Lebensstil mit eigenen Vorlieben und Gewohnheiten entwickelt. Zudem können die Partner die Phase ihrer ersten Verliebtheit nicht so ausleben, wie dies kinderlosen Paaren möglich ist. Partner mit Kindern haben weniger Zeit für sich alleine, können weniger frei über ihre Zeit verfügen, haben häufig auch weniger Raum für sich alleine, und die Etablierung als Paar bedeutet zugleich die Etablierung als Familie.

Aus den genannten Unterschieden lässt sich im Wesentlichen ableiten, dass Kinder und Erwachsene in Patchwork-Familien mit weit mehr Komplexität und Flexibilität zurecht kommen müssen und dass sie keinen vorgeformten Normen folgen können oder auch müssen.

Wie sich die Patchwork-Familien entwickeln, hängt von zahlreichen Faktoren ab. Vorwiegend aufgrund klinischer Erfahrungen wurde versucht, die Dynamik dieses Entwicklungsprozesses idealtypisch als aufeinanderfolgende Phasen zu erfassen, die bewältigt werden müssen, soll die Familie „erfolgreich“ sein (Papernow 1984, zit. nach Wilk 1999: 296f.).

Die drei ersten Phasen umfassen, so Papernov, das Stadium der Fantasie, des Eintauchens in die Realität der Stieffamilie und des Wahrnehmens bzw. Bewusstseins dieser Realität. Fantasien über die Beziehungen einer Patchwork-Familie müssen ersetzt werden durch realistische Einschätzungen, die mit einschließen, dass Patchwork-Familien anders sind als Kernfamilien. Wie lange eine Familie braucht, um diese drei ersten Stadien zu bewältigen, kann sehr unterschiedlich sein. Manche Familien überspringen die ersten beiden Phasen oder befinden sich nur kurze Zeit in ihnen.

An diese ersten drei Phasen schließen sich die Phase der Mobilisierung und der Aktion an. In der Phase der Mobilisierung sind die Familienmitglieder aufgerufen, sich mit ihren Unterschieden auseinanderzusetzen und auf konstruktive Weise dazu beizutragen, dass Veränderungen möglich werden. Dies bedeutet im Alltag vielfach Stress und Meinungsverschiedenheiten, die sich oft an Kleinigkeiten entzünden, wo es aber im Grunde um die Festlegung von Regeln und Rollen in der Familie geht. In der darauf folgenden Phase der Aktion werden die Konflikte beigelegt und Regeln, Gewohnheiten, Rituale, neue Interaktionsmuster und Rollen werden ausgehandelt und festgelegt, es wird bestimmt, wie die familialen Grenzen verlaufen sollen.

Erst wenn all dies stattgefunden hat, tritt die Stieffamilie in die zwei späteren Phasen, nämlich Kontakt und Resolution. In der Phase des Kontakts kann sich Zuneigung und Nähe entwickeln und die Stiefelternrolle kann sich verfestigen. In der letzten Phase, der Resolution, sind sich die Familienmitglieder ihrer Rollen und Beziehungen sicher, auftretende Konflikte und Probleme bedeuten keine Bedrohung mehr. Die neuen Regeln und Normen haben sich etabliert, eine neue Familiengeschichte beginnt sich zu entwickeln.

Erst wenn Sicherheit in den Rollen und Beziehungen entsteht, kann sich nach Papernov eine neue Familiengeschichte entwickeln. Dies ist ein interessanter Aspekt, denn dies würde bedeuten, dass erst dann ein Familiengefühl entsteht, das zunächst aber nicht vorhanden ist. Fraglich ist zudem, ob dies nicht auch auf die Gründung von Kernfamilien zutrifft. Denn auch hier müssen sich nach der Geburt des ersten Kindes erst die Elternrollen etablieren und das Paar muss die Beziehungen neu zueinander und zum Kind gestalten.

Bien, Hartl und Teubner (2002) haben drei Typen von Patchwork-Familien auf der Beziehungsebene gefunden:

- **Die „Normalfamilie“**
Diese Form der Stieffamilie ist dem Leitbild der Kernfamilie verhaftet. Sie negieren ihre stieffamilialen Besonderheiten. Das Familienleben wird i.d.R. von allen (Mutter, Stiefvater, Kinder) als harmonisch und friedlich erlebt. Der leibliche Vater wird weitgehend ausgegrenzt. Diese Art kann sich v.a. dann herausbilden, wenn die Kinder noch sehr jung sind und kein Kontakt zum abwesenden leiblichen Elternteil mehr besteht.
- **Die erweiterte Stieffamilie**
Der soziale Elternteil – und häufig auch seine Herkunftsfamilie – sind in die Familie integriert. Aber auch der getrennt lebende Elternteil und in den meisten Fällen auch dessen Eltern, spielen im Alltagsleben der Patchwork-Familie nach wie vor eine wichtige Rolle. Diese zweite Art der Patchwork-Familie kommt zustande, wenn die Mutter oder der Vater einen neuen Partner oder eine neue Partnerin finden, der oder die ganz explizit neu zur alten Restfamilie dazukommt. In dieser Art Patchwork-Familie gehen die Erwachsenen offen damit um, dass sie jetzt eine neue Familie gebildet haben.
- **Die gescheiterte Stieffamilie**
Diese dritte Art ist am problematischsten. Die Integration des Stiefvaters ist absolut misslungen. Er konnte keine Beziehung zum Kind aufbauen und wird nicht als Partner der Mutter akzeptiert. Früher oder später zerbricht die Familie an den dauernden Konflikten.

5.1.4 Innerfamiliäre Beziehungen in Patchwork-Familien

5.1.4.1 *Wer gehört zu meiner Familie? – Das Familienbild von Patchwork-Familien*

Die geltenden Normen der Kernfamilie, die relativ einfache Strukturen aufweist, lassen sich auf die komplexe Patchwork-Familie nicht übertragen; dies zeigt sich vor allem auch darin, dass in Patchwork-Familien lebende Personen ganz unterschiedliche Ansichten dazu haben, wer aller zur eigenen Familie zu zählen ist.

Die im österreichischen Kindersurvey befragten Zehnjährigen, die in Kernfamilien, Stieffamilien und Ein-Eltern-Familien lebten, gaben zu 98 % an, ihre Mutter zur Familie zu zählen und zu 91 % sowohl ihren Vater als auch – falls vorhanden – ihre Geschwister. Rund 40 % rechneten auch ihre Großeltern hinzu. Rund ein Fünftel nannte auch Tanten und Onkel und für 15 % der Kinder ist auch ein Haustier ein Familienmitglied (vgl. Wilk/Zartler 2004: 33). In Stieffamilien lebende Kinder zählen fast immer ihre Mutter und ihre im gemeinsamen Haushalt lebenden Geschwister zur Familie, aber nur ein Teil zählt den getrennt lebenden Eltern-

teil dazu. Ähnliches gilt für die Stiefelternteile und die Stiefgeschwister. Allerdings erwies sich das Familienbild bei Kindern in Stieffamilien als sehr heterogen (vgl. Wilk/Zartler 2004).

Zu einem ähnlichen Ergebnis kamen auch Röhr-Sendlmeier und Greubel (2004) in ihrer Studie zur Alltagssituation von Stiefkindern, die aber nur eine geringe Fallzahl umfasste (16 Familien mit 75 Mitgliedern). Die Auffassung, wer zur Familie zählt, erwies sich in ihrer Studie innerhalb der Kernfamilien als homogen: Beide Eltern und deren gemeinsame Kinder wurden zur Familie gezählt. Im Unterschied dazu differierte das Familienbild bei den Stieffamilien stark. So waren sich in nur einem Fall die in einer Familie lebenden Kinder einig, wer zur Familie gehört. Von den Kindern in Patchwork-Familien wurde der außerhalb lebende Elternteil nicht mehr durchgängig als zur Familie gehörig angesehen. Dagegen wurden alle leiblichen und auch alle Halbgeschwister zur Familie gezählt. Auch die Stiefgeschwister, die im Haushalt lebten, wurden häufiger zur Familie gezählt als der leibliche, außerhalb lebende Elternteil. Den Stiefelternteil im Haushalt benannten mehr als die Hälfte der Kinder als Familienmitglied. Die Erwachsenen in Patchwork-Familien schlossen den geschiedenen Partner bzw. die Partnerin aus Ihrer Familiendefinition aus, integrierten aber alle im Haushalt lebenden Personen und auch Mitglieder der eigenen Herkunftsfamilie, wie die eigenen Eltern und Geschwister, in ihr Familienverständnis (vgl. Röhr-Sendlmeier/Greubel 2004: 60).

Auch die inhaltlich sehr differenzierte Studie von Sigrun Ritzenfeldt (1998), die ebenfalls nur eine kleine Fallzahl von 20 Patchwork-Familien und 20 Kernfamilien umfasst, kam zu dem Ergebnis, dass die Kinder in Patchwork-Familien ein sehr heterogenes Familienbild haben. Hier zählten 90 % der in Patchwork-Familien lebenden Kinder ihren leiblichen Vater, aber nur 30 % (sechs der Kinder) den sozialen Vater zur Familie. Von diesen sechs Kindern zählten fünf sowohl ihren leiblichen als auch ihren sozialen Vater zu ihrer Familie, entschieden sich also für ein erweitertes Familienmodell. Von den in Patchwork-Familien lebenden Erwachsenen der Studie zählte keiner den extern lebenden biologischen Vater der Kinder zur Familie, während alle bis auf eine Ausnahme den sozialen Vater hinzuzählten.

Ulich et al. (1992 zit. nach Ritzenfeldt 1998: 126) stellten in ihrer Studie zur Erforschung von Familienkonzepten fest, dass für die Kinder die Blutsverwandtschaft und der Verwandtschaftsgrad bei der Definition einer Familie eine größere Rolle spielen als das Kriterium des Zusammenwohnens und -lebens. Dies kann als Erklärung dafür dienen, warum die Familienbilder der Patchwork-Kinder so stark von den Familienkonzepten der Erwachsenen abweichen.

Im Widerspruch zu den Ergebnissen der bereits zitierten Studien steht der Befund von Katharina Beckh und Sabine Walper (2002). Hier gaben 88 % der befragten Kinder den Stiefvater als zugehörig zur Familie an und nur 68 % zählten ihren leiblichen Vater dazu.

5.1.4.2 Kontakt und Beziehung zum externen Elternteil

Im Vergleich zu Kindern, die in Ein-Eltern-Familien leben, sehen Kinder in Patchwork-Familien ihren außerhalb lebenden Elternteil seltener, und es kommt noch häufiger zum Kontaktabbruch. So findet bei jedem vierten Kind, das in einer Ein-Eltern-Familie lebt, ein Kontaktabbruch statt, bei in Patchwork-Familien lebenden Kindern sogar bei jedem dritten Kind (vgl. Bien/Hartl/Teubner 2002: 16). Allerdings stellten Bien et al. (2002) auch fest, dass die Angaben über den Kontakt stark variieren je nachdem ob der Elternteil gefragt wird, bei dem das Kind (vorwiegend) lebt oder der Elternteil, der außerhalb lebt. Werden die Kontaktangaben betrachtet, die von den externen Eltern stammen, so ergibt sich das Bild von Patchwork-Familien, in der der außerhalb lebende Elternteil nach wie vor von großer Bedeutung ist.

Kommt die Information von dem mit dem Kind lebenden Elternteil, so wird von nahezu der Hälfte berichtet, dass zwischen Kind und externem Elternteil kein Kontakt mehr besteht. Offenbar kommt es also mit der Gründung der Patchwork-Familie zu einer weiteren Verringerung oder vielleicht auch Ausblendung der Kontakte des Kindes mit dem außerhalb lebenden Elternteil (meist dem leiblichen Vater), wobei Eltern mit einem hohen Bildungsniveau und eine gemeinsame Sorgerechtsregelung die Chancen erhöhen, dass das Kind die Verbindung zum externen Elternteil erhalten kann (vgl. Bien/Hartl/Teubner 2002: 16f.).

Sowohl die Wiederverheiratung als auch die Etablierung einer festen Partnerschaft durch einen der beiden Elternteile kann die Beziehung des getrennt lebenden Vaters zu seinen Kindern entscheidend beeinflussen. Wassilios Fthenakis (1999) beobachtete, dass nach einer Trennung die Fähigkeit und Bereitschaft zur elterlichen Zusammenarbeit und damit auch das väterliche Engagement am stärksten sind, wenn beide Elternteile nach der Trennung allein leben. Im Gegenzug zeigte sich, dass die wechselseitige Unterstützung der Elternteile dann am geringsten ist, wenn nur einer der beiden Elternteile eine neue Partnerschaft entwickelt (vgl. Fthenakis 1999: 239). Der Psychoanalytiker Helmuth Figdor (1991) spricht in diesem Zusammenhang davon, dass der getrennt lebende Vater bei einer neuen Partnerschaftsgründung der Mutter in die Rolle des „Störenfriedes“ gedrängt wird und als Bedrohung für die neu gegründete Familie hochstilisiert wird. Figdor (2005) meint, dass es viele Mütter gibt, die zu der Annahme neigen, dass der leibliche Vater seine Funktion verliert, wenn das Kind einen Stiefvater hat, der es mag und der vom Kind auch akzeptiert wird.

Besonders häufig begegnen wir dieser Ansicht bei Müttern, deren Beziehung zum Ex-Partner sich sehr schwierig gestaltete. Denn nun endlich könnte der Wunsch, noch einmal von vorne beginnen und einen Schlußstrich unter die enttäuschende Vergangenheit zu ziehen, in Erfüllung gehen. (Figdor 2005: 45)

Aber auch wenn der getrennt lebende Vater eine neue Beziehung eingeht, kann dies dazu führen, dass er sein ganzes Engagement nunmehr in die neue Familie steckt und den Kontakt zu seinen Kindern aus der vorhergegangenen Beziehung vernachlässigt oder auch aufgibt (vgl. Figdor 1991; Tazi-Preve et al. 2007).

Judy Dunn, Helen Cheng, Thomas G. O'Connor und Laura Bridges (2004) fanden in ihrer Studie, in der sie die Beziehung von Kindern zu ihren getrennt lebenden Vätern untersuchten, folgende Zusammenhänge: Eine positive Beziehung des Kindes zum getrennt lebenden biologischen Vater steht im Zusammenhang mit einer positiven Beziehung zur biologischen Mutter, während eine konfliktvolle Beziehung zum externen Vater im Zusammenhang mit einer konfliktvollen Beziehung zur Mutter und zum sozialen Vater steht. Das Ausmaß der positiven Beziehung zum sozialen Vater korreliert negativ mit dem Ausmaß des Kontakts zum externen biologischen Vater, und in Familien, in denen die Mutter mehr Kontakt zum Expartner hat, ist die Beziehung zwischen Kind und sozialem Vater weniger positiv ausgeprägt (vgl. Dunn et al. 2004: 559). Die Studie zeigt damit auf, wie verstrickt die Beziehungen in Patchwork-Familien sein können.

Hinzu kommt, dass die emotionale Nähe der Kinder in Patchwork-Familien zu ihrem leiblichen, getrennt lebenden Vater, offenbar in einer krassen Diskrepanz zu der Sichtweise der Erwachsenen in Patchwork-Familien steht. Diese Diskrepanz zeigt sich bereits im stark differierenden Familienbild von Kindern und Erwachsenen in Patchwork-Familien (vgl. voriges Kapitel) und setzt sich in den Ergebnissen von Ritzenfeldt (1998) bezüglich der emotionalen

Distanz zwischen Kind und biologischem Vater und Stiefvater fort, die mittels des FST³³ ermittelt wurde. Es zeigte sich, dass sich Kinder aus Patchwork-Familien und Kinder aus Kernfamilien im Hinblick auf ihre erlebte Nähe zu ihrem leiblichen Vater nicht signifikant unterscheiden. Es existieren aber geschlechtsspezifische Unterschiede, so schätzen Mädchen aus Patchwork-Familien die Beziehung zu ihrem leiblichen Vater hoch signifikant näher ein als Mädchen aus Kernfamilien, während die Jungen aus Kernfamilien die Beziehung zu ihrem Vater tendenziell näher einschätzen als die Jungen aus Patchwork-Familien (vgl. Ritzenfeldt 1998: 108f.).

Weiterhin zeigte sich, dass sich die Stiefkinder in ihrer Beziehung zum sozialen Vater tendenziell emotional distanzierter einschätzen, als dieser die Beziehung zum Kind einschätzt. Der Stiefvater sieht sich selbst dem Kind wesentlich näher als den leiblichen Vater, aber die Sicht der Kinder verhält sich genau umgekehrt. Nur in zwei Fällen stimmen Kind und Stiefvater überein, in diesen Fällen haben die Kinder den Vater auch nicht zur Familie gezählt (vgl. Ritzenfeldt 1998: 114–118). Die Sicht der Mütter in Patchwork-Familien entspricht der der Stiefväter, d. h. sie schätzen die Beziehung zwischen ihrem Kind und dem Stiefvater signifikant näher ein als dies für die Kinder zutrifft. Und sie schätzen die Beziehung des Kindes zum leiblichen Vater signifikant distanzierter ein als die Kinder selbst. Die Mütter der Patchwork-Familien schätzen die Distanz zwischen Stiefvater und Kind durchschnittlich genauso groß ein, wie die Mütter der Kernfamilie die Nähe zwischen dem Kind und dem Vater, wobei die Mütter der Kernfamilien mit ihren Kinder darin aber übereinstimmen, während in den Patchwork-Familien die Mütter mit der Einschätzung der Stiefväter übereinstimmen (vgl. Ritzenfeldt 1998: 119–123). Es sieht so aus, als wollen die Mütter der Patchwork-Familien wieder die „Ordnung“ der Kernfamilie herstellen.

Die Kinder in Patchwork-Familien sind viel besser in der Lage einzuschätzen, wie nahe ihre Mütter ihre Beziehungen zum leiblichen und zum Stiefvater sehen, während die Mütter umgekehrt diese Beziehung aus Sicht des Kindes nicht realistisch einschätzen, sondern spiegelverkehrt zum Kind. D. h. die Kinder sind sich überwiegend dieser familiären Diskrepanzen bewusst, die Mütter aber meist nicht.

Dieses Phänomen könnte einerseits damit zusammenhängen, dass die Kinder in Bezug auf ihr Familienkonstrukt die Blutsverwandtschaft über das Zusammenleben stellen, wie sich bereits beim Familienbild gezeigt hat. Andererseits sehen die Kinder durch den Stiefvater ihren Wunsch nach der Wiederherstellung der familiären Einheit bedroht und holen daher den leiblichen Vater emotional näher, wobei sie zugleich den Stiefvater von sich distanzieren. Dies würde damit übereinstimmen, dass einige der Kinder im Verlauf des Tests, in dem die Familienmitglieder durch Holzfiguren repräsentiert werden, den Stiefvater weiter weg stellten, als der leibliche Vater mit einbezogen wurde und auf dem Brett platziert werden sollte. Ohne Miteinbezug des leiblichen Vaters wurden die Stiefväter näher platziert.

5.1.4.3 *Die Rolle des sozialen Vaters und sein väterliches Engagement*

Soziale Väter sind damit konfrontiert, sich in ein bestehendes Familiensystem zu integrieren, das aus der Mutter und den Kindern gebildet wird und über eigene Rituale und Regeln verfügt. Eine besondere Herausforderung besteht darin, eine angemessene Rolle als sozialer Vater zu finden, die väterliches Engagement mit dem Eingeständnis verbindet, nicht der biologische Vater zu sein, sondern „ein Freund“ bzw. der Partner der Mutter. Im Vergleich zur sozialen Mutter wird er mit weniger Anforderungen konfrontiert, da Väter allgemein nach wie

33 Family Sculpture Test von Kvebaek 1973

vor in die Erziehung der Kinder weit weniger involviert werden und sind. Emily B. Visher und John S. Visher (1995) sehen hierin den Grund, warum kein ausgesprochener Stiefvater-Mythos existiert. Die Position eines sozialen Vaters ohne eigene Kinder ist eine ganz andere als die von sozialen Müttern ohne eigene Kinder.

Statistisch gesehen haben Frauen in einer solchen Position, verglichen mit Müttern oder Auch-Müttern in der Stieffamilie, die meisten Probleme, während Stiefväter ohne eigene Kinder die wenigsten Probleme haben. (Visher/Visher 1995: 91)

Soziale Väter mit eigenen Kindern, von denen sie aber getrennt leben, entwickeln hingegen oft starke Schuldgefühle gegenüber den eigenen Kindern, die sie weit seltener sehen und engagieren sich daher weniger in Bezug auf ihre Stiefkinder. Andererseits sind sie in ihrer doppelten Rolle mehr mit Kindern vertraut (vgl. Visher/Visher 1995: 93).

Gesellschaftlich betrachtet, gestaltet sich die Rolle eines sozialen Vaters sehr widersprüchlich. Denn die traditionelle Rolle eines Vaters als Ernährer, der sich vor allem um die finanzielle Versorgung der Familie kümmert und erzieherisch mitwirkt, ist nach wie vor vorherrschend, wandelt sich aber zunehmend zum gleichzeitigen Anspruch, den Kindern emotional nahe zu sein, im Sinne eines anwesenden, aktiven Vaters. Abgesehen davon, dass viele soziale Väter zunächst mit diesen Aufgaben nicht vertraut sind und rechtlich nur sehr beschränkte Verpflichtungen und Rechte gegenüber den Kindern der Partnerin haben, gibt es in den meisten Fällen auch noch den biologischen Vater, der über diese Pflichten und Rechte verfügt und sie mehr oder minder erfüllt. Der soziale Vater nimmt damit eine Rolle ein, für die es kein elterliches Modell gibt.

Gert Döring (2002) zeigt die Vielfalt der sozialen Väter auf, die auf den Vorerfahrungen der Väter beruht. Er unterscheidet zwischen:

- **Stiefväter ohne leibliche Kinder**
Diese können bislang unverheiratet, ein- oder mehrmals verheiratet gewesen, verwitwet sein und können bereits über Stieffamilienenerfahrung verfügen oder auch nicht.
- **Stiefväter mit leiblichem Kind oder mit Kindern aus früherer Partnerschaft**
Für Männer, die dieser Gruppe angehören, ist das Beziehungsspektrum aus ihrer Vorgeschichte noch etwas variantenreicher. Hinzu kommt, ob sie für ihre Kinder das Sorgerecht haben und in welche Form.

Wohl im Zuge des Aufschwungs der Väterforschung in den letzten Jahren existieren für das väterliche Engagement von sozialen Vätern einige aktuelle Studien. Sandra L. Hofferth und Kermyt G. Anderson (2003) gingen der Frage nach, inwieweit sich das väterliche Engagement von biologischen und sozialen (verheirateten) Vätern unterscheidet. Demnach verbringen soziale Väter weniger Zeit mit den Kindern als biologische Väter und zeigen weniger positives väterliches Verhalten. Kommt ein gemeinsames Kind in der Patchwork-Familie hinzu, verringern sich diese Unterschiede. Ein noch wesentlicherer Faktor als der biologische scheint die Ehe zu sein, so sind verheiratete Väter in Kernfamilien und in Patchwork-Familien engagierter als unverheiratete. Die Unterschiede im väterlichen Engagement von sozialen und biologischen Vätern relativieren sich allerdings, wenn mit einbezogen wird, ob die sozialen Väter bereits aus einer vorhergehenden Beziehung leibliche Kinder haben, die außerhalb des Haushalts leben und die sie auch betreuen. Dies scheint der entscheidende erklärende Faktor für ein insgesamt beobachtetes geringeres väterliche Engagement der sozialen Väter in der Patchwork-Familie zu sein. Diese Väter sind offenbar auch weniger bereit, sich in der

Folgefamilie wieder zu verheiraten. Wird dieser Faktor mit einbezogen, zeigt sich, dass sich Patchwork-Väter ohne biologische außerhalb lebende Kinder als väterlich wärmer beschreiben, als Väter in Kernfamilien. Auch das Alter der Kinder, das Geschlecht und die Zeitdauer der Beziehung beeinflussen das väterliche Engagement. So verbringen Väter mit ihren jüngeren Kindern (3–5-Jährigen) mehr Zeit als mit älteren, und dies trifft gleichermaßen auf die in Patchwork-Familien und die in Kernfamilien lebenden Väter zu; sie unterscheiden sich bei dieser Altersgruppe der Kinder in ihrem väterlichen Engagement nicht. Förderlich für das väterliche Engagement in Patchwork-Familien ist zudem eine längere Dauer des Zusammenlebens. Keinerlei Effekte hat hingegen das Ausmaß des Kontakts des Kindes mit dem extern lebenden biologischen Vater auf das väterliche Verhalten des sozialen Vaters.

Sharon H. Bzostek (2008) kam zu dem Ergebnis, dass das physische und psychische Wohlbefinden von jüngeren Kindern mit dem väterlichen Engagement einhergeht und dies unabhängig davon, ob es sich um soziale oder biologische Väter handelt. Ein regelmäßiger Kontakt mit dem außerhalb lebenden biologischen Vater beeinflusst die Vorteile, einen engagierten sozialen Vater zu haben, nicht und trägt ebenfalls zum Wohlbefinden des Kindes bei (vgl. Bzostek 2008). Im Gegensatz zu jüngeren Kindern weisen Jugendliche in Patchwork-Familien ein höheres Risiko für Verhaltensprobleme auf. Wobei ein höheres Engagement der sozialen Väter mit einem geringeren Ausmaß an sozialen Verhaltensproblemen und Hyperaktivität und mehr prosozialem Verhalten der Jugendlichen verbunden ist (E. Flouri 2007).

Aus der Perspektive der Kinder betrachtet, stehen soziale Väter den leiblichen Vätern an subjektiver Bedeutsamkeit für die Kinder um nichts nach, so Beckh und Walper (2002). Die subjektive Bedeutsamkeit der leiblichen Väter reiche nur dann an die der sozialen Väter heran, wenn mindestens monatlicher Kontakt zum getrennt lebenden Vater bestehe. Zudem werde dem sozialen Vater nicht nur dann mehr Bedeutsamkeit beigemessen, wenn er selbst stark auf die Kinder eingeht, sondern auch, wenn der leibliche Vater als wenig positiv-kommunikativ erlebt wird (Beckh/Walper 2002). Dieser Befund widerspricht allerdings den Ergebnissen von Ritzenfeldt (1998), die eine größere emotionale Nähe der Kinder zu den leiblichen Vätern nachweist. Allerdings stehen sich hier unterschiedliche Konstrukte, ein anderes Durchschnittsalter der befragten Kinder und verschiedene Untersuchungsmethoden gegenüber. Zusätzlich war die Stichprobengröße in beiden Untersuchungen relativ klein (Biren et al. n= 58 Kinder aus PW-Familien, Ritzenfeldt verglich n=20 Kinder aus PW-Familien und n=20 Kinder aus Kernfamilien).

Wie auch immer, für die Kinder, die von einer Scheidung bzw. Trennung der Eltern betroffen sind, betrachtet Helmuth Figdor (2005) eine neue Partnerschaft der Mutter als große Chance und zwar nicht nur für jene Kinder, die die Beziehung zu ihrem Vater ganz verloren haben.

Denn so positiv die Fortsetzung der Beziehung zum Vater nach der Scheidung für die psychische Entwicklung des Kindes auch zu beurteilen ist, darf man nicht die Augen davor verschließen, daß dem Kind im Alltag der Vater dennoch abgeht. (Figdor 2005: 45)

Figdor weist damit auf die Bedeutsamkeit einer väterlichen Figur im Alltag der Kinder hin, die von Psychoanalytikern immer wieder stark betont wird. Und es stellt sich gleichsam die Frage, inwieweit es überhaupt sinnvoll ist, Kinder im Rahmen von Forschungsprojekten ihre Beziehungen zu diesen zwei Vaterfiguren direkt vergleichen zu lassen und damit in Konkurrenz zu stellen.

5.1.4.4 Die Rolle und Position der sozialen Mütter

Die Rolle der sozialen Mutter oder Stiefmutter wird in der Literatur übereinstimmend als eine schwierige Position beschrieben. Abgesehen von der Stigmatisierung der „Stiefmutter“ durch sehr bekannte Märchen wie „Schneewittchen“, „Aschenputtel“ und „Hänsel und Gretel“, kommt sozialen Müttern im Kontext der Patchwork-Familie meist eine Position zu, die ihnen die Integration in das familiäre System im Gegensatz zu den sozialen Vätern erschwert (vgl. Krähenbühel et al. 1995; Visher/Visher 1995). Als ein mögliches Erklärungsmuster bietet sich hierfür die große Bedeutung der leiblichen Mutter in unserer Gesellschaft an. Nach wie vor ist Mutterschaft von dem Mythos belastet, dass Schwangerschaft und Geburt Frauen mit einer biologisch bedingten, instinkthaften Mutterliebe ausstatten, welche sie als einzige befähigt und auch dazu determiniert, die primäre, unersetzbare Bezugsperson für das Kind zu sein. Jegliche andere Bezugsperson kann im Rahmen dieser Ideologie nur als Ersatz im Sinne einer Notlösung dienen. Innerhalb dieses biologischen Determinismus muss dann aber auch davon ausgegangen werden, dass soziale Mütter, durch das Fehlen der biologischen Voraussetzung der Mutterliebe, auch nicht in der Lage sind, ihre Patchwork-Kinder zu lieben. Auf Grundlage der gesellschaftlich bestehenden Frauen- und Mutterrolle, die den Frauen einen höheren Anteil an familialer Arbeit zuweist als den Männern, übernehmen aber soziale Mütter meist mehr familiäre Aufgaben im familiären System, sind also mit den Kindern meist stärker befasst als soziale Väter und wohl häufig auch mehr als die biologischen Väter. Es ist denkbar, dass es ihnen durch ihre involviertere Position schwerer fällt, die freundschaftliche Rolle gegenüber den Kindern einzunehmen, die von vielen sozialen Vätern als gute Position erkannt und bevorzugt wird. Im Gegenzug finden sie aber trotzdem weniger Anerkennung in ihrer Rolle als soziale Mutter – es wird eher als selbstverständlich betrachtet, dass sie sich der Kinder ihres Partners annimmt, und auftretende Schwierigkeiten werden eher ihr zur Last gelegt (vgl. Krähenbühel et al. 1995: 33).

Soziale Mütter stellen häufig höhere bzw. zu hohe Ansprüche an sich selbst und werden zu schnell in die Mutterrolle gedrängt oder wollen diese aus eigenem Antrieb einnehmen. Visher und Visher (1995) zählen verschiedene unrealistische Anforderungen auf, die an soziale Mütter gestellt werden oder die sie auch selbst erfüllen wollen. So meinen sie u. a., die Kinder für ihre Belastungen, die sie durch die Scheidung oder den Todesfall erlebt haben, entschädigen zu müssen; eine so engvertraute und glückliche Atmosphäre schaffen zu können, wie man sie in Kernfamilien erwartet; dafür sorgen zu müssen, dass alle in der Familie glücklich und zufrieden sind und ihre Stiefkinder sofort und innig zu lieben wie die eigenen und von den Kindern wiedergeliebt zu werden (vgl. Visher/Visher 1995: 64).

Diese Haltung ist vor allem für soziale Mütter ohne eigene Kinder problematisch, denn diesen fehlt meist die Erfahrung mit Kindern und sie sind von ihrer Rolle besonders leicht überfordert (vgl. Visher/Visher 1995: 72). Involviert eine soziale Mutter sich zu stark als „bessere, rettende Mutter“, besteht die Gefahr, dass sie von den Kindern als Bedrohung erlebt wird und diese sich gegen sie stellen. Die Bindung zwischen Kind und sozialer Mutter kann nicht von einem Tag auf den anderen hergestellt werden. Beides ist nur über den Faktor Zeit und die Beschäftigung und Auseinandersetzung mit den Kindern zu erreichen. Zudem lernen soziale Mütter die Kinder erst kennen, wenn diese bereits einen kleineren oder größeren Teil ihrer Entwicklung und eigene Erfahrungen durchgemacht haben. Dies ist eine völlig andere Voraussetzung, als sie biologische Mütter in den meisten Fällen in Bezug auf ihre Kinder haben. Ein spezielles Problem stellt sich zudem oft, wenn sie ein eigenes Kind mit dem Partner bekommen und feststellen müssen, dass sie dieses mehr oder „anders“ lieben als die

Stiefkinder. Zusätzlich kann sich die Situation verschärfen, wenn die Stiefkinder auf das Halb-Geschwisterkind eifersüchtig reagieren und dieses zunächst ablehnen.

Eine speziell brisante Dynamik kann sich aber auch für soziale Mütter mit eigenen Kindern in zusammengesetzten Patchwork-Familien ergeben, da es zwischen jedem der Erwachsenen und den eigenen Kindern Bindungen gibt, die älter sind als die neue Partnerschaft. So kann es in solch einer Patchwork-Familie viele rivalisierende Gruppen geben, wie Visher und Visher (1995) ausführen:

Da können seine Kinder und ihre Kinder gegeneinander agieren, er mit seinen Kindern eine Koalition bilden gegen sie und ihre Kinder, die Kinder können sich gegen die beiden Erwachsenen verbünden, oder seine Kinder koalieren mit seinen Eltern gegen ihre Kinder und deren Großeltern, und so weiter und so fort. (Visher/Visher 1995: 74f.)

Denken die Frauen nun, sie wären für das Schlichten von derlei Konflikte und Machtkämpfen alleine verantwortlich, werden sie sich bald in ihrer Doppelrolle überfordert fühlen.

Dieses spezielle Zusammenspiel aus gesellschaftlichem Müttermythos, der vorherrschenden Frauenrolle und eigenen und fremden Ansprüchen und Erwartungen an soziale Mütter als Ersatz für die leibliche Mutter macht es aus, dass es soziale Mütter nochmal schwerer haben als soziale Väter, sich in dem Familiensystem der Patchwork-Familie zufriedenstellend zu integrieren.

5.1.4.5 Stabilität, Kommunikation und Arbeitsteilung

Personen mit Kindern aus Vorbeziehungen haben ein höheres Scheidungs- bzw. Trennungsrisiko in Folgefamilien. Die Ursachen dafür, die in den Studien genannt werden, sind vielfältig (vgl. Bien/Hartl/Teubner 2002: 132):

- Das Fehlen einer Kennenlernphase ohne Kinder.
- Konflikte in der Stieffamilie zwischen den Kindern und dem Stiefelternteil wirken sich stärker auf die Paarbeziehung aus.
- Das Fehlen von Normen für Stieffamilien.
- Die Erfahrungen aus vorangegangenen Beziehungen.
- Das Fehlen gemeinsamer Kinder.

Allerdings fanden Bien et al. (2002) auf Basis des Familiensurveys 1994 und 2000 kaum Unterschiede zwischen Kern- und Stieffamilien hinsichtlich der Instabilität der Paarbeziehungen. Der hauptsächliche Unterschied ist allgemein ein geschlechtsspezifischer. So nehmen Frauen in beiden Familienformen ihre Paarbeziehung kritischer wahr als die Männer und Frauen in Stieffamilien denken zu einem etwas höheren Prozentsatz an eine Trennung oder Scheidung als Frauen in Kernfamilien (18 % vs. 14 %).

Kim Halford, Jan Nicholson und Matthew Sanders (2007) verglichen die Kommunikation von Paaren, die das erste Mal verheiratet waren und Paaren in Patchwork-Familien. Die Kommunikation der Patchwork-Paare war von weniger negativer Kommunikation, aber mehr Rückzug aus der Kommunikation charakterisiert. Dieser Rückzug spiegelt ihrer Vermutung nach die Vermeidung schwieriger Themen wider, wie beispielsweise das Aushandeln der Elternrollen (vgl. Halford/Nicholson/Sanders 2007: 471).

Tamar D. Golish (2003) analysierte die Kommunikation von 90 Patchwork-Familien (mit den Eltern, den Stiefeltern, den Kindern) mittels Tiefeninterviews mit einem systemischen Ansatz. Die Autorin stützt sich hierbei u. a. auf die großangelegte Untersuchung von Stinnett und DeFrain (1985), die die Eigenschaften „starker Familien“ untersuchten und daraus das Familien-Stärken-Inventar entwickelten. Sechs Charakteristika zeichnen starke Familien aus:

- gegenseitige Wertschätzung,
- Zeit miteinander verbringen,
- offene Kommunikation,
- Engagement/Verbindlichkeit,
- Übereinstimmung in religiösen Fragen,
- konstruktive Stressbewältigungsstrategien.

Golish (2003) fand sieben primäre Herausforderungen in der Entwicklung von Patchwork-Familien, die sie zu bewältigen haben:

- **„Sich gefangen fühlen“**
Die Kinder fühlen sich zwischen den biologischen Elternteilen hin- und hergerissen, vor allem, wenn diese schlecht übereinander reden. Paare in starken Patchwork-Familien waren fähig, ein „gutes Bild“ des externen Elternteils zu vermitteln.
- **Die Grenzen gegenüber dem externen Elternteil regulieren**
Starke Patchwork-Familien sind fähig, eine Balance zwischen einer flexiblen Grenze gegenüber dem externen Elternteil und der eigenen Privatheit und Autonomie des eigenen Haushalts herzustellen.
- **Unklarheit bezüglich der elterlichen Rollen**
Soziale Elternteile geraten oft in Konfusion bezüglich ihrer Erziehungsrolle. Probleme gibt es, wenn die Rolle des sozialen Elternteils als „Unterstützer“ und „Freund“ mit dem Wunsch kollidiert, die Kinder anzuleiten und Regeln im Haushalt durchzusetzen.
- **„Traumatische (Ver-)Bindungen“**
Durch die Scheidung und die daran anschließende Phase der Gestaltung einer Ein-Eltern-Familie gehen vor allem Mütter und ihre Töchter verstrickte („traumatische“) Bindungen ein. Die Töchter werden zu „Gleichaltrigen“ und Vertrauten der Mütter und fühlen sich für das Wohlergehen der Familie verantwortlich. Wenn ein Stiefvater hinzukommt und diese Rolle für sich beansprucht, wird er als Eindringling wahrgenommen. In dieser Konstellation gelingt dem Stiefvater nur die Integration, wenn er zurückhaltend agiert, eine vertrauensvolle Beziehung zum Kind herstellt und die Bereiche der elterlichen Verantwortung langsam zurückgewonnen werden, so dass das Kind wieder die Kindposition einnehmen kann.
- **Konkurrenzkampf um Ressourcen (Geld, Raum, Privatheit)**
Kommt ein neuer Partner in das Familiensystem hinzu, müssen die vorhandenen Ressourcen neu verteilt bzw. ausverhandelt werden. In starken Patchwork-Familien werden Ressourcenkonflikte durch Familienkonferenzen, offene Kommunikation und Kompromisse gelöst. Manche Familien kreieren einen neutralen oder „heiligen Raum“, den sie als Rückzugsort nutzen können und manche Familien ziehen in ein neues Haus oder eine neue Wohnung, zur Schaffung eines neuen gemeinsamen Lebensraumes.

- **Diskrepanzen in den Konfliktbewältigungsstrategien**

Dies betrifft vor allem Unterschiede bezüglich dem Wunsch, Probleme direkt anzusprechen, also wenn eine oder einer der Partner konfrontierend agiert und der bzw. die andere eher versucht, Konflikte zu vermeiden. Starke Patchwork-Familien lernen diese Herausforderung zu bewältigen, indem sie ihre Konfliktbewältigungsstrategien aneinander anpassen. In vielen der starken Familien milderte der zunächst stark konfrontierende soziale Elternteil seinen Kommunikationsstil und blieb offen, ehrlich und unterstützend, während die anderen Familienmitglieder ihre Kommunikation anpassten, indem sie direkter wurden.

- **Zusammengehörigkeitsgefühl als Familie entwickeln**

Starke Patchwork-Familien haben das Gefühl, gemeinsam „an einem Strang zu ziehen“. Miteinander Zeit verbringen, Rituale entwickeln und das direkte Zeigen von Zuneigung sind die Charakteristika starker Familien. Verbundenheit entwickelt sich in den Familien auch oft über Humor und miteinander Lachen. Nur zwei der Familien empfanden eine „sofortige“ Verbundenheit, in der sie sich immer wie eine Familie fühlten. Viele Patchwork-Familien benötigen einige Jahre, um einen starken Zusammenhalt zu bilden.

Die Übereinstimmung innerhalb der Partnerschaft in der Erziehungsauffassung unterschied sich in der Studie von Röhr-Sendlmeier und Greubel (2004) zwischen den Familienformen nicht signifikant. Schwierigkeiten mit bestimmten Eigenschaften ihrer Kinder wurden insgesamt sehr häufig, aber tendenziell häufiger von den Erwachsenen der Kernfamilien genannt. In beiden Familientypen dominierten als Konfliktgründe Verhaltensweisen der Kinder wie „Langsamkeit“, „Faulheit“, „Unordentlichkeit“ und „Sturheit“. Signifikante Unterschiede in den Eltern-Kind-Beziehungen wurden in zweierlei Hinsichten gefunden: Erstens wurden außenstehende Personen in Kernfamilien in geringerem Maße als Belastung gesehen als in Stieffamilien und zweitens versuchten Kinder in Kernfamilien öfter durch Nachfragen bei dem jeweils anderen Elternteil eine Änderung einer bereits getroffenen Entscheidung zu bewirken. Familiäre Streitigkeiten gaben die Partner der Kernfamilien signifikant häufiger an, als in Stieffamilien, wobei sich die Aussagen der Kinder zur Streithäufigkeit in der Familie mit den Aussagen der Erwachsenen deckten. Kinder in Stieffamilien erwähnten eher Konflikte mit dem Stiefelternteil als mit dem leiblichen Elternteil.

Im österreichischen Kindersurvey zeigte sich hingegen, dass Kinder in Stieffamilien deutlich häufiger Konflikte als Kinder in anderen Familienformen sehen. Die Konflikte werden häufig an den Stiefvätern festgemacht, denen die Kinder zuschreiben, dass sie häufiger strafen würden als Väter in anderen Familienformen (vgl. Wilk/Zartler 2004: 48). Die Kinder sehen auch, dass sie seltener Kontakt zu den väterlichen Großeltern haben, sie sind häufiger traurig, fühlen sich häufiger einsam und fühlen sich weniger wohl. Aus der Sicht der Stiefväter bestimmt sich die Familiensituation im Wesentlichen aus dem eigenen Verhältnis zum Stiefkind. Dieses kann innig sein, freundschaftlich oder spannungsgeladen (vgl. Bien/Hartl/Teubner 2002: 19f.).

Erste Vertrauensperson der Kinder sind sowohl in Kern- als auch in Patchwork-Familien die leiblichen Eltern, wobei Kinder in Stieffamilien tendenziell häufiger angeben, nicht immer alles zu erzählen, was sie bedrückt. Stärker als die Kinder betrachten sich die leiblichen Eltern als nahezu ausschließliche Vertrauensperson für persönliche Probleme der Kinder; der Partner bzw. die Partnerin wurde nur in seltenen Fällen mit einbezogen und außerhalb lebende Eltern nicht als Ansprechperson genannt (Röhr-Sendlmeier/Greubel 2004).

Bezüglich der Zufriedenheit mit der Familiensituation stellten Röhr-Sendlmeier und Greubel (2004) keine signifikanten Unterschiede zwischen den Erwachsenen in Stief- und Kernfamilien fest. Als einflussreichen Faktor auf das Klima in Stieffamilien identifizierten die Studienautorinnen die Zeit des Zusammenlebens als Familie. So hatten Partner, die bereits mehr als drei Jahre zusammenlebten, eher das Gefühl, zusammen zu gehören. Sie sind offener zueinander und sich in allgemeinen Erziehungsvorstellungen einiger. Auch ein gemeinsamer Familienname scheint eine wichtige Rolle für das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu spielen. Als dritter Faktor erwies sich die Existenz gemeinsamer Kinder als förderlich. Als Einflussfaktor für das Zusammengehörigkeitsgefühl erwies sich auch die Dauer des Alleinlebens mit dem Kind vor Gründung der Stieffamilie. Wer länger als zwei Jahre alleinerziehend gelebt hatte, empfand ein geringeres Familienzusammengehörigkeitsgefühl.

Im Vergleich zu Kernfamilien tendieren Familien mit Stiefkindern verstärkt zu nicht-traditionalen Formen familialer Arbeitsteilung. Es kommt seltener zu einer Doppelbelastung der Frau und häufiger zu einer Doppelbelastung des Mannes. Der Anteil an egalitärer Arbeitsteilung ist doppelt so hoch wie in Kernfamilien (vgl. Eckhard 2002). Dieses Phänomen betrifft ebenso Patchwork-Familien mit sozialem männlichen wie weiblichen Elternteil. Eckhard schlägt vor, die Tendenz der Patchwork-Familien zu nicht-traditionalen Formen der Arbeitsteilung vor allem auf das Fehlen diesbezüglicher sozial vermittelter Verhaltensmuster für Elternteile in Stieffamilien zurückzuführen. Dieser Erklärungsansatz ist aber nur schwer nachvollziehbar, vielmehr scheint aus familienpsychologischer Sicht die Erklärung plausibler, dass in Patchwork-Familien der Übergang zur Elternschaft nicht durchgemacht wird, der erwiesenermaßen zu einer Traditionalisierung der Geschlechterrollen führt und sich daran anschließend gewissermaßen chronifiziert.

5.1.5 Kinder in Patchwork-Familien

Röhr-Sendlmeier und Greubel (2004) untersuchten u. a., wie sich die Lebenssituation von Kindern in Patchwork-Familien im Vergleich zu Kindern in Kernfamilien unterscheidet. Sie gingen der Frage nach, wie die Familien ihren Alltag erleben. Hinsichtlich des Tagesablaufs der Kinder ergaben sich zwischen den Familienformen keine signifikanten Unterschiede. So wurden unabhängig von der Familienform, aber abhängig von der jeweiligen Arbeitszeit, beide Elternteile von den Kindern als wechselnd zuständig für ihre Versorgung und Betreuung erlebt. Tendenziell mehr Kinder in Kernfamilien bejahten die Frage, ob sie gerne zu Hause seien (89 vs. 75 %), obwohl sich die Kinder in Kernfamilien häufiger über etwas in der Familie ärgerten, als die Kinder in Stieffamilien (89 vs. 67 %).

Auffälligstes Ergebnis ist, dass bei Jungen in Patchwork-Familien ein schlechterer Schulerfolg festgestellt wird als in Kernfamilien und Ein-Eltern-Familien, wobei unklar bleibt, worauf dieses Phänomen beruht (vgl. Bien/Hartl/Teubner: 2002). Bien et al. gingen dieser Frage in ihrer Analyse der Daten detailliert nach und fanden als einzigen Erklärungshinweis, dass die Mütter in den Ein-Eltern- und Patchwork-Familien einen signifikant geringeren Bildungsstatus haben als die in Kernfamilien lebenden Mütter. Dies allein erklärt aber noch nicht, warum der Schulerfolg der Jungen in Patchwork-Familien am geringsten ist, während sich bei Mädchen diese Unterschiede nicht zeigen. Auch Kathryn Harker Tillman kam zu dem Ergebnis einer Benachteiligung Jugendlicher in Patchwork-Familien in Bezug auf den schulischen Erfolg, wobei sie nicht nach dem Geschlecht differenziert (vgl. Tillman 2007).

Eine Nationalfondsstudie des Lausanner Kriminologen Marcelo Aebi befasste sich mit dem delinquenten Verhalten von Jugendlichen und belegt, dass Jungen in Patchwork-Familien besonders häufig in leichte oder schwere Straftaten verwickelt sind. 39,7 % der Jugendlichen

aus Kernfamilien geben an, schon ein oder mehrere Male gegen das Gesetz verstoßen zu haben. Bei Kindern mit einem alleinerziehenden Elternteil sind es 48,4 %; Jugendliche aus Patchwork-Familien kommen auf 58,4 %. Das Muster zeigt sich bei allen Delikten (bei schweren und leichten Gewalttaten, bei Vandalismus, Ladendiebstahl, Eigentumsverstößen oder Drogenhandel) mit Ausnahme des Computer-Hacking. In diesem Bereich sind die Kinder von Alleinerziehenden an der Spitze. Auch der Alkohol- und Drogenkonsum von Jugendlichen aus Patchwork-Familien übersteigt jenen der Jugendlichen in den anderen Familienformen, wenn auch mit geringeren Unterschieden. Aber es zeigte sich auch, dass Jugendliche, die aus Patchwork-Familien stammen, öfter Opfer von Übergriffen werden. Als Grund für das stärker ausgeprägte delinquente Verhalten wird eine schwache Bindung zu zumindest einem leiblichen Elternteil angegeben. Von der Eltern-Kind-Beziehung hängen laut Aebi Verhaltensweisen ab, die das Abgleiten in die Kriminalität begünstigen. Genau dies bereite vielen Patchwork-Familien aber Probleme, denn soziale Elternteile haben Mühe, Autorität zu erlangen, so das Erklärungsmuster des Kriminologen.³⁴ Fthenakis (1985: 165ff., zit. nach Hartl 2002: 151) wiederum führt das Problemverhalten der Jungen in Patchwork-Familien auf die Absenz des leiblichen Vaters zurück.

Weitere Erklärungen für den schlechteren Schulerfolg und das stärkere Delinquenzverhalten von Jungen in Ein-Eltern- und Patchwork-Familien bieten Ergebnisse der Längsschnittuntersuchungen aus der Scheidungsforschung. So hat Hetherington (1987) festgestellt, dass Jungen auf die Scheidung der Eltern deutlich verletzlicher und nachhaltiger reagieren als Mädchen. Zudem scheint es naheliegend, dass sich das Problemverhalten nicht erst in der Patchwork-Familie bzw. durch diese ausgelöst wird, sondern bereits durch die Erfahrungen in der Erstfamilie entstanden sind.

Möglicherweise liegt ein weiterer Grund für den schlechteren Schulerfolg und das delinquente Verhalten der Jungen aber auch darin, dass Kinder in Patchwork-Familien häufiger von innerfamiliärer Gewalt betroffen sind. So geben Gewaltstudien darüber Aufschluss, dass Kinder mit nicht leiblichen Ersatzeltern von Gewalttaten überproportional häufig betroffen sind. Als Ursache für eine konflikthafte Beziehung zwischen dem Kind und dem Ersatzelternanteil kann gelten, dass einerseits das Kind den neuen Elternteil ablehnt und dass auf der anderen Seite der neue Partner in dem Kind eine Konkurrenz sieht. Außerdem wird bei sexuellem Missbrauch von Kindern ein höherer Täteranteil bei Stiefvätern festgestellt (vgl. Haller 1998). Der Grund hierfür kann im Fehlen der Inzestschranke liegen. Jungen und Mädchen reagieren unterschiedlich auf Gewalt. Während Mädchen eher selbstdestruktives Verhalten an den Tag legen, reagieren die Jungen eher durch aggressives Verhalten.

5.1.6 Die ökonomische Situation von Patchwork-Familien im Vergleich

Markus Teubner (2002b) untersuchte die wirtschaftliche Lage von Patchwork-Familien in Deutschland. Er kam zu dem Ergebnis, dass sich Patchwork-Familien in ihrer wirtschaftlichen Lage nicht wesentlich von anderen Paarfamilien mit Kindern unter 18 Jahren unterscheiden. Unter den Patchwork-Familien sind es vor allem Familien mit gemeinsamen leiblichen Kindern, die im Vergleich zu verheirateten Kernfamilien über deutlich geringere Äquivalenzeinkommen verfügen. Dies ist vor allem auf die überdurchschnittlich hohe Kinderzahl und die vergleichsweise geringe Erwerbsbeteiligung der Mütter zurückzuführen.

34 Quelle: <http://www.weltwoche.ch/ausgaben/2009-13/artikel-2009-13-aschenputtel-der-gegenwart.html>

Insofern dürfte die finanzielle Schlechterstellung komplexer Stieffamilien nicht aus ihrem Status als Stieffamilie resultieren, sondern in erster Linie Ausdruck der finanziellen Lage kinderreicher Familie in Deutschland sein. (Teubner 2002b: 97)

Dieser Interpretation steht der Befund entgegen, dass der Anteil der in Patchwork-Familien lebenden Elternteile, die sich von der finanziellen Versorgung der Kinder häufiger bis immer überfordert fühlen, weit größer ist als jener der in Kernfamilien Lebenden. Die in Patchwork-Familien Lebenden liegen damit im Mittelfeld, denn Alleinerziehende zeigen sich in noch größerem Ausmaß finanziell überfordert (vgl. Klepp/Buchebner-Ferstl/Kaindl 2009: 135).

Die geringe Erwerbsbeteiligung der Mütter in komplexen Patchwork-Familien hängt mit der höheren Kinderzahl zusammen. Dies zeigt sich vor allem darin, dass in Westdeutschland Patchwork-Familien insgesamt stärker erwerbsorientiert sind als Kernfamilien, ohne jedoch die hohe Erwerbsorientierung ostdeutscher Familien zu erreichen. So sind in Patchwork-Familien häufiger beide Elternteile voll berufstätig als in Kernfamilien (22 % vs. 9 %) und das Einverdienermodell wird seltener praktiziert (44 % vs. 61 %). Differenziert man nun zwischen komplexen und einfachen Patchwork-Familien, erweist sich, dass in Westdeutschland v. a. einfache Patchwork-Familien stärker erwerbsorientiert sind, während sich die Erwerbsmuster von Kernfamilien und komplexen Stieffamilien weitgehend gleichen (vgl. Teubner 2002c: 115).

5.1.7 Die rechtliche Situation für Patchwork-Familien in Österreich

Bereits in der letzten Legislaturperiode wurde darüber nachgedacht, Stiefelternteilen in einem gewissen Umfang Obsorgerechte und -pflichten gegenüber ihren Stiefkindern einzuräumen (vgl. FamZ 2007: 112). Im neuen Regierungsprogramm³⁵ wurde dies dann auch explizit festgehalten:

Die Position von Kindern in Patchworkfamilien soll gesetzlich verankert und gestärkt werden. Stiefeltern sollen in die Verantwortung um das Kind eingebunden und im Interesse des Kindes mit den entsprechenden, vom ständig betreuenden Elternteil abgeleiteten, Befugnissen ausgestattet werden, wobei die Position des anderen Elternteils nicht geschmälert werden soll. (Regierungsprogramm für die XXIV. Gesetzgebungsperiode: 117)

Diskutiert wurde in diesem Zusammenhang, so Gerhard Hopf, Leiter der Legislativsektion für Zivilrecht des Bundesministeriums für Justiz im Interview mit der FamZ (2007), ein explizites Vertretungsrecht des sozialen Elternteils, das aber die Problematik aufwerfen würde, dass aufgrund der Einführung der gemeinsamen Obsorge geschiedener Elternteile, die in Österreich seit 2001 existiert, ein weiterer eigenständiger Obsorgeberechtigter hinzu käme und dies die Dinge stark verkomplizieren könne. Wahrscheinlicher war daher bereits zu diesem Zeitpunkt ein von der Ehepartnerin bzw. dem Ehepartner abgeleitetes Vertretungsrecht des Stiefelternteils, welches an die Ehe mit dem leiblichen Elternteil gebunden ist (vgl. FamZ 2007: 113).

Bislang bestand zwischen dem sozialen Elternteil und den nicht-leiblichen Kindern keinerlei Rechtsverbindlichkeit, selbst wenn der soziale und der leibliche Elternteil verheiratet waren. Soziale Elternschaft wurde im ABGB nicht ausdrücklich geregelt (vgl. Haidvogel 2007). Die Möglichkeiten der Einbindung des sozialen Elternteils in die Ausübung der Obsorge beschränkte sich auf die allgemein bestehenden „dem Rechtsverhältnis zwischen Eltern und Kindern ähnlichen Verbindungen“ und zwar die „Annahme an Kindesstatt“ (§§179 ff ABGB) und die „Pflegeeltern“ (§§ 186 f ABGB).

35 Quelle: <http://file.oe24.at/zeitung/news/Regierungsprogramm.pdf>

Pflegeeltern sind nach der Definition des § 186 ABGB Personen, die die Pflege und Erziehung des Kindes ganz oder teilweise besorgen und zu denen eine dem Verhältnis zwischen leiblichen Eltern und Kindern nahe kommende Beziehung besteht. (Haidvogel 2007: 110)

Kinder in Patchwork-Familien konnten aber mittelbar über die wechselseitige Beistandspflicht ihrer Eltern, sofern diese verheiratet waren, profitieren. Diese Beistandspflicht betrifft sowohl materielles als auch immaterielles und beschränkt sich nicht auf die Person des Ehepartners selbst, sondern erstreckt sich etwa auch auf pflegebedürftige Angehörige und auf in die Ehe mitgebrachte Kinder.

§ 91 Abs 1 ABGB fordert die Ehegatten auf, die Leistung des Beistandes unter Rücksichtnahme aufeinander und das Wohl der – nicht nur gemeinsamen, sondern auch im gemeinsamen Haushalt lebenden – Kinder mit dem Ziel voller Ausgewogenheit ihrer Beiträge einvernehmlich zu gestalten. Jeder soll nach eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten bei den verschiedenen Aspekten der ehelichen Lebensgemeinschaft mitwirken. (Haidvogel 2007: 111)

Mit Januar 2010 trat in Österreich das Familienrechtsänderungsgesetz 2009³⁶ in Kraft. Die eheliche Beistandspflicht von Ehegatten wurde nun ausdrücklich dahingehend erweitert, dass jeder Ehegatte dem anderen bei der Ausübung der Obsorge gegenüber dessen Kindern in angemessener Weise beizustehen hat. Mit dem § 90 Abs. 3 ABGB wird nun dem Stiefelternteil sowohl das Recht als auch die Pflicht auferlegt, seinen obsorgeberechtigten Lebensgefährten in Angelegenheiten der Obsorge des täglichen Lebens³⁷ zu vertreten, soweit es die Umstände erfordern:

(3) Jeder Ehegatte hat dem anderen in der Ausübung der Obsorge für dessen Kinder in angemessener Weise beizustehen. Soweit es die Umstände erfordern, vertritt er ihn auch in den Obsorgeangelegenheiten des täglichen Lebens. (FamRÄG 2009)

Dieses Vertretungsrecht betrifft z. B. das Abholen des Kindes von der Schule oder das Unterschreiben von Entschuldigungen. Zuvor war dafür eine schriftliche Bevollmächtigung des Stiefelternteils durch den obsorgeberechtigten Elternteil nötig. Nunmehr reicht es aus, wenn der Schule bekannt ist, dass eine eheliche Verbindung zwischen sozialem Elternteil und leiblichem Elternteil besteht. Der Stiefelternteil hat hierbei aber weiterhin den erklärten oder mutmaßlichen Willen des leiblichen Elternteils zu befolgen. Gegen den Willen des Ehegatten darf der Stiefelternteil diesen nicht vertreten. Es bleibt zwar die Gültigkeit der Vertretungshandlung des Stiefelternteils unberührt, kann aber unter Umständen eine Eheverfehlung darstellen und auch zu einem Schadenersatzanspruch des Kindes führen.³⁸

Eine Ausnahme davon bildet, wenn der bekannte Wille des leiblichen Elternteils offenkundig das Kindeswohl gefährdet. In diesem Fall ist allein das Kindeswohl für das Handeln des Stiefelternteils ausschlaggebend. In diesem Zusammenhang statuiert nun § 137 Abs. 4 ABGB eine Beistandspflicht dem Kind gegenüber, die sowohl für den ehelichen als auch für den nichtehelichen Stiefelternteil gilt:

(4) Eine mit einem Elternteil und dessen minderjährigem Kind nicht nur vorübergehend im gemeinsamen Haushalt lebende volljährige Person, die in einem familiären Verhältnis zum Elternteil steht, hat alles den Umständen nach Zumutbare zu tun, um das Kindeswohl zu schützen. (FamRÄG 2009)

36 Familienrechtsänderungsgesetz 2009, BGBl. I 75/2009

37 Obsorgeangelegenheiten des täglichen Lebens sind solche, die häufig vorkommen und keine schwer abzuändernden Auswirkungen auf die Entwicklung des Kindes haben (vgl. § 1687 Abs. 1 ABGB).

38 Quelle: <http://land.lebensministerium.at/article/articleview/78105/1/4997>

Dadurch soll verhindert werden, dass der Stiefelternteil, wenn es „nur um das Kind des anderen“ geht, wegschaut. Beistandsberechtigt ist allein das Kind. Die Bestimmung bildet daher keine Ausnahme von dem Grundsatz, dass zwischen bloßen Lebensgefährten keine gesetzlichen Rechte und Pflichten bestehen.³⁹

Keine Auswirkungen gab es auf das Namensänderungsrecht. Wollen die Ehepartner den Namen des Kindes auf den Namen des sozialen Elternteils ändern, damit alle den gleichen Familiennamen tragen, so kann dies auf Antrag durch Bewilligung der Bezirksverwaltungsbehörde erfolgen.

Die Namensangleichung an Obsorge- oder Pflegeberechtigte wird in § 2 Abs 1 Z 9 NÄG ausdrücklich als Grund für eine Namensänderung genannt. (Haidvogel 2007: 111)

Abzulehnen ist die Bewilligung nur dann, wenn die Namensänderung dem Kindeswohl abträglich ist. Die Zustimmung des nicht obsorgeberechtigten Elternteils ist dafür nicht nötig, allerdings ist dieser Elternteil anzuhören. Bringt dieser Elternteil Bedenken gegen die Namensänderung vor, so sind diese dann erheblich, wenn die Beibehaltung des alten Namens dem Wohl des minderjährigen Kindes besser entspricht.

Bei drohender Kindeswohlgefährdung kann das Gericht die Antragstellung auf Änderung des Familiennamens nach § 176 ABGB untersagen. (Haidvogel 2007: 111)

Eine dem ehelichen und leiblichen Eltern-Kind-Verhältnis entsprechende familienrechtliche Beziehung zwischen dem sozialen Elternteil und dem Kind kann aber nach wie vor nur über die Adoption des Kindes erreicht werden. Der Adoption müssen beide leibliche Elternteile, unabhängig von der Obsorge, zustimmen. Eine verweigerte Zustimmung kann jedoch auf Antrag eines Vertragsteiles vom Gericht ersetzt werden, wenn keine gerechtfertigten Gründe für die Weigerung vorliegen. Die Ersetzung der Zustimmung ist allerdings nur in ganz speziellen Fällen zulässig, da durch die Adoption die familienrechtlichen Beziehungen zwischen dem Kind und dem leiblichen Elternteil, an dessen Stelle der annehmende soziale Elternteil tritt, erlöschen (vgl. Haidvogel 2007: 112).

5.1.8 Zusammenfassung und Diskussion der wissenschaftlichen Befunde

Die Angaben zum prozentualen Anteil der Patchwork-Familien in Österreich und Deutschland, gemessen an allen Familien mit Kindern, schwanken zwischen 8 und 14 %. Damit rangieren Patchwork-Familien anteilmäßig hinter den Ein-Eltern-Familien, die in Österreich einen Anteil von rund 15 % aufweisen. Die unterschiedlichen Angaben zum Prozentsatz von Patchwork-Familien haben damit zu tun, dass die Erhebungen und die daraus resultierenden Datengrundlagen zu Patchwork-Familien noch sehr rar sind und von der Definition einer Stieffamilie/Patchwork-Familie abhängen. Auch wird Patchwork-Familien erst seit eher kurzer Zeit im deutschsprachigen Raum Bedeutung beigemessen. So existieren in Österreich beispielsweise erst seit 2007 statistische Daten zu Patchwork-Familien. Nichtsdestotrotz wird in der Literatur allgemein davon ausgegangen, dass die Patchwork-Familie die am stärksten anwachsende Familienform darstellt, wobei hier theoretisch aber auch ein Anwachsen von Alleinerziehenden verzeichnet werden müsste, da zumindest eine kurze Phase des Alleinerziehens der Gründung einer Patchwork-Familie vorangeht oder auch mehrmals eine Zwischenphase darstellen kann. Zudem wird auch im Zusammenhang mit männlichen Alleinerziehenden von der am stärksten anwachsenden Familienform gesprochen. Es wäre daher vielleicht sinnvoller, allgemein von einem Anwachsen von Folgefamilien zu sprechen, da

39 ebenda

diese Familienformen ja vor allem durch einen dynamischen Wechsel von einer Form in die andere gekennzeichnet sind.

Das Verhältnis von einfachen (nur ein Elternteil bringt ein Kind aus einer früheren Beziehung ein) gegenüber zusammengesetzten bzw. komplexen Patchwork-Familien (zumindest zwei Kindertypen sind vorhanden) beträgt in etwa 2 : 1.⁴⁰ Mit sozialen Vätern oder Stiefvätern leben in Österreich etwa 50 % der Kinder in Patchwork-Familien, mit sozialen Müttern nur 6 %. Der Grund dafür liegt darin, dass heutzutage in erster Linie im Zuge von Scheidungen oder Trennungen Folgefamilien entstehen und die Kinder nach einer Scheidung bzw. Trennung meist bei den Müttern verbleiben. Allerdings werden in Haushaltsstatistiken nicht die Kinder berücksichtigt, die dem Haushalt nicht zugeordnet werden, weil sie überwiegend beim anderen Elternteil leben oder bei diesem hauptgemeldet sind. Man kann also im Rahmen der Statistiken von einer Dunkelziffer von „Stiefmutterfamilien“ ausgehen, die parallel zu den „Stiefvaterfamilien“ existieren. Denn zumindest die Hälfte der sogenannten „Trennungsväter“ oder „externen Väter“ können den Kontakt zu den Kindern aus der Erstfamilie aufrechterhalten, haben die Kinder zu einem Teil oder auch die Hälfte der Zeit bei sich und ein Teil geht wiederum neue Partnerschaften ein und begründet insofern ebenfalls eine Patchwork-Familie, die in diesem Fall aber meist eine soziale Mutter beinhaltet. Der Anteil der sozialen Mütter wird in Haushaltsstatistiken somit vermutlich unterschätzt.

Zur Problematik, valide Zahlen zum Patchwork-Familienanteil zu erhalten, gesellt sich das weitgehend ungelöste Begriffsdilemma im Bereich der Familienforschung. So existiert weder eine einheitliche Definition von „Familie“ noch eine Einigung darüber wie Folgefamilien mit neuer Partnerschaft zu bezeichnen sind. Letztendlich bleibt es jeder und jedem Forschenden selbst überlassen, entweder den Begriff „Stieffamilie“ oder „Patchwork-Familie“ zu verwenden und für die spezifischen Forschungsziele näher zu definieren. Einigkeit herrscht in der Literatur nur darüber, dass Stieffamilien und Patchwork-Familien komplexe Familiengebilde sind, die über kein einheitliches Modell verfügen. Insbesondere stehen sozialen Elternteilen keine Normen zur Verfügung, wie sie sich verhalten sollen.

Patchwork-Familien unterscheiden sich strukturell dahingehend, ob nur ein Elternteil Kinder in die Beziehung mitbringt oder beide und ob es auch gemeinsame Kinder gibt. Auf der Beziehungsebene lassen sich Patchwork-Familien dahingehend unterscheiden, ob die Integration des sozialen Elternteils gelingt und ob der von den Kindern (vorwiegend) getrennt lebende Elternteil (meist der leibliche Vater) weiterhin in der Familie integriert ist und Kontakt zu den Kindern hat oder nicht mehr existent ist, bzw. aktiv marginalisiert wird. Diese Vielfalt zeigt sich vor allem auch im heterogenen Familienbild der in Patchwork-Familien lebenden Kinder.

Im deutschsprachigen Raum existieren nur wenige wissenschaftliche Publikationen, die sich mit Stief-/Patchwork-Familien befassen, während die USA seit den 70er Jahren eine Forschungstradition zum Thema aufweist. Die Befunde stammen aber vielfach aus der Erforschung der Scheidungsfolgen für Kinder und aus dem klinischen und familientherapeutischen Kontext. Es wurden also bevorzugt Familien untersucht, die Probleme aufwiesen und sich im Zuge dessen Hilfe suchten. In den letzten Jahren zeigt sich vor allem eine wissenschaftliche Befassung mit den sozialen Vätern oder Stiefvätern, deren väterlichem Engagement und den Auswirkungen auf die Kinder. Dies ist vor allem durch den Wandel des Vaterschaftskonzepts zum „neuen Vater“ hin begründet, der einen allgemeinen Aufschwung der

40 Für alle Kinder unter 18 Jahren in Patchwork-Familien

Forschung im Bereich der Vaterschaft bewirkte und durch die Tatsache, dass der Anteil der sogenannten „Stiefvaterfamilien“ weit höher ist als der Anteil der „Stiefmutterfamilien“.

Die vorliegenden Befunde zu den sozialen Vätern und Stiefvätern sind ebenso widersprüchlich wie sich deren Rolle im Familiengefüge selbst gestaltet. Die wesentlichen Faktoren, die die Rolle des sozialen Vaters moderieren, sind nach Zusammenfassung der wissenschaftlichen Befunde das Vorhandensein von eigenen Kindern aus einer früheren Beziehung, die Dauer der Beziehung mit der aktuellen Partnerin, die Frage, ob er mit dieser verheiratet ist und ob ein gemeinsames Kind existiert. Soziale Väter verbringen zwar weniger Zeit mit ihren sozialen Kindern und zeigen weniger positives väterliches Verhalten als die biologischen Väter, kommt aber ein gemeinsames Kind in der Patchwork-Familie hinzu, verringern sich diese Unterschiede. Verheiratete Väter in Kernfamilien und in Patchwork-Familien erweisen sich insgesamt engagierter als unverheiratete. Väter, die aber eigene Kinder aus früheren Beziehungen haben und mit diesen in Kontakt sind, sind offenbar weniger bereit, sich in der Folgefamilie wieder zu verheiraten und beschäftigen sich weniger mit ihren sozialen Kindern, weil sie Schuldgefühle gegenüber ihren leiblichen Kindern haben, die sie seltener sehen. Auch das Alter der Kinder, das Geschlecht und die Zeitdauer der Beziehung beeinflussen das väterliche Engagement. Mit jüngeren Kindern verbringen Väter mehr Zeit als mit älteren – und dies trifft gleichermaßen auf die in Patchwork-Familien und die in Kernfamilien lebenden Väter zu.

Haben es schon soziale Väter oft schwer, sich in Patchwork-Familien zu integrieren und eine angemessene Rolle für sich zu finden, so weisen die vorliegenden Befunde darauf hin, dass es soziale Mütter oder Stiefmütter noch schwerer haben und dass sie von ihrer Aufgabe leichter überfordert werden als soziale Väter oder Stiefväter. Dieser Befund lässt sich mit dem gesellschaftlich idealisierten Mutterbild erklären und der Tatsache, dass Frauen nach wie vor stärker in die Betreuung und Erziehung der Kinder involviert sind und daher auch ein stärkeres Konfliktpotenzial mit den Kindern besteht. Insgesamt scheint es für soziale Elternteile aber nicht einfach zu sein, eine klare Position und Rolle im Familienverband für sich zu finden. Als bevorzugte Haltungen erweisen sich auf der einen Seite der „elterliche Freund“ und auf der anderen die bzw. der „rettende, bessere Mutter bzw. Vater“.

Die Befunde zur subjektiven Bedeutsamkeit von sozialen Elternteilen für die Kinder widersprechen sich. Es zeigt sich, dass die Beziehungen zwischen leiblichem internen, dem sozialen und dem leiblichen extern lebenden Elternteil miteinander stark verstrickt sein können und damit auf das Befinden der Kinder erheblichen Einfluss nehmen; dies zeigt sich deutlich daran, wie diese sich gegenüber den einzelnen Erwachsenen im Familiensystem konstellieren.

Relevante Unterschiede in der Instabilität der Paarbeziehung, der Zufriedenheit mit dem Familienleben und dem Alltagsleben gegenüber Kernfamilien können einerseits nicht festgestellt werden, andererseits ist der Anteil der Trennungen und Scheidungen bei Folgefamilien erhöht. Patchwork-Familien zerbrechen vielfach daran, dass es dem sozialen Elternteil nicht gelingt von den Kindern akzeptiert zu werden. Auch benötigen Patchwork-Familien eine Entwicklung von einigen Jahren, bis sie sich als Familie mit ihrer eigenen Geschichte begreifen können und haben in diesem Prozess einige spezifische Herausforderungen zu bewältigen.

Übereinstimmender Befund ist, dass Jungen in Patchwork-Familien gefährdeter bezüglich eines schlechteren Schulerfolges sind und mehr delinquentes Verhalten aufweisen als Mädchen und in Kernfamilien und Ein-Eltern-Familien lebende Kinder, wobei nicht zur Gänze klar

wird worauf dieses Phänomen beruht. Mögliche Gründe wären ein Zusammenspiel aus konflikthaften Geschehen in der Ursprungsfamilie, eine schlechtere Bindung zu zumindest einem Elternteil in der Folgefamilie und mehr innerfamiliäre Gewalterfahrungen. Für Mädchen ist hingegen weder ein schlechterer Schulerfolg noch mehr delinquentes Verhalten nachzuweisen. Dies mag aber daran liegen, dass Mädchen auf die Scheidung oder Trennung der Eltern und Gewalterfahrungen anders reagieren als Jungen.

Erst in den letzten Jahren fanden Patchwork-Familien in der Familienpolitik vermehrt Beachtung und es wurde über neue Gesetzgebungen nachgedacht, die den sozialen Elternteil vermehrt Rechte und Pflichten gegenüber den Kindern zugestehen soll, um der Lebenswelt und dem Alltag von Patchwork-Familien gerechter zu werden. Das Familienrechtsänderungsgesetz 2009 brachte nun eine Änderungen, die die Beistandspflicht gegenüber dem Ehepartner darauf ausweitet, dass der Stiefelternteil dem leiblichen Elternteil bei der Ausübung der Obsorge gegenüber dessen Kindern in angemessener Weise beizustehen hat. Insofern erhält er ein Vertretungsrecht. Der Stiefelternteil hat aber weiterhin keine direkten Obsorgerechte und -pflichten. Ein rechtlicher Status, der einer leiblichen Elternschaft gleichgestellt ist, kann also weiterhin nur über die Adoption des Kindes erreicht werden.

5.2 Die empirische Sondererhebung „Patchwork-Familien“

5.2.1 Forschungsfragen und -ziele

Ausgehend von der Kernfamilie als Norm, als sogenannte „Normalfamilie“ mit den beiden leiblichen Elternteilen und den gemeinsamen Kindern, ist die Bandbreite an Familientypen, die sich bei einem Zerbrechen der Normfamilie durch Trennung und Scheidung oder auch Tod eines Elternteils ergeben können, groß. So folgt auf den Bruch der Kernfamilie meist eine kürzere oder längere Phase des Alleinerziehens für einen oder auch beide Elternteile. Werden neue Partnerschaften eingegangen, können sich sehr vielfältige Familienformen konstellieren, die hier unter dem Begriff der Patchwork-Familie zusammengefasst werden. Allen gemeinsam ist, dass *zumindest* einer der Partner *zumindest* ein Kind in die neue Beziehung mit einbringt und somit *zumindest* einer der beiden Erwachsenen die Rolle eines sozialen Elternteils oder Stiefelternteils einnimmt, umgekehrt betrachtet ist *zumindest* ein Kind in seinem Alltag mit einem sozialen Elternteil konfrontiert.

Während bei Ein-Eltern-Familien im Vergleich zu Kernfamilien oftmals Defizite wahrgenommen werden, also das Fehlen eines Elternteils und der Mangel an finanziellen und zeitlichen Ressourcen im Mittelpunkt der Betrachtungen steht, stellt sich dies bei Patchwork-Familien in einem „Mehr und Anders als die Norm“ dar. Dies drückt sich in den bereits mehrfach verwendeten „Meine, Deine, Unsere Kinder“-Titeln, der Ratgeberliteratur aus, was eine Vielzahl an Kindern in Patchwork-Familien erwarten lässt. Zudem verfügen viele der Kinder über mehr erwachsene Bezugspersonen innerhalb ihrer Patchwork-Familien als Kinder in Kernfamilien, die auch wechseln können, wenn die Partnerschaften wieder zerbrechen und neue eingegangen werden. Auch die Verwandtschaft der hinzukommenden Partner oder Partnerinnen beider leiblicher Elternteile kann sich in das Familiengebilde der Kinder in Patchwork-Familien hinzugesellen und Bedeutung für diese erlangen. Aufgrund der vielfältigen Beziehungen, die sich in Patchwork-Familien ergeben können, ist auch die Bandbreite der Möglichkeiten groß, worauf der Fokus in einem Forschungsprojekt gelegt werden kann.

Die vorliegende Studie nimmt die soziale Elternschaft in den Fokus des Forschungsinteresses. Aus der psychologischen Perspektive interessiert hier vor allem, wie soziale Elternteile

ihre Beziehung zu den Kindern des Partners bzw. der Partnerin empfinden und inwieweit sie sich aktiv in den elterlichen Alltag einbringen, aber auch welche Faktoren damit zusammenhängen, dass der soziale Elternteil sich in die Familie integriert fühlt und Verantwortung übernimmt. In Frage kommen hier die Verbindlichkeit und Stabilität der Partnerschaft, das Alter der Kinder, ob eigene Kinder vorhanden sind, die Beziehung zum externen leiblichen Elternteil und Überzeugungen, die hinsichtlich Patchwork-Familien existieren. Aber auch intrapsychische Faktoren wie individuelle Vorerfahrungen mit partnerschaftlichen Beziehungen und Familie, Persönlichkeitseigenschaften und die psychische Verfassung, die im Konflikt mit der Rolle als sozialer Elternteil stehen können oder dieser zuträglich sind. Diese können im Rahmen dieser Studie allerdings nicht erfasst werden.

Ziel der Studie ist es einerseits, mehr Wissen über die Zusammenhänge zwischen der partnerschaftlichen Beziehung in Patchwork-Familien und der sozialen Eltern-Kind-Beziehung in Erfahrung zu bringen und auch darüber, welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den verschiedenen Familienformen existieren. Andererseits soll untersucht werden, unter welchen Bedingungen sich die Partner einer Patchwork-Familie als Familie verbunden fühlen und sich als solche definieren.

5.2.2 Definition der Zielgruppe

Die Definition der Zielgruppe erfordert zunächst eine möglichst genaue Definition von Patchwork-Familie, so wie diese innerhalb der Studie von der Autorin verstanden wird. Die einfachste Definition ist zugleich jene, die es ermöglicht, die gesamte Bandbreite der Patchwork-Familien zu erfassen:

→ *Patchwork-Familien sind Folgefamilien, bei denen zumindest eine oder einer der Partnerinnen oder Partner zumindest ein leibliches Kind aus einer früheren Beziehung in die Partnerschaft mit einbringt.*

Diese Definition umfasst somit „einfache Patchwork-Familien“ als auch „zusammengesetzte“ und „komplexe Patchwork-Familien“. Voraussetzung ist allerdings, dass eine Partnerschaft besteht. Damit wird die Patchwork-Familie von der Ein-Eltern-Familie differenziert. Nicht vorausgesetzt wird, dass die „Familie“ selbst sich als solche betrachtet. Offen bleibt im Rahmen dieser Definition auch, wie die Partnerschaft gelebt wird, also ob das Paar und die Kinder ständig, teilweise oder gar nicht in einem gemeinsamen Haushalt leben bzw. ob das Paar verheiratet ist oder nicht. Auch die Geschlechtlichkeit bleibt im Rahmen dieser Definition dahingestellt, so sind auch gleichgeschlechtliche Partnerschaften mit Kind in dieser Definition von Patchwork-Familie enthalten.

Die Definition der Patchwork-Familie ergibt gleichsam die Hauptzielgruppe:

→ *Personen, die in einer Partnerschaft leben, in die sie selbst oder/und der Partner oder die Partnerin zumindest ein Kind aus einer früheren Beziehung einbringen.*

Die zweite Zielgruppe, die im Rahmen dieser Studie als Vergleichsgruppe dient, sind Personen, die in Kernfamilien leben, also ausschließlich gemeinsame leibliche Kinder haben.

5.2.3 Hypothesen

Ausgehend von den in der Literaturanalyse ausgearbeiteten Befunden wurden die folgenden zehn Hypothesen aufgestellt:

H1: Paarbeziehungen in Patchwork-Familien sind instabiler als Paarbeziehungen in Kernfamilien.

H2: Eltern verbringen mit den leiblichen Kindern mehr Zeit als mit den sozialen Kindern.

H3: Soziale Elternteile verbringen mehr Zeit mit dem Partnerkind, wenn sie auch ein gemeinsames Kind mit diesem haben und weniger, wenn sie ein eigenes Kind in die Beziehung mitbringen.

H4: Mit jüngeren Kindern des Partners oder der Partnerin verbringen soziale Elternteile mehr Zeit als mit älteren Kindern.

H5: Soziale Elternteile empfinden die Beziehung zu den Kindern ihres Partners bzw. ihrer Partnerin nicht so nahe, vertraut, harmonisch, offen und liebevoll wie leibliche Elternteile die Beziehung zu ihren Kindern empfinden.

H6: Zu jüngeren Partnerkindern empfinden soziale Elternteile mehr emotionale Nähe.

H7: Soziale Elternteile sind für die Kinder ihres Partners bzw. ihrer Partnerin weniger verantwortlich als leibliche Elternteile für ihre Kinder.

H8: Soziale Väter sind besser in ihre Patchwork-Familien integriert als soziale Mütter.

H9: Die Dauer des Alleinerziehens der Kinder vor der neuen Partnerschaft steht im Zusammenhang mit dem Gelingen der Integration des sozialen Elternteils in die Familie.

H10: Es besteht ein Zusammenhang zwischen der Dauer der Paarbeziehung und dem Gefühl der Familienverbundenheit.

5.2.4 Methodik

Für die vorliegende Studie wurde die Methode eines quantitativen Vergleichs von Erwachsenen in sozialer oder/und leiblicher Elternrolle in Patchwork-Familien und in Kernfamilien gewählt. Zur Datenerhebung wurde eine Onlineerhebung mittels eines standardisierten Fragebogens durchgeführt, die sich an deutschsprachige Personen richtete.

Die Motivation für eine Vergleichsstudie von Kernfamilien und Patchwork-Familien beruhte auf der Überlegung, dass es nicht abschätzbar ist, wie viele in Patchwork-Familien Lebende mittels dieser Form der Datenerhebung erreicht werden können. Auch kann nicht erwartet werden, eine repräsentative Stichprobe von Patchwork-Familien zu erhalten. In diesem Fall empfiehlt es sich, eine Vergleichsgruppe zu wählen, von der anzunehmen ist, dass diese leicht erreichbar ist, und über die bereits repräsentative wissenschaftliche Befunde vorliegen.

Die gewählte Form der Datenerhebung hat hingegen, neben den bereits genannten Nachteilen, den großen Vorteil, dass sie vergleichsweise kostengünstig ist und über das Schneeballprinzip eine große Reichweite hat.

5.2.5 Entwicklung und Beschreibung des Fragebogens

Die Entwicklung der Items des Online-Fragebogen basierte einerseits auf Überlegungen zu den vorliegenden wissenschaftlichen Befunden und den daraus entwickelten Hypothesen, andererseits flossen thematisch auch die Ergebnisse der explorativen Analyse aktueller Diskussionen zu Patchwork-Familien im Bereich der Ratgeberliteratur, der Printmedien und der Diskussionen im Internet ein.

Der Fragebogen umfasst insgesamt 122 Fragen, wobei ein Teil der Fragen auf Bedingungen beruht und daher nicht alle Frage, allen Teilnehmenden vorgegeben wurden (siehe den Fragebogen in Druckversion im Anhang).

Folgende Bereiche wurden strukturiert nach Fragegruppen erhoben:

- Partnerschaft
- Anzahl der Kinder
- gemeinsame Kinder
- eigene Kinder aus einer früheren Beziehung
- Kinder des Partners/der Partnerin aus einer früheren Beziehung
- soziale Elternschaft
- Familiendefinition
- Überzeugungen zu Patchwork-Familien
- soziodemografische Daten
- Wissen zum geltenden Familienrecht in Patchwork-Familien

Die Skalierung der Items variiert nach inhaltlicher Fragestellung. Es wurde darauf geachtet, möglichst differenzierte Daten zu erhalten, gleichzeitig aber den Studienteilnehmenden möglichst nur jene Fragen und Fragegruppen bei der Beantwortung zu präsentieren, die ihrer familiären Situation entsprechen. Dies wurde mittels gezielter Filterfragen und dem Setzen von Bedingungen erreicht.

Im Verlauf der Entwicklung des Fragebogens wurde ein Probelauf durchgeführt, in dem das inhaltliche Verständnis der Items und die Logik des Aufbaus des Fragebogens kontrolliert wurde; daran nahmen dem 10 Personen der Zielgruppe teil, die um Rückmeldungen bezüglich des Verständnisses der Items und der Handhabung des Onlinefragebogens gebeten wurden. Die erfolgten Rückmeldungen wurden in der weiteren Entwicklung des Fragebogens berücksichtigt. Technische Probleme zeigten sich im Probelauf, der bereits online durchgeführt wurde, nicht. Das Ausfüllen des standardisierten Online-Fragebogen erfordert, abhängig von der vorhandenen Anzahl der Kinder, eine Bearbeitungsdauer von durchschnittlich 15–25 Minuten. Die Druckversion des Fragebogens findet sich im Anhang.

5.2.6 Ablauf der Datenerhebung

Der Fragebogen wurde am 10. Mai 2010 auf einer eigens angemieteten Website mit der url: www.familienstudie.net online gestellt. Am selben Tag folgte die erste Verbreitung des Links mittels persönlicher und beruflicher Kontakte und auf zuvor recherchierten elternspezifischen Websites. 24 Stunden nachdem der Fragebogen online gestellt war, hatten ihn bereits 50 Personen beantwortet. Am fünften Tag der Erhebung waren bereits 146 Antwortende zu verzeichnen, wobei etwa ein Drittel nur unvollständig ausgefüllt hatte. Da die unvollständigen Antworten vermutlich auf einer zu geringen vorhandenen Serverkapazität beruhten, wurde

die Kapazität daraufhin erhöht, um einen reibungslosen Ablauf der Datenerhebung zu gewährleisten.

Im Laufe des Monats wurden sukzessive weitere Institutionen, Websites und Personen mit der Bitte um Verbreitung des Links zur Befragung kontaktiert. Die Verteilung des Links zur Befragung erfolgte über ÖIF-Informiert, www.eltern-bildung.at, www.familienhandbuch.de, Elternvereine, Kindergruppen und verschiedene Elternbildungsträger. Auch über persönliche Netzwerke nach dem Schneeballprinzip über Facebook und per E-Mail. Von besonderem Interesse waren einschlägige Websites und Elternforen, die sich definitiv mit dem Thema und dem Leben als Patchwork-Familie auseinandersetzen. Eine eingehende Internetrecherche ergab allerdings, dass es im deutschsprachigen Raum kaum diesbezügliche Angebote gibt. In Österreich existiert nur eine einzige einschlägige Website zum Thema Patchwork-Familie: www.patchworkfamilien.at. Der Verein sitzt in Graz, betreibt Lobbying für Patchwork-Familien und bietet E-Mail-Beratung an. Die Bitte, die Information zur Studie an die Mitglieder weiter zu verteilen und den Link zu Befragung auf die Homepage zu setzen, wurde aber nicht beantwortet. Da diese Seite kein Forum hat, konnte der Link auch nicht eigenständig platziert werden. Anders stellt sich dies auf der schweizer Patchwork-Familien-Website: www.Patchwork-Familie.ch dar. Hier war es problemlos möglich, die Info zur Studie samt Link zur Befragung in zwei Unterforen zu platzieren, und die Forenuserinnen und -user zeigen sich kommunikationsfreudig und berichteten davon, wenn sie den Fragebogen ausgefüllt hatten. Eine deutsche Website zu Patchwork-Familien findet sich unter den Adressen www.patchworkfamilien.info und www.patchworkfamilien.net. Hier wurde die Info zur Studie als Posting im Forum kommentarlos akzeptiert.

Meist aber stellt das Thema „Patchwork-Familie“ ein Unterforum von vielen in großen Elternforen dar, wie dies beispielsweise bei www.urbia.de der Fall ist, die sich sehr kooperativ gezeigt haben und nach Rückfrage von Seiten der Administration das Posting freundlich bewilligten. Auch bei www.eltern.de der Homepage der bekannten Eltern-Zeitschrift konnte die Info nach Registrierung im Forum gepostet werden. Die Betreiber des größten heimischen Elternforums www.parents.at waren leider nicht kooperativ.

Am 03. Juli 2010 wurde die Datenerhebung abgeschlossen und der Fragebogen deaktiviert. Insgesamt dauerte die Datenerhebung 55 Tage.

An der Befragung beteiligten sich 1253 Personen. Rund ein Drittel schloss die Befragung nicht ab. Nach Aussonderung der Datensätze, die unvollständig waren und jenen mit unplausiblen Angaben, verblieben 830 Datensätze, die in die Auswertung einbezogen werden konnten.

5.3 Stichprobenbeschreibung

5.3.1 Soziodemografische Daten

In der Folge werden die soziodemografischen Daten der Respondierenden jeweils gesamt und differenziert nach Geschlecht und Familienform betrachtet und einer Tabelle dargestellt (siehe Tabelle 26).

Von den insgesamt 830 befragten Personen sind 687 Frauen (82,8 %) und 143 Männer (17,2 %) im Alter von 19 bis 68 Jahren, davon leben 420 in Kernfamilien und 410 in Patchwork-Familien. Das Durchschnittsalter der weiblichen Respondentinnen beträgt 37,6 Jahre, mit einer Standardabweichung von 8. Die Jüngste ist 19 Jahre alt und die Älteste 65 Jahre.

Die Partner der Befragten sind durchschnittlich 3,3 Jahre älter. Die männlichen Befragten sind im Alter von 21 bis 68 Jahren. Bei den Männern beträgt das Durchschnittsalter 44,3 Jahre mit einer Standardabweichung von 9,2. Die Partnerinnen der männlichen Befragten sind im Durchschnitt 3,4 Jahre jünger. Die Altersspanne der Befragten ist mit 19 bis 68 Jahren sehr groß und dementsprechend umfasst auch das Alter der „Kinder“ eine große Bandbreite von 0 bis 45 Jahren. Die in Patchwork-Familien Lebenden sind durchschnittlich etwas älter als die in Kernfamilien Lebenden, wobei der Unterschied nicht signifikant ist.

Die Bildungsabschlüsse wurden in drei Kategorien zusammengefasst. Keinen Schulabschluss, einen Pflichtschul- oder Lehrabschluss weisen 26 % der Befragten auf. Ein Anteil von 72 % hat zumindest Matura bzw. Abitur; etwas mehr als die Hälfte der Gesamtstichprobe einen Universitäts- bzw. Fachhochschulabschluss. Die männlichen Respondenten weisen eine signifikant höhere Bildung auf als die weiblichen. So ist der Anteil jener, die maximal einen Lehrabschluss aufweisen, geringer und der Anteil der Akademiker in der Gruppe der Männer doch erheblich höher als bei den Frauen (62 % vs. 48 %). Auch sind die männlichen Befragten in einem weit höheren Ausmaß voll erwerbstätig als die weiblichen Befragten.

Der Vergleich der Familienformen zeigt, dass in der Gruppe der Kernfamilien signifikant mehr Männer vertreten sind als in der Gruppe der Patchwork-Familien. Auch ist die Gruppe der in Kernfamilien Lebenden signifikant höher gebildet. Dies ist aber nicht nur auf den höheren Anteil an Männern in dieser Subgruppe zurückzuführen, die gesamt gesehen anteilig eine höhere Bildung aufweisen als die Frauen, sondern auch darauf, dass der Anteil der hoch gebildeten Frauen in der Kernfamiliengruppe 60 % beträgt, während in der Patchwork-Familiengruppe nur 40 % der Frauen einen Universitäts- oder Fachhochschulabschluss haben.

Entsprechend der Bildungsnähe der Befragten ist auch das Netto-Haushaltseinkommen überdurchschnittlich hoch. So gibt rund ein Viertel der Respondierenden ein Netto-Haushaltseinkommen von zumindest 4000 Euro an. Zwei Drittel der Befragten berichten dementsprechend, dass sie mit dem ihnen zur Verfügung stehenden Einkommen „relativ gut“ bis „sehr gut“ zurechtkommen. Die in Patchwork-Familien Lebenden sind in einem höheren Ausmaß erwerbstätig, weisen aber ein geringeres Haushaltsnettoeinkommen auf. Dieser Unterschied zwischen den zwei Gruppen betrifft beide Geschlechter.

Jeweils 46 % der Befragten leben in Österreich bzw. Deutschland; 5 % in der Schweiz und die verbleibenden 3 % in einem anderen europäischen Land, wobei bei den männlichen Respondenten die Österreicher überwiegen und bei den Respondentinnen der Anteil jener, die in anderen deutschsprachigen Ländern leben. 38 % der Befragten wohnen in einer Großstadt, 12 % in der Umgebung einer Großstadt und jeweils rund 25 % in einer kleinen oder mittleren Stadt bzw. in ländlicher Umgebung. Bezüglich der erfassten Anteile der Respondierenden aus den verschiedenen Wohnumgebungen gibt es kaum Unterschiede zwischen den beiden Familienformen. Es haben aber am meisten in Patchwork-Familien Lebende aus Deutschland an der Befragung teilgenommen, während die in Kernfamilien lebenden Befragten überwiegend in Österreich wohnen.

Tabelle 26: Soziodemografische Daten, Gesamtstichprobe und differenziert nach Geschlecht und Familienform, in Prozent

	Gesamt N=830	Frauen N=687	Männer N=143	KF N=420	PWF N=410
Geschlecht					
weiblich	83 %	100 %	0 %	80 %	86 %
männlich	17 %	0 %	100 %	20 %	14 %
Alter					
19–29 Jahre	15 %	17 %	4 %	14 %	15 %
30–39 Jahre	41,5 %	44 %	27 %	44 %	39 %
40–49 Jahre	34,5 %	32 %	46 %	33 %	36 %
50–68 Jahre	10 %	7 %	23 %	9 %	10 %
Bildung					
Pflichtschule/Lehre	26 %	27 %	18 %	19,5 %	32 %
Matura/Abitur	20 %	22 %	18 %	19 %	22 %
FHS/Uni	51 %	48 %	62 %	60 %	41 %
k.A.	3 %	3 %	2 %	1,5 %	5 %
Erwerbstätigkeit					
nicht erwerbstätig	18 %	21 %	5 %	20 %	16 %
bis 20 Std.	18 %	21 %	6 %	19 %	17 %
21 bis 35 Std.	27 %	30 %	10 %	27 %	27 %
36 Std. und mehr	23 %	23 %	78 %	30 %	35 %
k.A.	4 %	5 %	1 %	4 %	5 %
Haushaltsnettoeinkommen					
bis 1500 Euro	7 %	8 %	2 %	5,5 %	9 %
1501 bis 2500 Euro	21 %	21 %	22 %	19 %	23 %
2501 bis 4000 Euro	38 %	37 %	42 %	38,5 %	37 %
über 4000 Euro	24 %	23 %	29 %	26 %	22 %
k.A.	10 %	11 %	5 %	11 %	9 %
Wohnumgebung					
Großstadt	38 %	37,5 %	43 %	40 %	36,5 %
Umgeb. Großstadt	12 %	11,5 %	14 %	11 %	13 %
kleine/mittlere Stadt	25 %	25,5 %	22 %	25 %	25 %
ländliche Umgebung	24 %	24,5 %	20 %	23 %	24,5 %
k.A.	1 %	1 %	1 %	1 %	1 %
Land					
Österreich	46 %	44 %	56 %	52 %	39,5 %
Deutschland	46 %	47,5 %	40 %	43 %	49 %
Schweiz	5 %	5,5 %	2 %	2 %	8 %
Sonstige	3 %	3 %	2 %	3 %	3,5 %

5.3.2 Familienformen

Es gibt keine einheitliche Definition von „Familie“, bzw. „Patchwork-Familie“ und daher existieren auch verschiedenste Varianten, Patchwork-Familien zu typologisieren. Da im Rahmen der vorliegenden Studie nicht die gesamten Familiensysteme betrachtet werden, sondern aus der Position jeweils eines Elternteils die Beziehungen zum Partner bzw. der Partnerin und den Kindern erhoben wurden, machte es Sinn, die Stichprobe aus der Sicht der Befrag-

ten nach den unterschiedlichen Kindertypen, die in der Familie der befragten Person vorhanden sind, zu unterscheiden. Es ergeben sich somit fünf verschiedene Familienformen:

1. ausschließlich gemeinsame/s Kind/er
→ Kernfamilie (50 %)
2. entweder eigene/s Kind/er **oder** Partnerkind/er
→ Einfache Patchwork-Familie (16 %)
3. entweder eigene/s Kind/er **oder** Partnerkind/er **+** gemeinsame/s Kind/er
→ Einfache Patchwork-Familie plus (18 %)
4. eigene/s Kind/er **und** Partnerkind/er
→ Kombinierte Patchwork-Familie (13 %)
5. eigene/s Kind/er **und** Partnerkind/er **+** gemeinsame/s Kind/er
→ Kombinierte Patchwork-Familie plus (3 %)

Sieben der Befragten gaben an, in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften zu leben. Sechs davon leben in einfachen Patchwork-Familien und die verbleibende siebte Person in einer kombinierten Patchwork-Familie. Gleichgeschlechtliche Partnerschaften mit Kindern werden auch „Regenbogenfamilien“ genannt. Diese Bezeichnung wird aber im Weiteren nicht verwendet, da im Rahmen dieser Studie nicht Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen heterosexuellen und homosexuellen Partnerschaften untersucht werden, sondern die Eigenschaften von Patchwork-Familien gegenüber Kernfamilien. Ebenso können hier auch nicht Adoptivfamilien und Familiensysteme mit eigenen und Pflegekindern als separate Subgruppen behandelt werden – 18 Befragte gaben zusätzlich zu den eigenen, leiblichen gemeinsamen und Kindern des Partners oder der Partnerin Pflege- und Adoptivkinder an. Es besteht aber auch hier kein Anlass, diese aus der Analyse auszuschließen, vielmehr fließen die Daten der genannten Familienformen in die jeweilige Patchwork-Familienform oder auch die Gruppe der in Kernfamilien Lebenden mit ein.

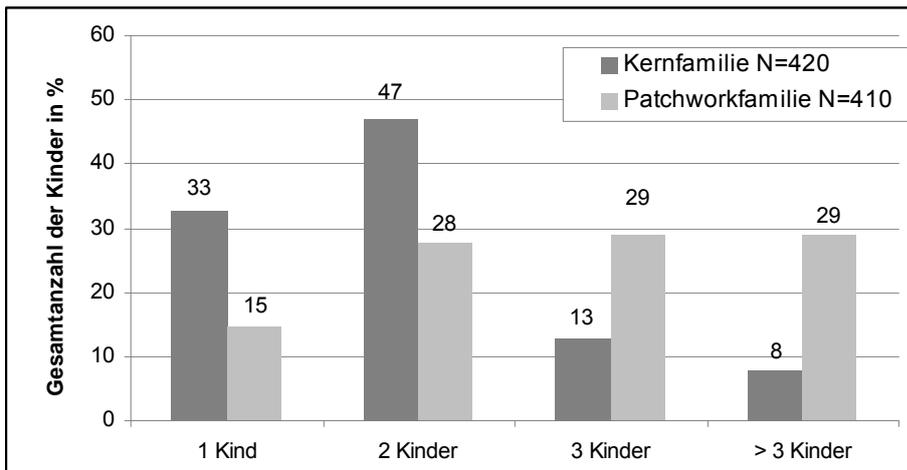
5.3.3 Anzahl und Alter der Kinder

Die Familien umfassen ein bis zehn Kinder, wobei dies nach Familienform variiert. Allerdings wurden hier alle vorhandenen Kinder erfasst, unabhängig davon, in welchem Ausmaß sie im Haushalt leben. Patchwork-Familien umfassen weit häufiger drei und mehr Kinder als Kernfamilien (Abbildung 41). Die meisten Kinder weist eine „kombinierte PWF+“ auf. Die Befragte hat sechs eigene Kinder in die Beziehung mitgebracht und der Partner zwei. Zudem sind ein gemeinsames Kind und ein Adoptiv- oder Pflegekind vorhanden. Die minimalen und maximalen und die durchschnittlichen Kinderzahlen sind der folgenden Tabelle zu entnehmen (Abbildung 40).

Abbildung 40: Durchschnittliche Kinderzahl, nach Familienform

Familienform	Anzahl der Kinder Min. bis max.	Durchschnittliche Kinderzahl	Standardabweichung
Kernfamilie	1 bis 6 Kinder	2,0	0,97
Einfache PWF	1 bis 5 Kinder	1,8	0,93
Einfache PWF+	2 bis 8 Kinder	3,0	1,11
Kombinierte PWF	2 bis 7 Kinder	3,6	1,24
Kombinierte PWF+	3 bis 10 Kinder	5,1	1,53

Abbildung 41: Gesamtanzahl der Kinder, nach Familienform



Ein Drittel der in Kernfamilien lebenden Respondierenden haben ein Kind, fast die Hälfte zwei Kinder und ein Fünftel hat drei oder mehr Kinder (Abbildung 42). Von den in den Patchwork-Familien lebenden Befragten haben 26 % ein gemeinsames Kind und 15 % zwei oder mehr gemeinsame Kinder mit dem Partner bzw. der Partnerin. Rund 60 % der Paare haben (noch) kein gemeinsames Kind. 70 % haben Kinder aus einer früheren Beziehung in die Beziehung mitgebracht; davon etwa die Hälfte ein Kind, ein Drittel zwei Kinder und ein Fünftel drei oder mehr Kinder. Von ihren Partnern oder Partnerinnen haben 45 % bzw. 42 % ein bzw. zwei Kinder und 12 % drei oder mehr Kinder aus ihren früheren Beziehungen (Abbildung 43).

Abbildung 42: Anzahl der gemeinsamen Kinder, nach Familienform

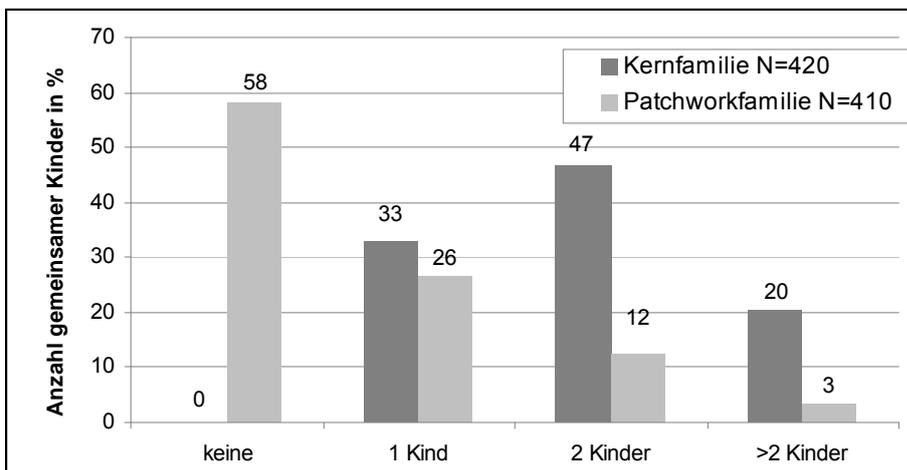
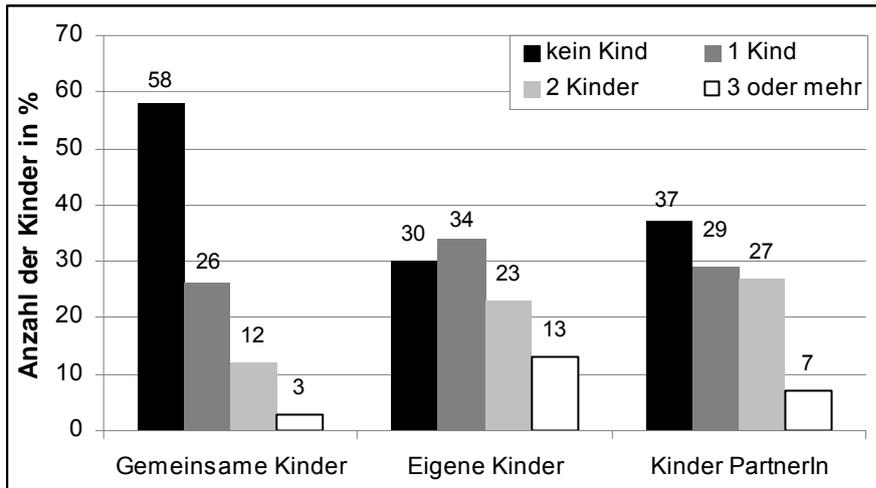


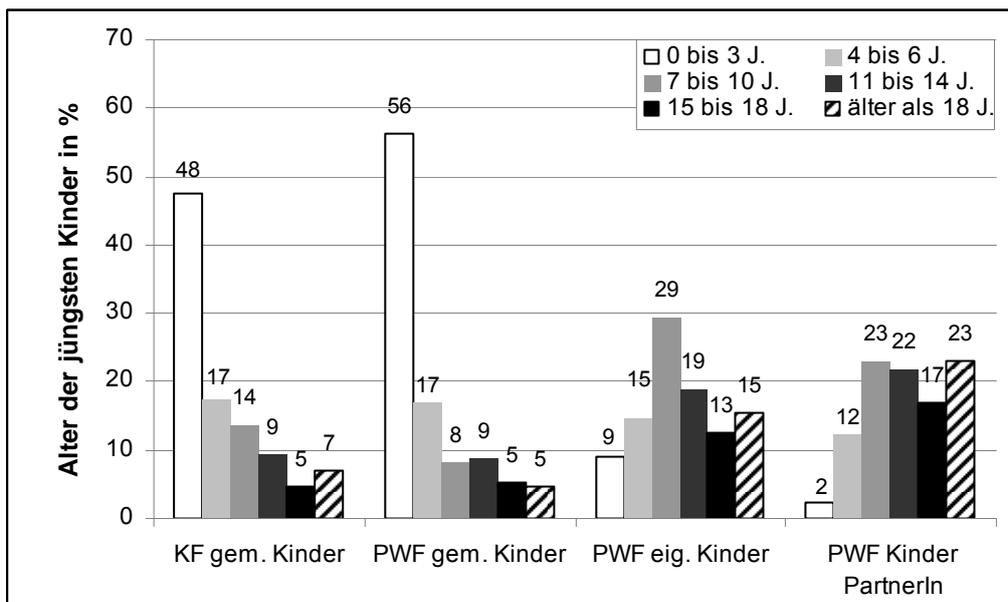
Abbildung 43: Anzahl der verschiedenen Kindertypen in den Patchwork-Familien



Die Kinder der Befragten sind zwischen 0 und 45 Jahre alt. Wie Abbildung 44 zu entnehmen ist, ist das jüngste gemeinsame Kind bei 48 % der in Kernfamilien lebenden Befragten aber maximal drei Jahre alt. Bei den Patchwork-Familien trifft dies auf 56 % der Befragten zu. 12 % in Kernfamilien gegenüber 10 % in Patchwork-Familien haben jüngste gemeinsame Kinder, die zumindest 15 Jahre alt sind.

Die Kinder aus früheren Beziehungen sind erwartungsgemäß älter. Aber bei immerhin 11 % der in Patchwork-Familien Lebenden bringt einer der beiden Partner ein Kind in die Beziehung mit, das nicht älter als drei Jahre ist. Demgegenüber stehen 38 % jüngste Kinder aus früheren Beziehungen über 18 Jahre (Abbildung 44).

Abbildung 44: Alter der jüngsten Kinder, nach Kindertyp und Familienform, kategorisiert in Prozent



In der Stichprobe, die eine Gesamtzahl von N=830 Respondierenden umfasst, konnten zu fast gleichen Teilen in Kernfamilien und in Patchwork-Familien Lebende erfasst werden. Frauen und hoch Gebildete sind stark überrepräsentiert. Aufgrund des großen Anteils an hoch Gebildeten ist das durchschnittliche Einkommen eher hoch. Das Alter der Befragten reicht von 19 bis 68 Jahre und das Alter ihrer Kinder von 0 bis 45 Jahre. Die Befragten aus Patchwork-Familien sind tendenziell etwas älter.

Die angegebenen Familiensysteme umfassen ein bis zehn Kinder. Etwa die Hälfte der jüngsten gemeinsamen Kinder ist maximal drei Jahre alt. Die jüngsten Kinder aus früheren Beziehungen sind durchschnittlich älter, aber auch von diesen ist ein Anteil von 11 % nicht älter als drei Jahre. Vier Patchwork-Familientypen wurden identifiziert, davon ist die kinderreichste Form die kombinierte PWF+ mit einer durchschnittlichen Kinderzahl von 5,1 Kindern. Die wenigsten Kinder findet man in einfachen PWF mit einer durchschnittlichen Kinderzahl von 1,8 Kindern. Zum Vergleich weisen die erfassten Kernfamilien durchschnittlich 2 Kinder auf.

In Bezug auf die Wohnumgebung verteilt sich die Stichprobe eher gleichmäßig auf städtisches und ländliches Gebiet. Jeweils 46 % der Befragten leben in Österreich und in Deutschland, die verbleibenden 8 % in der Schweiz und anderen deutschsprachigen Ländern.

5.4 Datenauswertung und -analyse

Die Daten wurden, nach SPSS exportiert, mittels deskriptiver und analytischer, signifikanzprüfender statistischer Verfahren ausgewertet und analysiert. Grafiken wurden in Excel und SPSS angefertigt. Die Ergebnisse der Hypothesenprüfung finden sich in den jeweiligen inhaltlichen Kapiteln, jeweils mit einer Zusammenfassung am Ende jeden Kapitels.

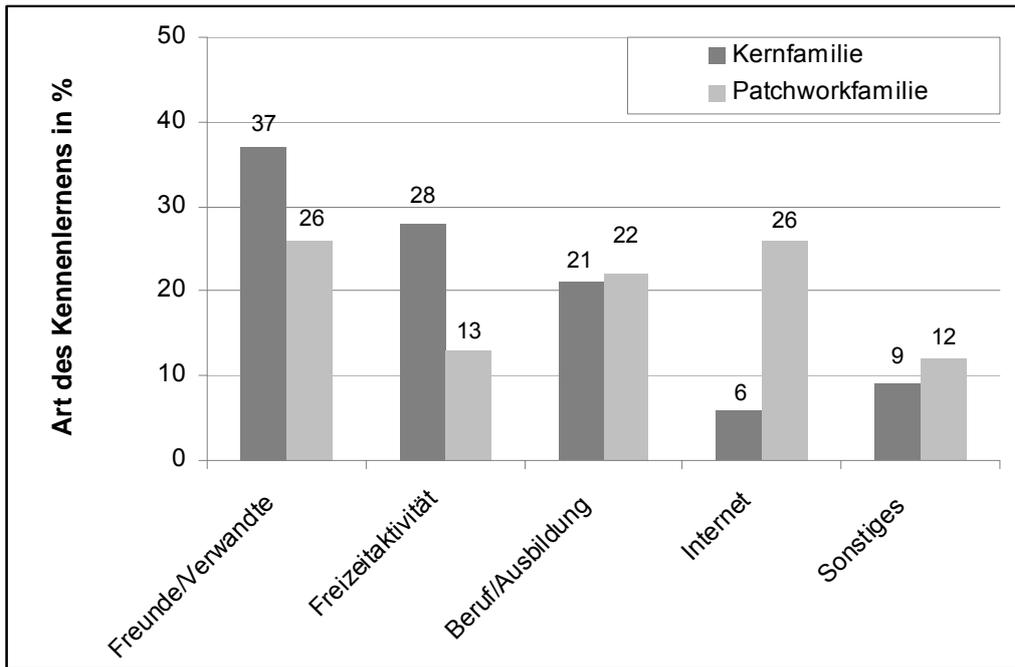
5.4.1 Partnerschaft

5.4.1.1 *Wie sich die Paare gefunden haben*

Kennengelernt haben sich insgesamt 34 % der befragten Personen über Freunde, Verwandte oder Bekannte. Auf in Kernfamilien Lebende trifft dies öfter zu (37 %) als auf die in Patchwork-Familien Lebenden (26 %). Dasselbe gilt für das Kennenlernen bei einer Freizeitaktivität (28 % vs. 13 %). Dies ist gut nachvollziehbar, denn wenn einmal ein Kind da ist, sind die Möglichkeiten, potenzielle Partnerinnen oder Partner beim Ausgehen oder sonstigen Freizeitaktivitäten kennenzulernen, eingeschränkt.

Neue Ressourcen zur Kontakthanbahnung bieten sich über das Internet an und werden auch gerne von alleinstehenden Personen mit Kindern genutzt. So finden zur Patchwork-Familiengründung Paare heute schon sehr häufig über das Internet zusammen. 26 % der Befragten in PWF haben sich auf diesem Wege kennengelernt, gegenüber nur 6 % der in Kernfamilien Lebenden. Auch der berufliche Kontext bietet – in diesem Fall für beide Familienformen gleichermaßen – für viele einen guten Rahmen, um eine Beziehung anzubahnen (Abbildung 45).

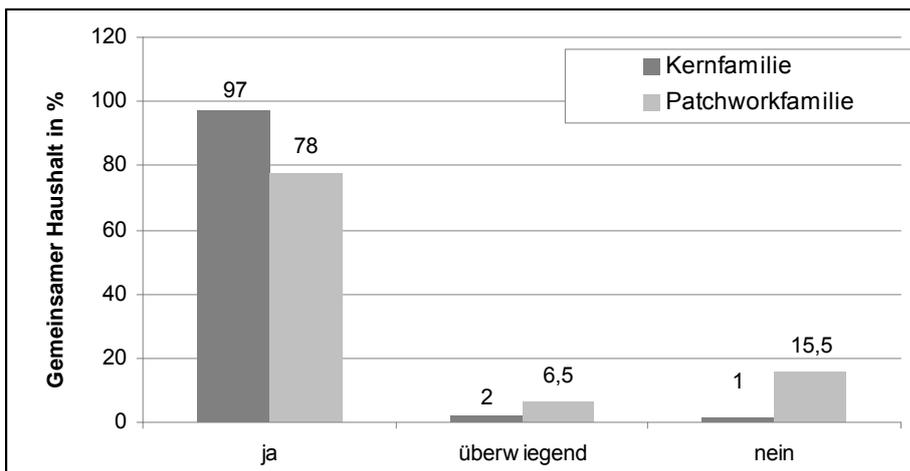
Abbildung 45: Art des Kennenlernens, nach Familienform



Formale Gestaltung der Partnerschaft

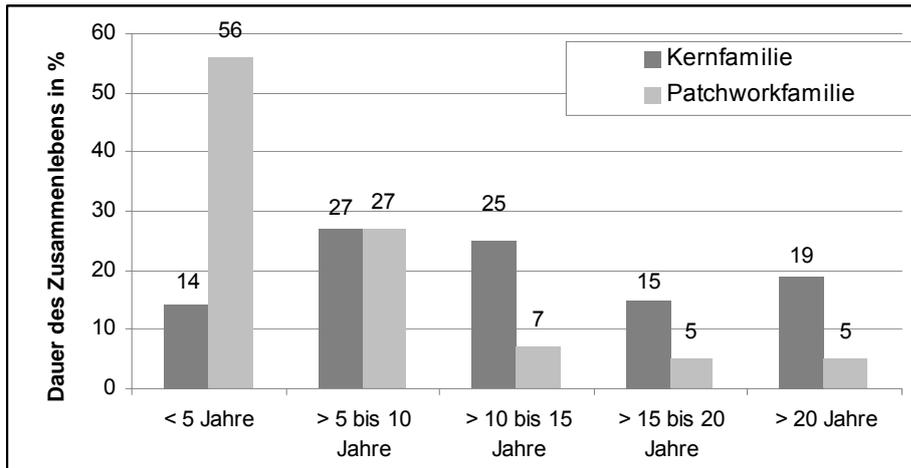
Mehr als drei Viertel (78 %) der in Patchwork-Familien Lebenden wohnen ständig in einem gemeinsamen Haushalt, 7 % überwiegend, und rund 16 % leben in getrennten Haushalten. Von den Befragten der Kernfamiliengruppe leben 97 % ständig in einem Haushalt zusammen (Abbildung 46).

Abbildung 46: Gemeinsamer Haushalt, nach Familienform



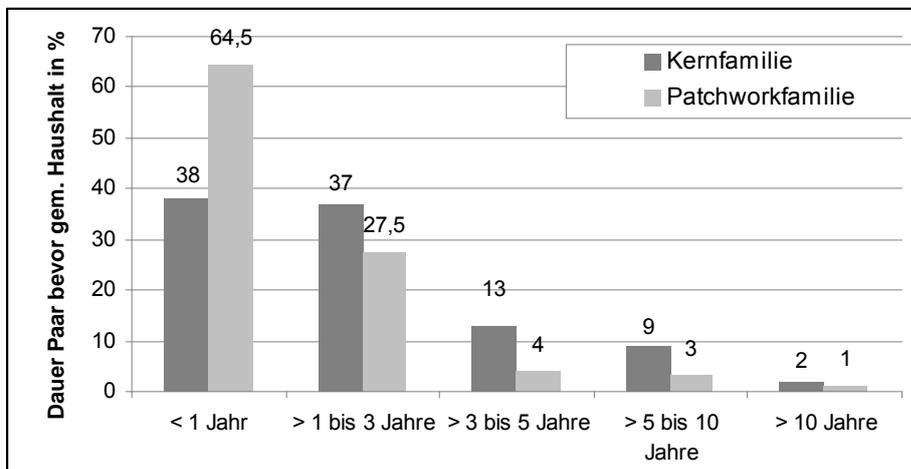
Bei mehr als der Hälfte der Befragten in Patchwork-Familien, die mit ihrem Partner bzw. ihrer Partnerin zumindest überwiegend in einem Haushalt lebt, beträgt die Dauer des Zusammenlebens erst maximal 5 Jahre. Die Dauer des Zusammenlebens der in Kernfamilien Lebenden ist signifikant länger. Mehr als die Hälfte lebt zumindest 10 Jahre zusammen; ein Fünftel sogar schon mehr als 20 Jahre (Abbildung 47).

Abbildung 47: Dauer des Zusammenlebens in einem Haushalt, nach Familienform



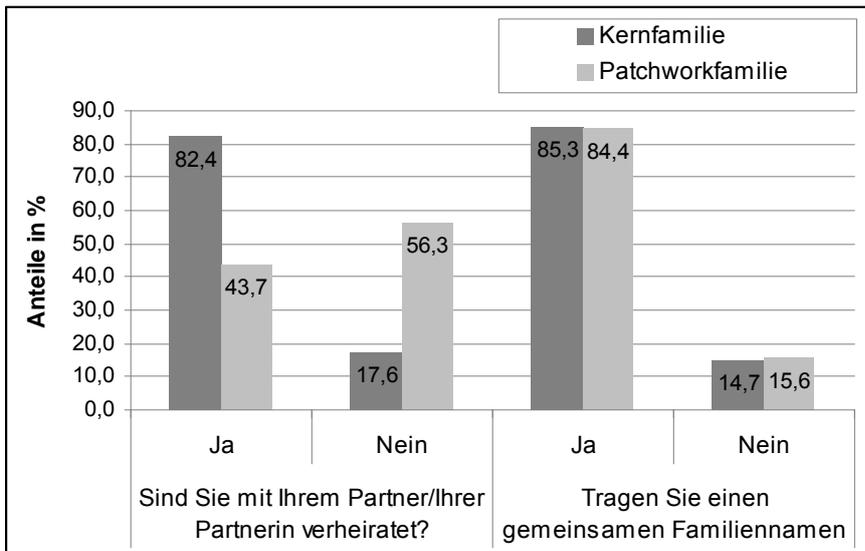
Die in Patchwork-Familien Lebenden ziehen offenbar entweder rasch oder gar nicht zusammen. Denn knapp 65 % der in Patchwork-Familien Lebenden, die zumindest überwiegend gemeinsam in einem Haushalt leben, sind bereits innerhalb des ersten Jahres zusammengezogen, weitere 27,5 % nach einem bis zu drei Jahren Beziehungsdauer. Also insgesamt 92 % der in Patchwork-Familien Lebenden, die sich einen Haushalt teilen, lebten spätestens nach drei Jahren zusammen, während dies nur auf 65 %, der in Kernfamilien lebenden Befragten zutrifft (Abbildung 48).

Abbildung 48: Dauer der Partnerschaft vor dem Zusammenziehen, nach Familienform



Verheiratet ist ein weit größerer Anteil der in Kernfamilien Lebenden (82 % vs. 44 %). Der Anteil jener, die mit der Verehelichung einen gemeinsamen Namen oder Doppelnamen angenommen haben, ist aber fast gleich groß (KF=85 % vs. PWF=84 %) (Abbildung 49). Die Annahme eines gemeinsamen Namens scheint also eher eine grundsätzliche Einstellung, unabhängig von der Familienform zu sein.

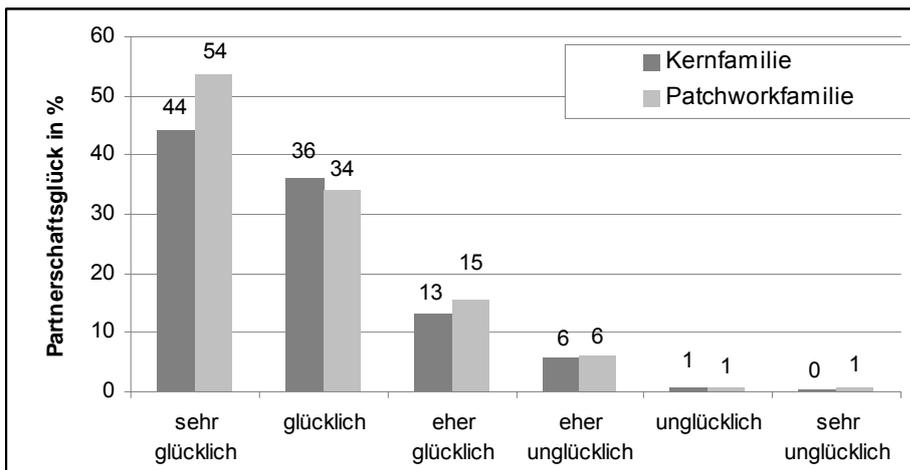
Abbildung 49: Prozentualer Anteil der Verheirateten und der Annahme eines gemeinsamen Familiennamens, nach Familienform



5.4.1.2 Partnerschaftsglück und Harmonie

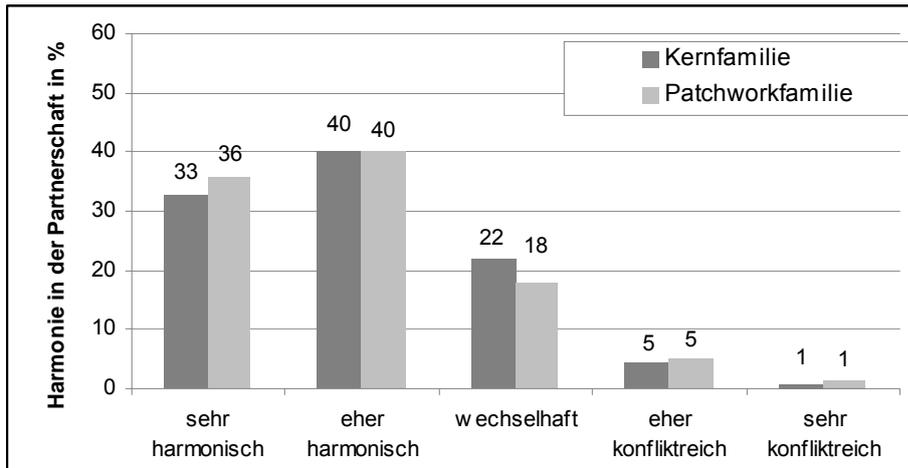
Ein weit überwiegender Teil (80 %) der Gesamtgruppe der Befragten fühlt sich mit dem Partner oder der Partnerin glücklich bis sehr glücklich. Der Anteil jener, die „sehr glücklich“ sind, ist in den Patchwork-Familien mit 54 % gegenüber 44 % in Kernfamilien zwar höher, signifikant sind die Unterschiede bezüglich des empfundenen Glücks in der Partnerschaft zwischen den Familienformen aber nicht. Eher unglücklich bis sehr unglücklich fühlen sich nur rund 7 % in beiden Familienformen (Abbildung 50).

Abbildung 50: Partnerschaftsglück, nach Familienform



Insgesamt 74 % der Befragten bezeichnen ihre Partnerschaft als harmonisch. Der Anteil der in PWF Lebenden, die ihre Beziehung als sehr harmonisch erleben, ist etwas höher. Bei den zwischen Harmonie und Konflikt wechselnden Partnerschaften überwiegen die in Kernfamilien Lebenden mit 22 % gegenüber 18 % der in PWF Lebenden. Als konfliktreich erleben etwa 6 % in beiden Familienformen ihre Partnerschaften (Abbildung 51).

Abbildung 51: Erlebte Harmonie in der Partnerschaft, nach Familienform



Zwischen Partnerschaftsglück und erlebter Harmonie der Partnerschaft besteht erwartungsgemäß ein hochsignifikanter, starker Zusammenhang ($r=0,675$; $p=0,000$). D. h. harmonische Partnerschaften werden auch als glückliche Partnerschaften empfunden bzw. Personen, die in einer konfliktreicheren Beziehung leben, sind mit der Partnerschaft auch weniger glücklich.

Zusammenfassung

Rund 85 % der in Patchwork-Familien Lebenden wohnen zumindest überwiegend in einem gemeinsamen Haushalt. Von den Befragten der Kernfamiliengruppe leben 97 % ständig in einem Haushalt zusammen. Bei mehr als der Hälfte der Befragten in Patchwork-Familien beträgt die Dauer des Zusammenlebens erst maximal 5 Jahre. Die Dauer des Zusammenlebens der in Kernfamilien Lebenden ist signifikant länger. Die Paare der Patchwork-Familien ziehen offenbar entweder relativ rasch oder gar nicht zusammen.

Verheiratet sind fast doppelt so viele in Kernfamilien lebende Paare wie in Patchwork-Familien Lebende. Der Anteil der Verheirateten, der einen gemeinsamen Namen angenommen hat, ist aber gleich groß.

Ihre Partnerschaften bezeichnen etwa 80 % der Befragten als glücklich und ein etwas geringerer Anteil als harmonisch. Unglücklich werden 6 % der Beziehungen erlebt und konfliktreich rund 7 %.

5.4.1.3 Belastungen in der Partnerschaft

Zur Überprüfung, ob es Unterschiede zwischen den Familienformen bezüglich möglicher Konfliktthemen gibt, wurden drei Blöcke von Items vorgegeben, in denen verschiedene Bereiche potenzieller Probleme, die in familiären Beziehungen auftreten können, abgefragt wurden. Es sollte jeweils angegeben werden, wie stark („gar nicht“/„schwach“/„mittel“/„stark“) die Partnerschaft in den letzten drei Monaten durch das jeweilige Thema belastet war. Der erste Block „allgemein“, beinhaltete acht Items und befasste sich mit allgemeinen Problematiken wie Arbeitsteilung, Zeit für einander, Zeit für sich selbst und die Familie, räumliche Rückzugsmöglichkeiten sowie finanzielle und berufliche Probleme. Der zweite Block „Kind“ bestand aus sechs Items mit kindbezogenen Problemen, wie Konflikte mit dem Kind und der Kinder untereinander und Problemverhalten des Kindes. Der dritte Block „Beziehung“ enthielt

ebenfalls sechs Items, die potenzielle Problematiken des Paares, wie Treue, Zuwendung, Sexualität und Verbindlichkeit erhoben.

Das Thema „Zeitmangel“ belastet Partnerschaften am stärksten. So wurde am häufigsten als belastend für die Beziehung „zu wenig Zeit als Paar“ und „zu wenig Zeit für sich selbst“ genannt. Auch Zeit für Freizeitaktivitäten mit dem Partner bzw. der Partnerin und Kindern kommt bei vielen offenbar zu kurz. An zweiter Stelle stehen Beziehungsprobleme wie sexuelle Unzufriedenheit oder Probleme, mangelnde Zuwendung und mangelnde Gesprächsbereitschaft. Weiterhin sorgt die zu geringe Beteiligung an der familialen Arbeit häufig für potenziellen Zündstoff in der Partnerschaft. Eher selten hingegen scheinen Eifersucht und Treue ein Belastungsaspekt der Partnerschaft zu sein. Die Kinder betreffende partnerschaftliche Belastungsaspekte sind vor allem verschiedene Ansichten zur Erziehung und Fehlverhalten der Kinder. Aber auch Konflikte des Partners oder der Partnerin mit dem Kind und eigene Konflikte mit dem Kind werden häufig als belastend für die Partnerschaft empfunden.

Abbildung 52: Belastung der Partnerschaft durch allgemeine Probleme

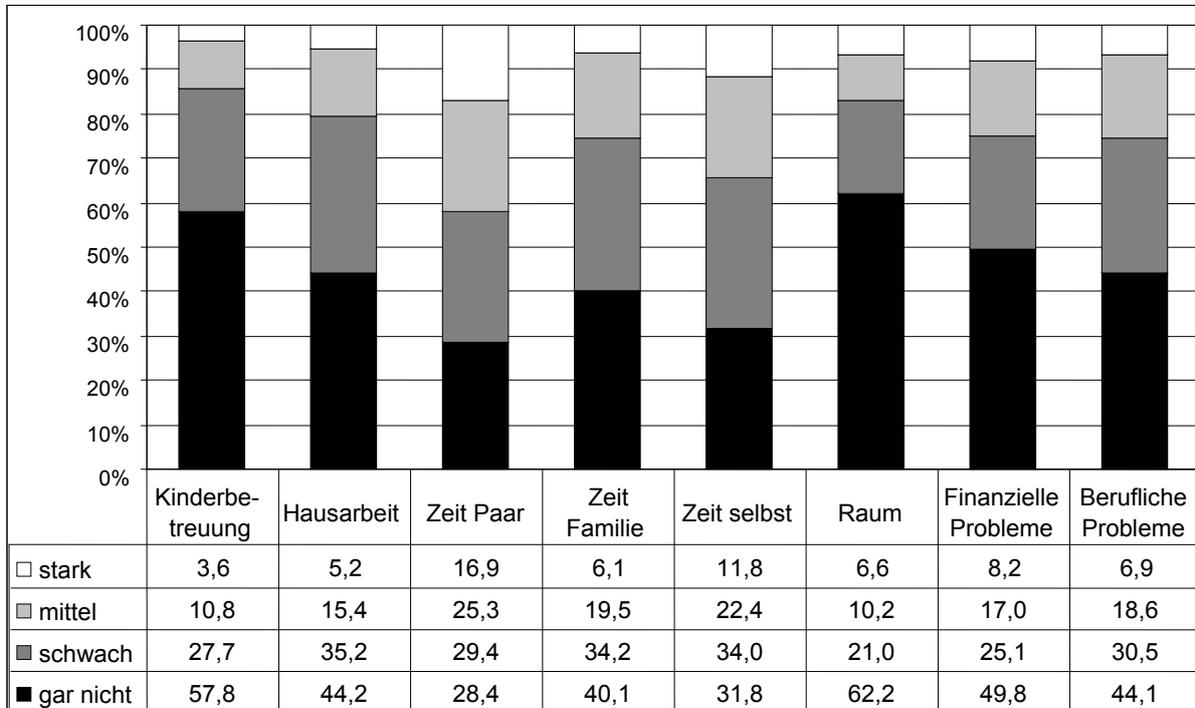


Abbildung 53: Belastung der Partnerschaft durch Probleme das Kind/die Kinder betreffend

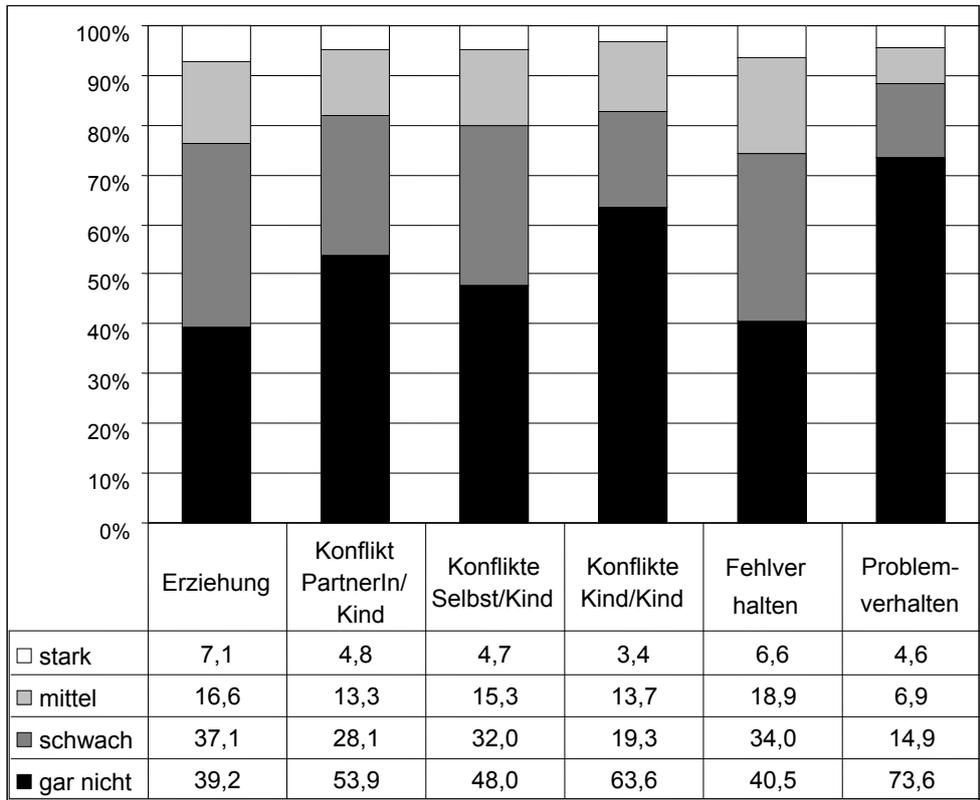
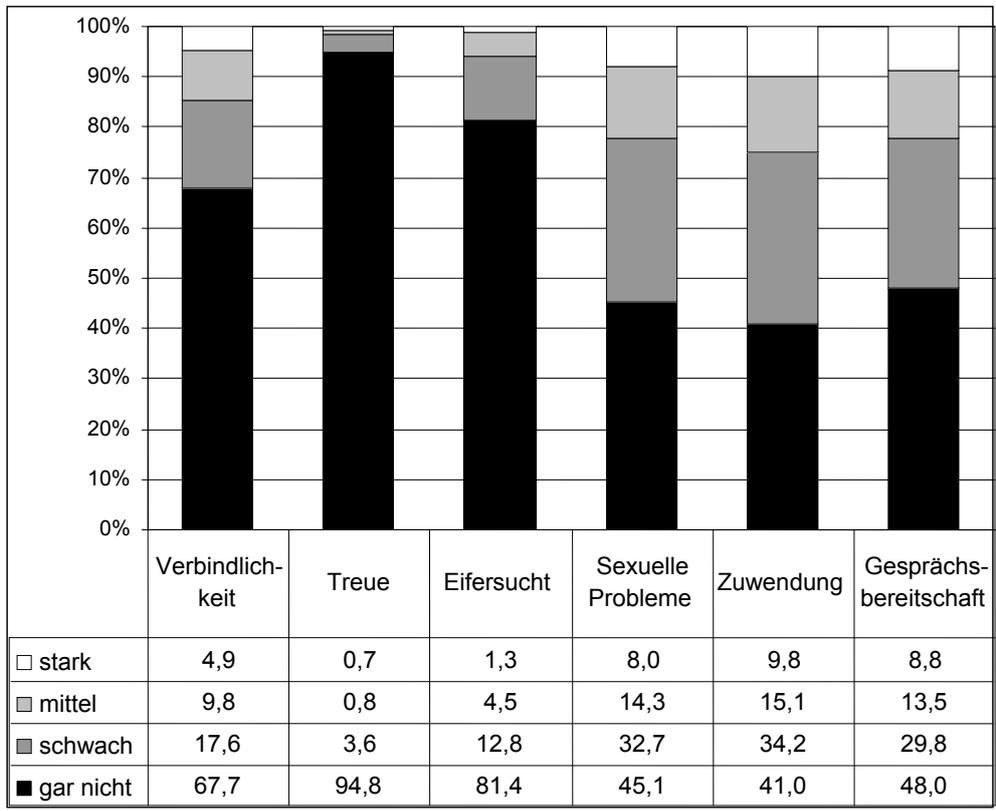


Abbildung 54: Belastung der Partnerschaft durch Beziehungsprobleme



Mittels Kolmogorov-Smirnov Z-Tests⁴¹ wurden im nächsten Schritt die Familienformen auf Unterschiede geprüft.

Es finden sich in der ersten Gruppe signifikante Unterschiede für die Items „zu wenig Beteiligung an der Kinderbetreuung“, „zu wenig Beteiligung an der Haushaltsarbeit“, „zu wenig Zeit für sich selbst“ und bei den „finanziellen Problemen“ (Tabelle 27).

In der zweiten Gruppe unterscheiden sich die Familienformen bezüglich aller Items, bis auf „Konflikte zwischen den Kindern“ signifikant (Tabelle 28) und in der dritten Gruppe die Problematiken „Eifersucht“, Sexuelle Unzufriedenheit/Probleme“, „Mangel an Zuwendung“ und „Mangel an Gesprächsbereitschaft“ (Tabelle 29).

Tabelle 27: Ergebnisse der Signifikanzprüfung der Unterschiede zwischen den Familienformen bezüglich der Items „Allgemeine partnerschaftliche Belastung“

Test Statistics^a

		Betreuung der Kinder	Haus-haltsarbeit	Zeit Paar	Zeit Familie	Raum	Zeit selbst	Finanz. Probleme	Berufl. Probleme
Most , Extreme Differences	Absolute	,106	,119	,079	,051	,057	,104	,140	,023
	Positive	,006	,000	,023	,033	,057	,000	,140	,023
	Negative	-,106	-,119	-,079	-,051	,000	-,104	,000	,000
Kolmogorov-Smirnov Z		1,520	1,716	1,140	,729	,822	1,499	2,014	,331
Asymp. Sig. (2-tailed)		,020	,006	,149	,662	,508	,022	,001	1,000

a. Grouping Variable: Familienform Kernfamilie/Patchwork-Familie

Tabelle 28: Ergebnisse der Signifikanzprüfung der Unterschiede zwischen den Familienformen bezüglich der Items „Kindbezogene partnerschaftliche Belastung“

Test Statistics^a

		Erziehung	Konflikte Partn./Kind	Konflikte Selbst/Kind	Konflikte Kind Kind	Fehlverhalten	Problem-verhalten
Most Extreme Differences	Absolute	,100	,115	,101	,014	,111	,192
	Positive	,100	,115	,101	,014	,111	,192
	Negative	,000	,000	,000	,000	,000	,000
Kolmogorov-Smirnov Z		1,436	1,660	1,458	,196	1,595	2,764
Asymp. Sig. (2-tailed)		,032	,008	,028	1,000	,012	,000

a. Grouping Variable: Familienform Kernfamilie/Patchwork-Familie

41 Dabei handelt es sich um ein parameterfreies Verfahren zur Signifikanzprüfung von Unterschieden zwischen zwei Gruppen bei einer ordinalskalierten Zielvariable.

Tabelle 29: Ergebnisse der Signifikanzprüfung der Unterschiede zwischen den Familienformen bezüglich der Items „Partnerschaftliche Belastung durch Beziehungsprobleme“

Test Statistics^a

		Verbindlichkeit	Untreue	Eifersucht	Sexuelle Probleme	Mangelnde Zuwendung	Gesprächsbereitschaft
Most Extreme Differences	Absolute	,085	,008	,135	,141	,145	,103
	Positive	,085	,008	,135	,000	,005	,009
	Negative	,000	,000	,000	-,141	-,145	-,103
Kolmogorov-Smirnov Z		1,223	,122	1,939	2,031	2,086	1,486
Asymp. Sig. (2-tailed)		,100	1,000	,001	,001	,000	,024

a. Grouping Variable: Familienform Kernfamilie/Patchwork-Familie

Mittels ordinaler Regressionsanalysen⁴² wurde im nächsten Schritt geprüft, inwieweit die gefundenen Unterschiede durch die Familienform oder andere Faktoren wie Bildung, Geschlecht, Anzahl der Kinder und Alter des jüngsten Kindes bzw. Beziehungsdauer erklärt werden können. Die Ergebnisse finden sich in den nachfolgenden Kapiteln.

Allgemeine Belastungen der Partnerschaft

Die Regressionsanalyse ergibt, dass Frauen in Kernfamilien mit Kindern im Alter von bis zu 14 Jahren die zu geringe Beteiligung des Partners an der Kinderbetreuung als belastendes Thema für die Partnerschaft signifikant häufiger erleben, als andere Gruppen. Zudem ist die Wahrscheinlichkeit dafür in Kernfamilien mit drei und mehr Kindern erhöht. Ebenso sind Frauen in Kernfamilien häufiger von zu geringer Beteiligung an der Haushaltsarbeit als Partnerschaftsthema betroffen. Am stärksten betrifft dies Frauen mit Kindern bis zu sechs Jahren und Frauen mit geringer Bildung etwas stärker als Frauen mit höherer Bildung. Ist das jüngste Kind älter als sechs Jahre, nimmt die Relevanz des Themas etwas ab.

Zu wenig Zeit als Paar und zu wenig Zeit für sich selbst empfinden Personen mit Kleinkindern am häufigsten belastend. Mit zunehmendem Alter des jüngsten Kindes verringert sich diese Belastung. In beiden Fällen empfinden hiervon in Kernfamilien Lebende ihre Partnerschaft etwas häufiger belastet als in Patchwork-Familien Lebende. Zu wenig Zeit für gemeinsame familiäre Aktivitäten erleben Elternteile, unabhängig von der Familienform, mit 11 bis 14 jährigen Kindern am häufigsten als belastend für die Partnerschaft. Dies ist eher ein Thema der höher Gebildeten, die zumindest Matura haben.

Von finanziellen Belastungen berichten hingegen häufiger Personen in Patchwork-Familien mit weniger als drei Kindern. Der stärkste Zusammenhang ist hier mit der Bildung gegeben. Je höher gebildet, desto seltener tritt das Thema finanzielle Probleme als belastendes Thema für die Partnerschaft auf.

42 Die ordinale Regression ist ein multivariates Analyseverfahren für eine ordinalskalierte Zielvariable. Die unabhängigen Variablen müssen nominal- oder ordinalskaliert sein, wobei intervallskalierte Variablen als Kovariate zugelassen sind. Durch die ordinale Regressionsanalyse erhält man u. a. für jeden Respondenten und jede Respondentin die geschätzte Wahrscheinlichkeit, mit der die gegebenen Kategorien der Zielvariable gewählt werden.

Kindbezogene Belastungen der Partnerschaft

Verschiedene Ansichten zur Erziehung belasten die Partnerschaften unabhängig von Familienform, Geschlecht des oder der Befragten, Bildung und Anzahl der Kinder. Am häufigsten sind hier Familien mit Kindern im Alter von 11 bis 14 Jahren betroffen.

Auch Konflikte des Partners bzw. der Partnerin mit einem der Kinder erleben Personen mit Kindern dieser Altersgruppe häufiger. Dies ist unabhängig von der Familienform und dem Geschlecht, steht aber im Zusammenhang mit der Bildung und der Anzahl der Kinder. So sind die Partnerschaften gering Gebildeter, die mehr als ein Kind haben, häufiger betroffen. Gleiches trifft auf die Variable „eigene Konflikte mit einem der Kinder“ zu. Konflikte unter den Kindern erleben signifikant am häufigsten in Kernfamilien Lebende geringer Bildung mit jüngsten Kindern im Alter von vier bis zehn Jahren. Hier könnte der Unterschied zwischen den Familienformen dadurch gegeben sein, dass in Kernfamilien Lebende eher Kinder derselben Altersgruppe haben.

Vom Fehlverhalten eines der Kinder sehen wiederum gering Gebildete ihre Partnerschaften häufiger belastet. Am stärksten betrifft dies Partnerschaften mit Kindern im Alter von sieben bis 14 Jahren und etwas verstärkt in Patchwork-Familien Lebende. Auch massiveres Problemverhalten eines der Kinder ist häufiger ein Thema, das in Patchwork-Familien Lebende geringerer Bildung als belastend für die Partnerschaft erleben. Am häufigsten betrifft auch dies Personen mit Kindern im Alter von elf bis 14 Jahren.

Belastung der Partnerschaft durch Beziehungsprobleme

Für die multifaktorielle Analyse der Problemthemen im Beziehungsbereich wurden die Faktoren Alter und Anzahl der Kinder aus der Analyse genommen und die Beziehungsdauer im selben Haushalt als Faktor hinzugefügt.

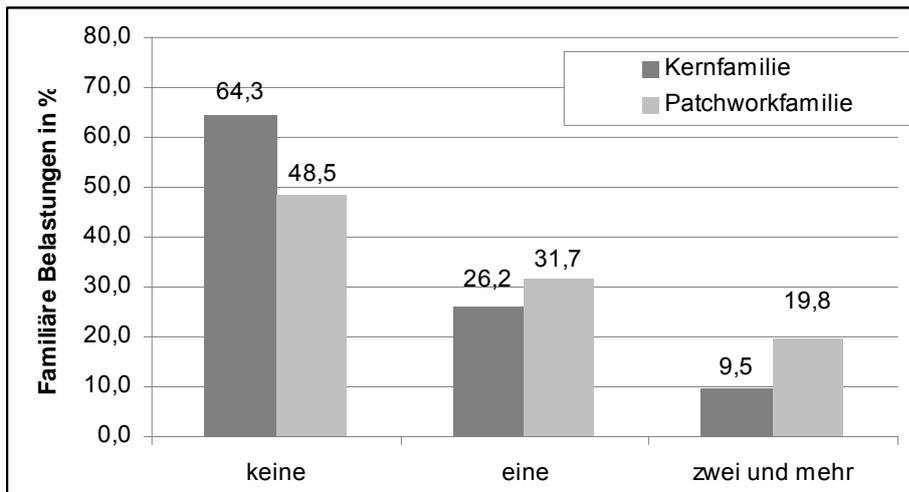
Von verschiedenen Wünschen der Verbindlichkeit der Beziehung sind vor allem gering Gebildete, unabhängig von Geschlecht, Familienform und Beziehungsdauer, betroffen. Damit einhergehend ist für diese Subgruppe Eifersucht häufiger ein Thema, dies vor allem in noch jungen Partnerschaften.

Sexuelle Probleme erleben häufiger in Kernfamilien Lebende ab der Dauer des Zusammenlebens von fünf Jahren. Am häufigsten sind Partnerschaften mit einer Beziehungsdauer von 10 bis 15 Jahren betroffen. Ein gleichlautendes Ergebnis zeigt sich für das Thema „mangelnde Zuwendung“. Von mangelnder Gesprächsbereitschaft als Belastung für die Partnerschaft berichten hingegen gering Gebildete am häufigsten, unabhängig von Geschlecht, Familienform und Beziehungsdauer.

5.4.1.4 Längerfristige familiäre Belastungen

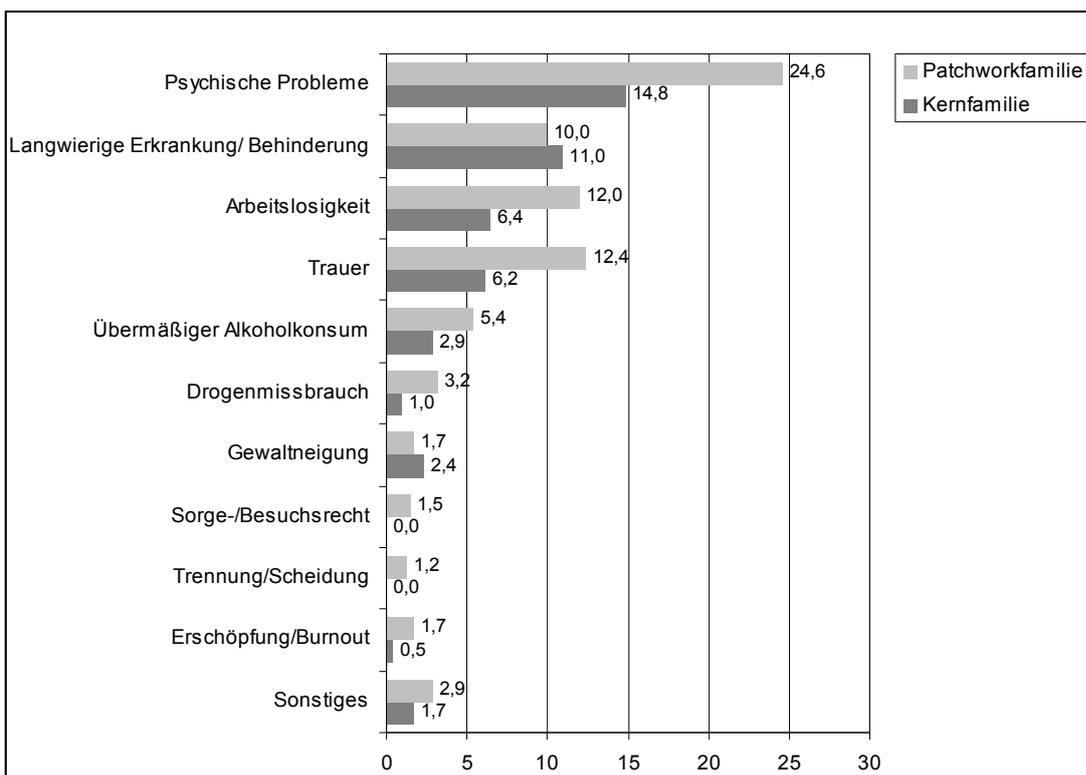
Die Familienmitglieder von Patchwork-Familien weisen eine signifikant höhere Anzahl von längerfristigen Belastungen auf. So gaben rund 20 % der in Patchwork-Familien lebenden Befragten zwei oder mehr Problematiken von Familienmitgliedern an, die sich längerfristig belastend auf das Familienklima auswirken (Abbildung 55).

Abbildung 55: Anzahl der längerfristigen familiären Belastungen, nach Familienform



Am häufigsten wurden psychische Probleme eines Familienmitglieds genannt. 25 % der in Patchwork-Familien Lebenden nannten dies als familiäre Belastung, gegenüber 15 % der in Kernfamilien Lebenden. An zweiter Stelle stehen längerfristige Behinderungen oder Erkrankungen mit jeweils rund 10 %. Arbeitslosigkeit und Trauer um einen nahen Familienangehörigen rangieren an dritter Stelle und wurden jeweils von 12 % der in Patchwork-Familien Lebenden und 6 % der in Kernfamilien Lebenden genannt. Übermäßigen Alkoholkonsum zumindest eines Familienmitglieds wurde am fünfthäufigsten genannt, wobei ebenfalls fast doppelt so viele Patchwork-Familien betroffen sind. Auch sonstiger Drogenmissbrauch ist ein häufigeres Thema in Patchwork-Familien. Die Gewaltneigung eines Familienmitglieds hingegen wurde öfter von in Kernfamilien Lebenden genannt.

Abbildung 56: Häufigkeiten der verschiedenen längerfristigen Belastungen, nach Familienform



5.4.1.5 Inanspruchnahme fachlicher Hilfen

In Patchwork-Familien Lebende sind häufiger von längerfristigen familiären Belastungen betroffen, nehmen aber auch häufiger fachliche Hilfe in Anspruch. So geben rund 55 % der in Patchwork-Familien Lebenden an, dass im Verlauf der bestehenden Partnerschaft zumindest eine fachliche Hilfe von Familienmitgliedern in Anspruch genommen wurde, gegenüber nur rund 39 %, der in Kernfamilien Lebenden

Abbildung 57 ist zu entnehmen, dass am häufigsten Einzelberatung bzw. -therapie in Anspruch genommen wurde. 31 % der in Patchwork-Familien Lebenden gegenüber 17 % der in Kernfamilien Lebenden geben dies an. Insgesamt an zweiter Stelle steht die Inanspruchnahme von Erziehungsberatung (14 % vs. 11 %). Paarberatung bzw. -therapie wurde ebenso von einem hohen Anteil in Anspruch genommen und steht an dritter Stelle (12 % vs. 8 %). Kurse, Seminare oder Workshops zum Thema Beziehung oder Erziehung wurden etwas häufiger von den Befragten der Kernfamiliengruppe genannt. Mehr als doppelt so viele in Patchwork-Familien Lebende gaben an, dass innerhalb ihrer Familie Familienberatung bzw. -therapie in Anspruch genommen wurde. 16 % der in Patchwork-Familien Lebenden gaben an, dass ein Familienmitglied im Verlauf der Partnerschaft rechtliche Hilfe in Anspruch nahm und 14 % gegenüber 11 % der in Kernfamilien Lebenden mussten ärztliche Hilfe suchen.

Abbildung 57: Anzahl der in Anspruch genommenen fachlichen Hilfen im Verlauf der Partnerschaft, nach Familienform

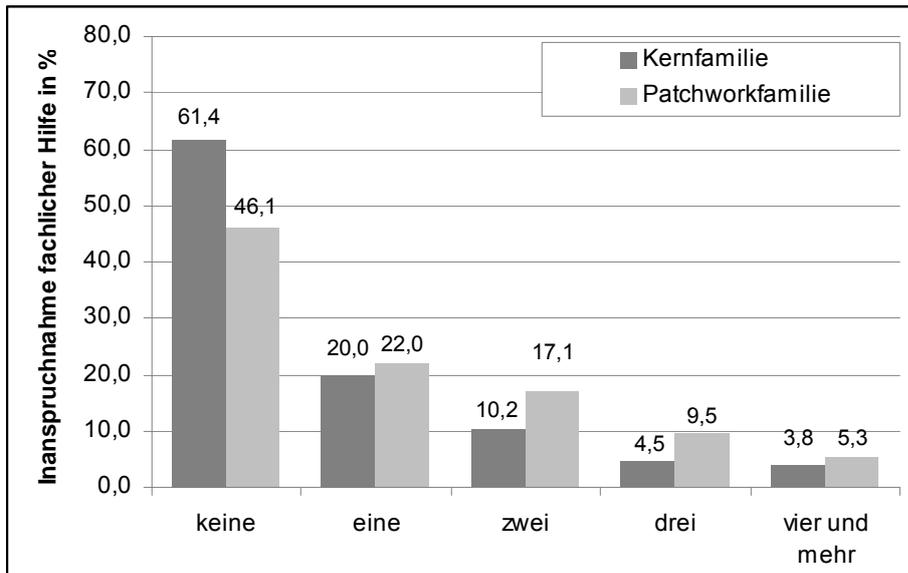
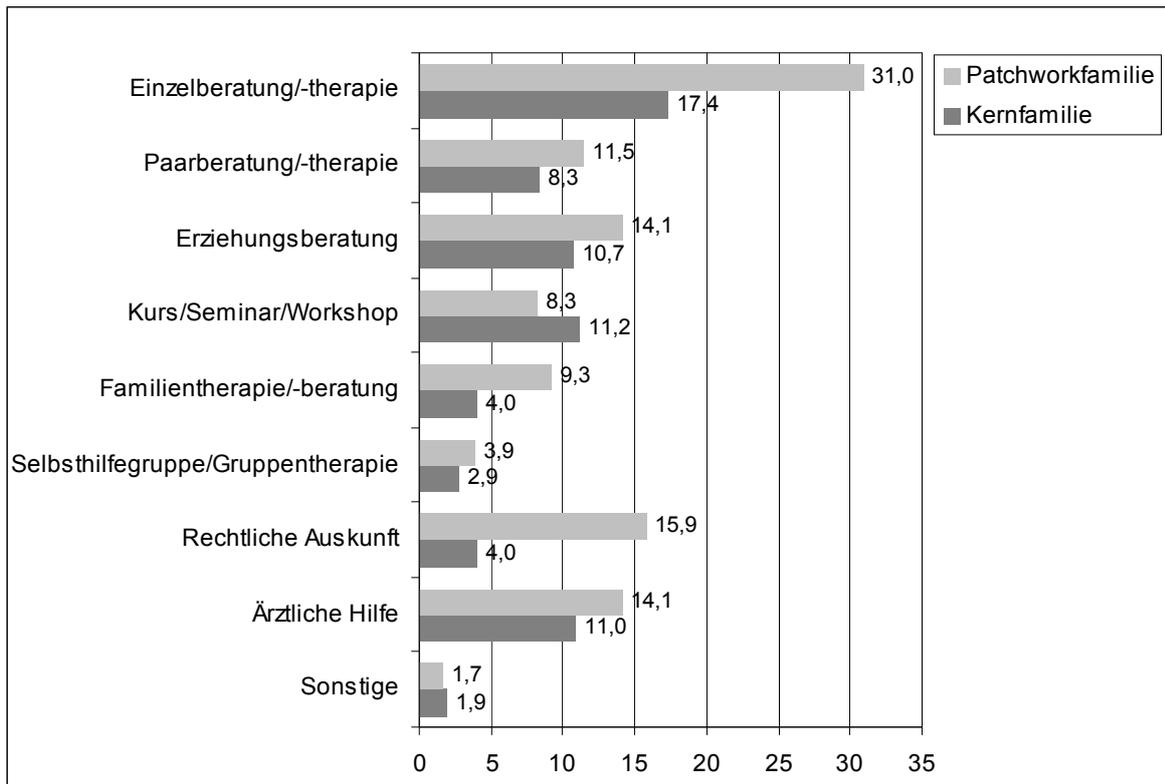


Abbildung 58: Art der in Anspruch genommenen fachlichen Hilfen im Verlauf der Partnerschaft, nach Familienform



Zusammenfassung

Am stärksten werden die Partnerschaften durch „Zeitmangel“ belastet. Hier geht es vor allem um zu wenig Zeit als Paar und für sich selbst. Betroffen sind hiervon vor allem Beziehungen mit Kleinkindern, mit zunehmendem Alter des jüngsten Kindes nimmt diese Problematik ab.

An zweiter Stelle stehen Beziehungsprobleme, wie sexuelle Unzufriedenheit oder Probleme, mangelnde Zuwendung und mangelnde Gesprächsbereitschaft. Von der mangelnden Zuwendung auch in sexueller Hinsicht sind häufiger Partnerschaften in Kernfamilien betroffen. Auch die zu geringe Beteiligung an der familialen Arbeit einer der Partner belastet Partnerschaften in Kernfamilien häufiger, vor allem Frauen mit Kindern unter sechs Jahren und Frauen geringerer Bildung geben dies an. Mangelnde Gesprächsbereitschaft ist signifikant stärker ein Thema der Bildungsfernen.

Die Kinder betreffende partnerschaftliche Belastungsaspekte sind vor allem verschiedene Ansichten zur Erziehung, Fehlverhalten der Kinder und Konflikte mit dem Kind. Hiervon sind vor allem Familien mit Kindern im Alter von 11 bis 14 Jahren betroffen und bezüglich der Konflikte mit dem Kind verstärkt Bildungsferne. Massives Problemverhalten der Kinder ist zwar ein selteneres Thema, von dem sich aber Bildungsfernere in Patchwork-Familien mit Kindern im pubertären Alter ebenfalls häufiger belastet zeigen.

Patchwork-Familien sind in höherem Ausmaß von längerfristigen familiären Belastungen betroffen als Kernfamilien und sie nehmen auch häufiger fachliche Hilfen in Anspruch, wie Einzelberatung oder -therapie. Am häufigsten werden in diesem Zusammenhang psychische Probleme genannt. Insgesamt an zweiter Stelle der längerfristigen Belastungen stehen chro-

nische Erkrankungen und Behinderungen, unabhängig von der Familienform betrifft dies jeden zehnten Befragten. Signifikant häufiger sind Patchwork-Familien von Arbeitslosigkeit und Trauer um den Verlust einer nahestehenden Person betroffen. Übermäßiger Alkoholkonsum eines Familienmitglieds wird insgesamt selten genannt, aber häufiger von in Patchwork-Familien Lebenden, so wie auch sonstiger Drogenmissbrauch.

5.4.1.6 Beziehungsstabilität

In der Literatur finden sich Hinweise, dass die Partnerschaften in Folgefamilien instabiler sind als Erstfamilien. Dies fand auch in der vorliegenden Studie Bestätigung. So berichten in Patchwork-Familien Lebende häufiger von Trennungsgedanken (42 %). Allerdings berichten auch rund 27 % der in Kernfamilien Lebenden, dass sie in den letzten sechs Monaten zumindest einmal an Trennung gedacht haben (Abbildung 59). 16 % der in Kernfamilien Lebenden sind unsicher, was den Weiterbestand der Partnerschaft betrifft, der Anteil der in Patchwork-Familien Lebenden ist hingegen mit 23 % signifikant höher (Abbildung 60). Der Anteil jener, die sich im Verlauf der Partnerschaft tatsächlich vorübergehend vom Partner getrennt haben betrifft hingegen, unabhängig von der Familienform, 16 % der Respondierenden (Abbildung 61).

Abbildung 59: Häufigkeit von Gedanken an Trennung in den letzten sechs Monaten, in Prozent

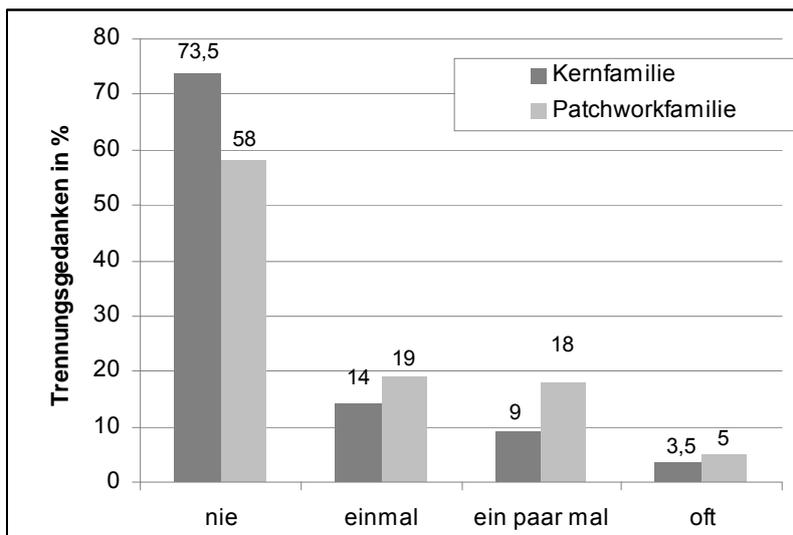


Abbildung 60: Glaube an den Bestand der Partnerschaft, in Prozent

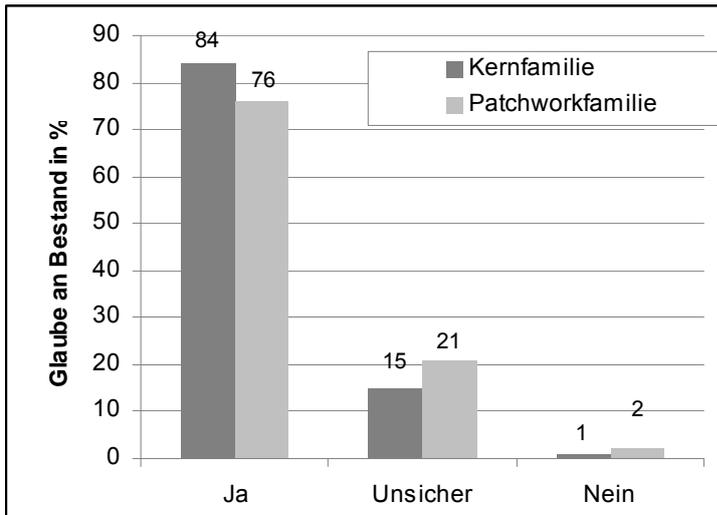
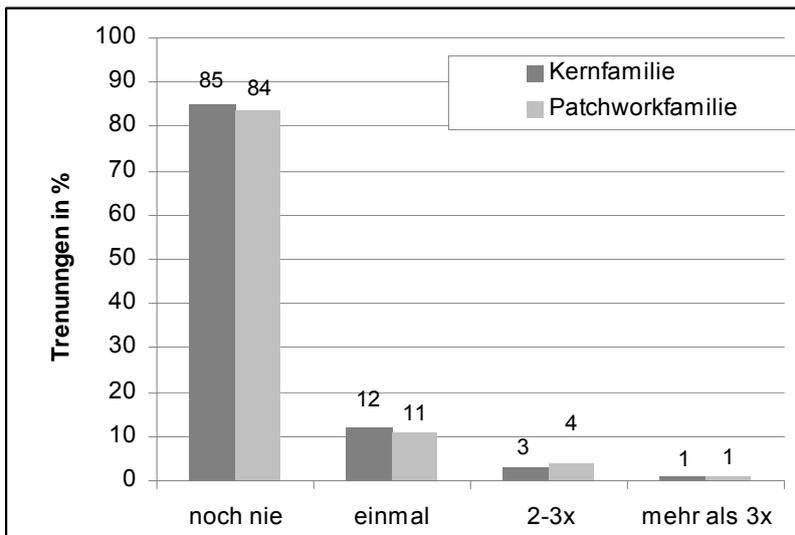


Abbildung 61: Anzahl der Trennungen im Verlauf der Partnerschaft, in Prozent



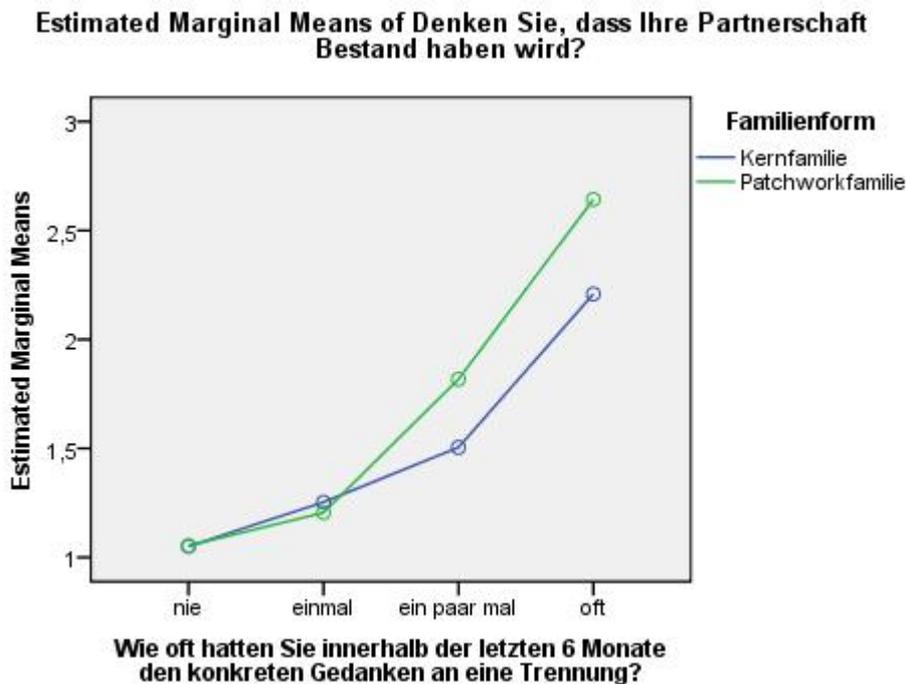
Signifikante geschlechtsspezifische Unterschiede ließen sich weder für die Häufigkeit der Trennungsgedanken, den Glauben an den Bestand der Beziehung, noch für die Anzahl der tatsächlichen vorübergehenden Trennung vom Partner finden. Für die Häufigkeit der Trennungsgedanken findet sich aber ein bildungsspezifischer Unterschied. Hochgebildete denken seltener an eine Trennung vom Partner bzw. der Partnerin.

Prüfung der Hypothese 1: Paarbeziehungen in Patchwork-Familien sind instabiler als Paarbeziehungen in Kernfamilien

Da in der vorliegenden Studie nur bestehende Beziehungen erfasst wurden, lässt sich keine Aussage über die Häufigkeit von endgültigen Trennungen treffen, sondern es lassen sich nur Tendenzen aufzeigen, die auf eine Trennungsneigung hinweisen.

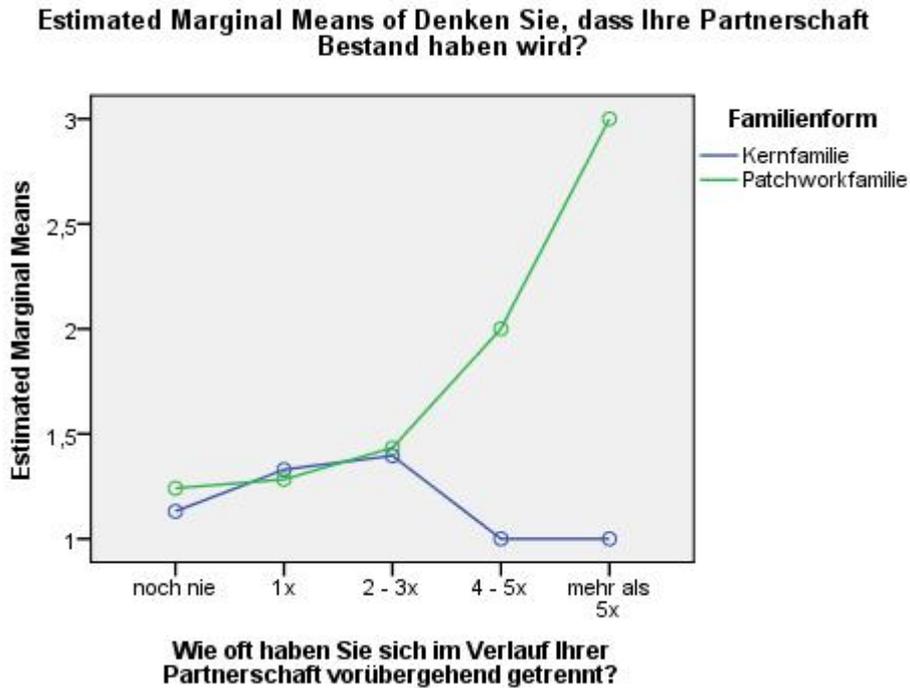
In den univariaten multifaktoriellen Varianzanalysen zur Prüfung der Hypothese 1, in der die Faktoren Familienform und Häufigkeit der Trennungsgedanken den höchsten signifikanten Einfluss zeigen, erweist sich die enge Verbindung von Trennungsgedanken und der Einstellung bezüglich des Bestands der Partnerschaft. Häufige Trennungsgedanken sind in Patchwork-Familien ein stärkerer Ausdruck des Zweifels am Bestand der Beziehung als in Kernfamilien (Abbildung 62), und für Männer trifft dies etwas stärker zu als für Frauen (ohne Abbildung). Die Bildung zeigt hier insofern Einfluss, als gering Gebildete in Patchwork-Familien stärker an dem Bestand der Beziehung zweifeln, wenn sie häufige Trennungsgedanken haben, während mit zunehmender Bildung auch bei häufigen Trennungsgedanken mehr an den Bestand der Beziehung geglaubt wird (ohne Abbildung).

Abbildung 62: Effekte von „Trennungsgedanken“ auf „Denken Sie, dass Ihre Beziehung Bestand haben wird?“, nach Familienform



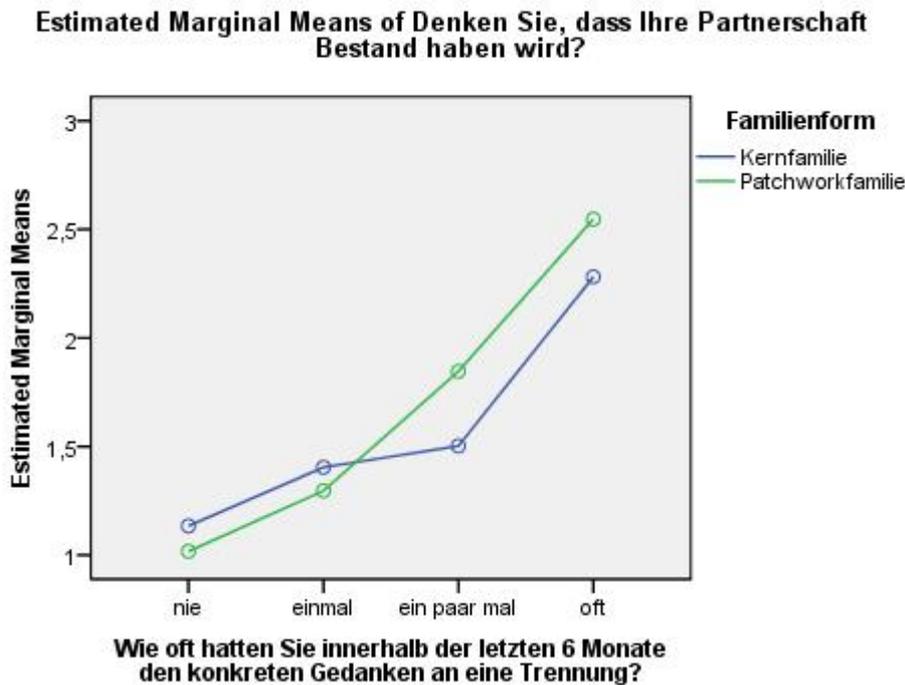
Ein noch deutlicherer Unterschied zwischen den Familienformen zeigt sich aber bezüglich des Einflusses der Häufigkeit tatsächlicher vorübergehender Trennungen vom Partner bzw. von der Partnerin auf den Glauben an den Bestand der Beziehung. So erhöhen mehr als drei Trennungen im Verlauf der Partnerschaft die negative Einstellung zum Beziehungsbestand bei in Patchwork-Familien Lebenden hoch signifikant, während bei in Kernfamilien Lebenden ein gegenteiliger Effekt entsteht (Abbildung 63). Für das Geschlecht sind die Effekte insignifikant.

Abbildung 63: Effekte von „Trennungen“ und „Familienform“ auf „Denken Sie, dass Ihre Beziehung Bestand haben wird?“



Wird aber der Einfluss von Trennungsgedanken und tatsächlicher Trennung gemeinsam in Bezug auf den Glauben an den Bestand der Beziehung untersucht, bestehen keine Unterschiede zwischen den Familienformen. Das heißt, dass auch in Kernfamilien Lebende dann massiv am Weiterbestand der Beziehung zweifeln, wenn sie bereits vorübergehende Trennungen erlebt haben und in den letzten Monaten häufige Trennungsgedanken hatten.

Abbildung 64: Effekte von „Trennungsgedanken“ und „Trennungen“ auf „Denken Sie, dass Ihre Beziehung Bestand haben wird?“, nach Familienform



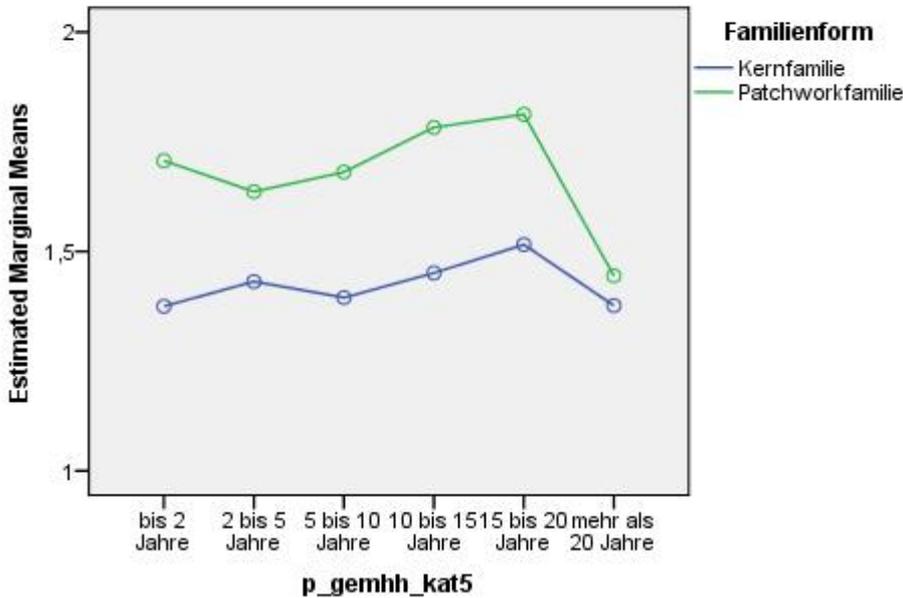
Interessant ist in diesem Zusammenhang aber die Klärung der Frage, inwiefern die bisherige Dauer der Beziehung mit Trennungsgedanken in Zusammenhang steht. Und da sich die Familienformen bezüglich ihrer bisherigen Beziehungsdauer unterscheiden, könnte es auch sein, dass sich die Angaben zu den Trennungen in den Partnerschaften der Patchwork-Familien auf einen geringeren Zeitraum beziehen. Um dies zu überprüfen, wurden weitere Varianzanalysen durchgeführt, die die Faktoren Familienform, Geschlecht und Dauer des Zusammenlebens mit einbeziehen.

Abbildung 65 zeigt, dass es signifikante Unterschiede bezüglich der Häufigkeit des Gedankens an Trennung zwischen den Familienformen gibt, aber keine signifikanten Effekte bezüglich der Dauer des Zusammenlebens bestehen. Dies bedeutet, dass in Patchwork-Familien häufiger an Trennung gedacht wird und zwar unabhängig von der bisherigen Dauer der Beziehung, wobei sich aber durchaus Tendenzen im Verlauf erkennen lassen. So scheinen sehr junge PWF instabiler zu sein. Bei einer Dauer von zwei bis fünf Jahren nehmen die Trennungsgedanken ab, um dann wieder zuzunehmen. Die Spitze erreichen sie bei einer Beziehungsdauer von 15 bis 20 Jahren Beziehungsdauer, um danach am stärksten und erstmals auf das Niveau der in Kernfamilien Lebenden abzusinken.

Auch bei den in Kernfamilien Lebenden ist das höchste Ausmaß an Trennungsgedanken bei einer Beziehungsdauer von 15 bis 20 Jahren festzustellen und sinkt danach wieder ab.

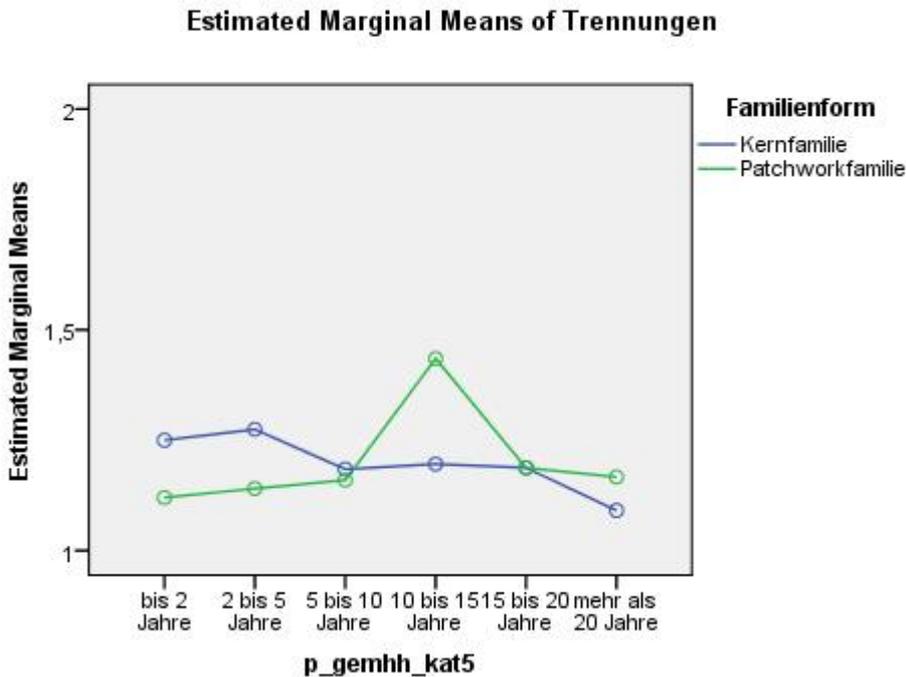
Abbildung 65: Effekte von bisheriger Beziehungsdauer und Familienform auf Trennungsgedanken in den letzten 6 Monaten

Estimated Marginal Means of Wie oft hatten Sie innerhalb der letzten 6 Monate den konkreten Gedanken an eine Trennung?



Die Anzahl der tatsächlichen vorübergehenden Trennungen sind bei in Kernfamilien Lebenden bis zur Beziehungsdauer von fünf Jahren gegenüber den in Patchwork-Familien Lebenden erhöht. Danach sinken sie ab. Bei den Patchwork-Familien zeigt sich hingegen eine Spitze an bereits erlebten vorübergehenden Trennungen vom Partner bei der Beziehungsdauer von 10 bis 15 Jahren. Möglicherweise trennen sich Paare in Patchwork-Familien zu diesem Zeitpunkt auch häufiger endgültig.

Abbildung 66: Effekte von bisheriger Beziehungsdauer und Familienform auf vorübergehende Trennungen im Verlauf der Partnerschaft



Die Hypothese 1 wurde bestätigt: Paarbeziehungen in Patchwork-Familien sind instabiler und zwar insofern, als sie häufiger von Trennungsgedanken begleitet werden und auch der Glaube an den Bestand der Beziehung unabhängig von der bisherigen Dauer der Beziehung vulnerabler ist, als dies bei Paarbeziehungen in Kernfamilien der Fall ist.

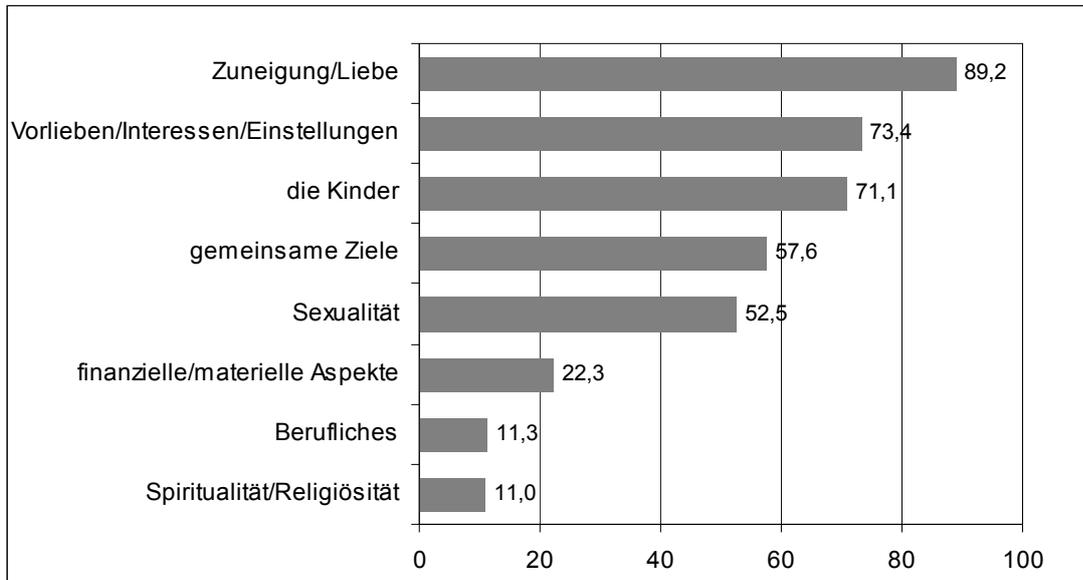
5.4.1.7 Aspekte der Verbundenheit mit dem Partner

Es wurden acht Items mit der Frage, „Welche der folgenden Aspekte verbinden Sie besonders mit Ihrem Partner/Ihrer Partnerin?“ vorgegeben. Zusätzlich bestand die Möglichkeit, unter „Sonstiges“ weitere Aspekte hinzuzufügen.

Am häufigsten wurden hier Zuneigung/Liebe von den Respondierenden genannt (rund 90 %). Etwa gleich häufig mit jeweils knapp über 70 % „gemeinsame Vorlieben/Interessen/Einstellung“ und „die Kinder“. Von über der Hälfte der Gesamtgruppe werden „gemeinsame Ziele“ und „Sexualität“ als verbindende Elemente ihrer Partnerschaft angesehen. Nur jede/r Fünfte gibt „finanzielle/materielle Aspekte“ an und jeweils nur etwa jede/r Zehnte „Berufliches“ und „Spiritualität/Religiösität“.

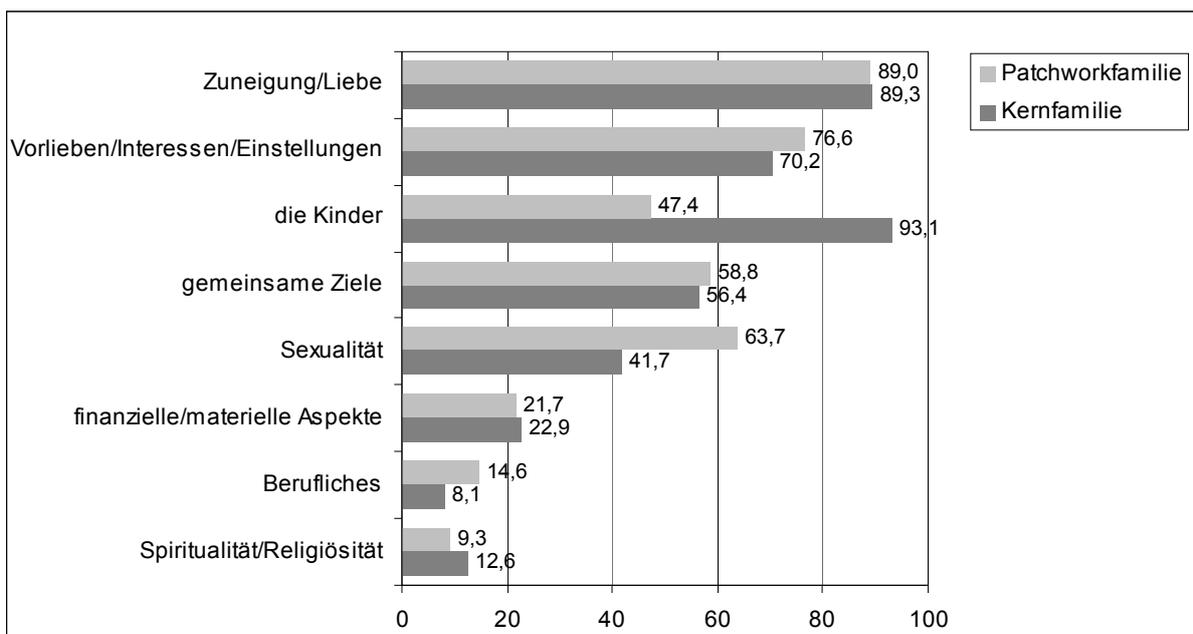
Weiterhin wurde unter Sonstiges genannt: Humor, Freundeskreis, ähnliche Erfahrungen, gemeinsame Sprache, ähnliche Werthaltungen, Staat und Politik, Verständnis, lange gemeinsame Zeit, Treue, Gespräche, Geborgenheit, Halt, Zusammengehörigkeitsgefühl, Gegenseitige Unterstützung, Respekt und ähnlicher Lebensstil.

Abbildung 67: Prozentuale Häufigkeit der Nennung der Aspekte der Verbundenheit



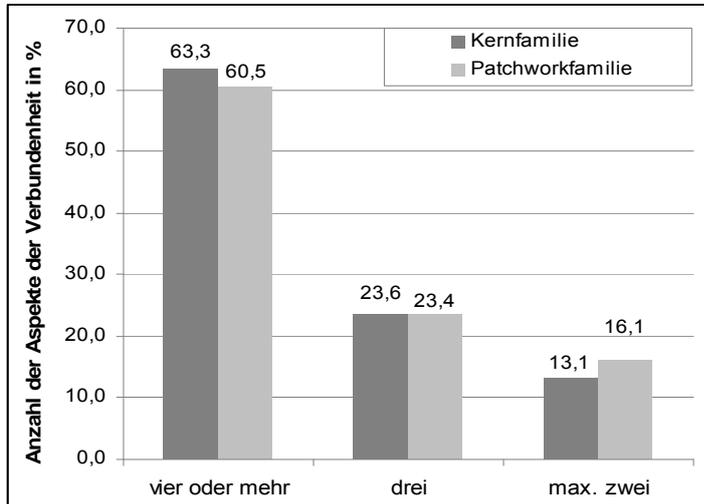
Der Vergleich der Familienformen zeigt, dass sich Paare in Patchwork-Familien viel seltener durch die Kinder verbunden fühlen – nur 50 % geben dies an – aber weit häufiger durch die gemeinsame Sexualität und auch signifikant häufiger durch gemeinsame Vorlieben/Interessen/Einstellungen und Berufliches. Durch Spiritualität/Religiösität fühlen sich signifikant häufiger in Kernfamilien Lebende mit ihrem Partner bzw. ihrer Partnerin verbunden. Geschlechtsspezifische Unterschiede gibt es nur hinsichtlich des Aspekts „Religiösität/Spiritualität“. Dies gaben signifikant mehr Männer als verbindendes Element der Partnerschaft an.

Abbildung 68: Prozentuale Häufigkeit der Nennung der Aspekte der Verbundenheit, nach Familienform



Durchschnittlich werden vier verbindende Aspekte genannt. Der Anteil jener, die maximal zwei verbindende Aspekte mit dem Partner bzw. der Partnerin nennen, ist in den Patchwork-Familien mit 16 % vs. 13 % etwas höher und der Anteil jener, die vier oder mehr nennen, um etwas geringer.

Abbildung 69: Anzahl der Aspekte der Verbundenheit mit dem Partner, nach Familienform



Die Partnerschaften in den Familienformen unterscheiden sich also nicht bezüglich der Anzahl der Aspekte, die genannt werden, aber bezüglich der Inhalte der Verbundenheit mit dem Partner. Dies könnte aber mit der unterschiedlichen bisherigen Dauer der Beziehungen in den Familienformen in Zusammenhang stehen. Daher wurden T-Tests durchgeführt.

Für Kinder, finanzielle/materielle Aspekte, gemeinsame Sexualität, Vorlieben/Interessen und gemeinsame Ziele fanden sich bezüglich der Beziehungsdauer signifikante Unterschiede. So sind die Beziehungen jener, die gemeinsame Sexualität, gemeinsame Vorlieben/Interessen/Einstellungen und gemeinsame Ziele als verbindende Aspekte mit dem Partner/der Partnerin gewählt haben, noch von signifikant kürzerer Dauer, und die bisherige Beziehungsdauer jener Personen, die finanzielle/materielle Aspekte und Kinder als verbindend für die Partnerschaft angaben, signifikant länger.

Zusammenfassung

Die Partnerschaften in den Familienformen unterscheiden sich nicht bezüglich der Anzahl der Aspekte der Verbundenheit mit dem Partner/der Partnerin, aber hinsichtlich der Inhalte der Verbundenheit. Dies steht aber auch mit der bisherigen Beziehungsdauer in Zusammenhang, die in Patchwork-Familien durchschnittlich kürzer ist als in Kernfamilien.

5.4.2 Eltern-Kind-Beziehung nach Kindertyp

Um die Beziehung zwischen leiblichen und sozialen Eltern und ihren Kindern zu erforschen, wurden Fragen gestellt betreffend

- die Zeit, die aktiv mit den Kindern verbracht wird,
- die emotionale Beziehung zum Kind,
- das Verhalten in einem Konflikt mit dem Kind,

zum jeweils jüngsten und ältesten Kind der folgenden drei Kindertypen:

- gemeinsames Kind,
- eigenes Kind aus einer früheren Beziehung,
- Kind des Partners/der Partnerin.

Zudem wurde die prozentuale Verteilung der Verantwortung für kindspezifische Bereiche innerhalb der Partnerschaft erhoben.

Für die Analyse musste das Datenfile in die Kinderperspektive transponiert werden, um im Vergleich der Kindertypen alle Kinder zu erfassen, zu denen es aufgrund des Designs des Fragebogens diesbezügliche Angaben gibt. Da die Altersspanne der erfassten „Kinder“ 0 bis 45 Jahre beträgt, wurden nur Kinder bis einschließlich 18 Jahren im Datensatz belassen, um die Angaben vergleichbar zu machen. Es ergibt sich eine Stichprobe von 1451 Kindern im Alter von 0 bis 18 Jahren. Diese setzt sich differenziert nach Kindertyp folgendermaßen zusammen:

- 838 gemeinsame Kindern (davon 218 Kinder in Patchwork-Familien),
- 393 eigene Kinder aus früheren Beziehungen,
- 274 Kinder des Partners bzw. der Partnerin.

Die gemeinsamen Kinder sind durchschnittlich am jüngsten und die Partnerkinder am ältesten. So sind die gemeinsamen Kinder überwiegend bis sechs Jahre alt (63 %), gegenüber nur 24 % eigenen Kinder und nur 14 % Partnerkindern in dieser Altersgruppe (Abbildung 70). Die befragten Elternteile der gemeinsamen Kinder sind zu einem höheren Anteil männlich (17 % vs. 12 % bzw. 13 %) und höher gebildet

Abbildung 70: Alter der Kinder (kategorisiert) nach Kindertyp, in Prozent

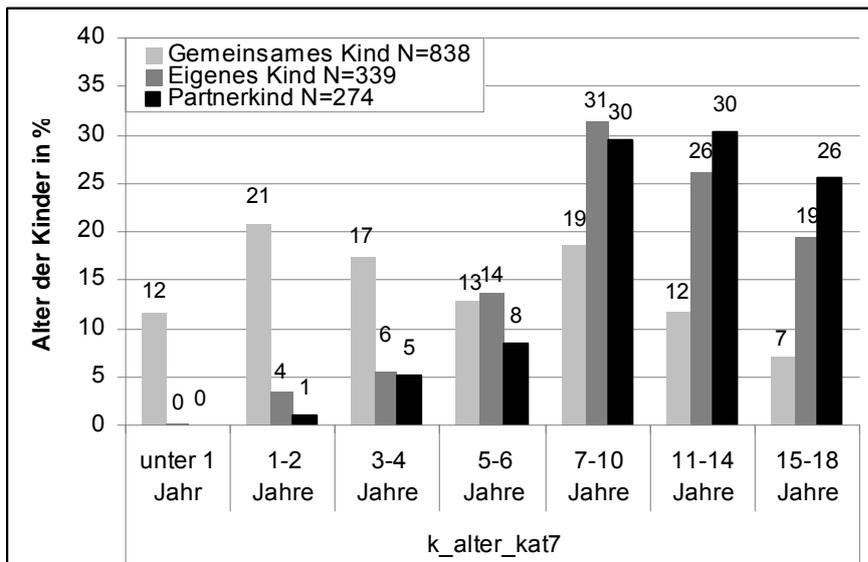
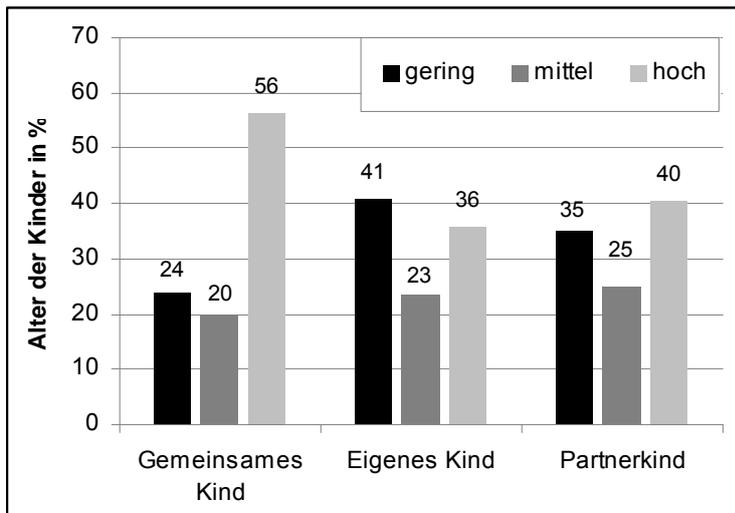


Abbildung 71: Bildung des befragten Elternteils



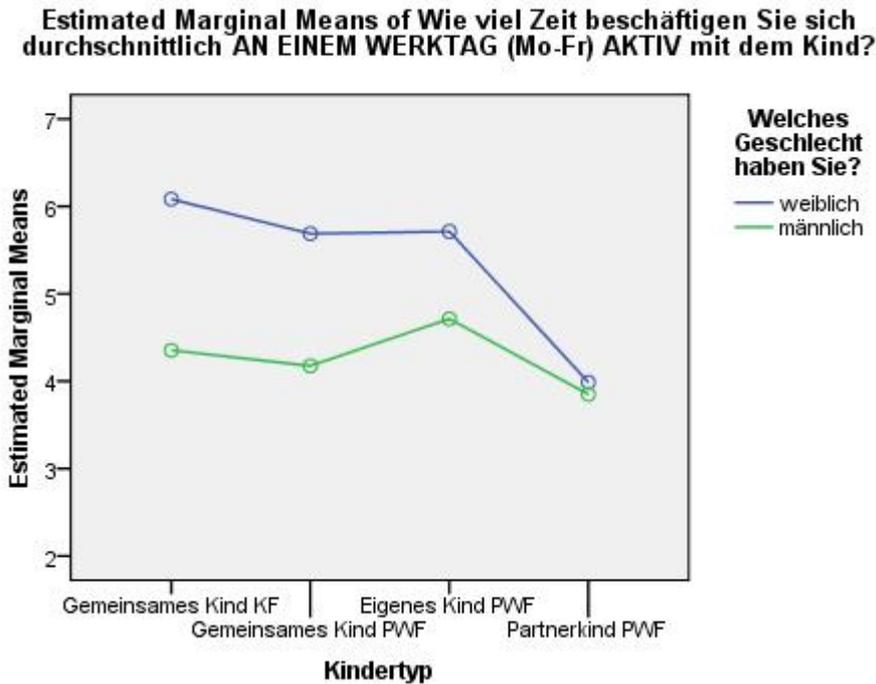
5.4.2.1 Aktive Zeit mit dem Kind

Die aktive Zeit, die mit den Kindern verbracht wird, steht komplex mit den Faktoren Geschlecht des Elternteils, Alter des Kindes und Kindertyp in Zusammenhang. Zudem sind die Angaben mittels eines Fragebogens nicht sehr differenziert möglich, so dass es wenig Sinn macht, absolute Aussagen über das genaue Zeitausmaß zu treffen oder deskriptive Verfahren anzuwenden. Daher wird auf die Darstellung von Häufigkeitstabellen verzichtet und direkt zu den Hypothesenprüfungen übergegangen, die mittels multifaktorieller Verfahren durchgeführt wurden.

Prüfung der Hypothese 2: Eltern verbringen mit den leiblichen Kindern mehr Zeit aktiv, als mit den sozialen Kindern

Um die Zeit, die die Befragten mit einem Kind an einem Werktag üblicherweise aktiv verbringen, hinsichtlich verschiedener relevanter Faktoren zu analysieren, wurde eine univariate mehrfaktorielle Varianzanalyse durchgeführt. In die Analyse wurden die Faktoren Kindertyp, Alter des Kindes, Bildung und Geschlecht des bzw. der Befragten mit einbezogen. Abbildung 72 zeigt, dass signifikante Unterschiede bezüglich des zeitlichen Engagements der Frauen zwischen ihren leiblichen und sozialen Kindern bestehen, während bei den Männern – die durchschnittlich weit weniger Zeit mit den Kindern aktiv verbringen als die Frauen – diesbezüglich kein signifikanter Unterschied existiert. Das bedeutet, dass die Väter mit ihren leiblichen Kindern signifikant weniger Zeit verbringen als die Mütter, aber mit den Partnerkindern verbringen soziale Väter und Mütter gleich viel Zeit. Tendenziell am meisten Zeit verbringen Patchwork-Väter aber mit ihren leiblichen Kindern aus einer früheren Beziehung. Signifikante Bildungsunterschiede konnten nicht festgestellt werden.

Abbildung 72: Effekte von Kindertyp und Geschlecht der/des Befragten auf das Ausmaß der Zeit, die aktiv an einem Werktag mit dem Kind verbracht wird (in Kategorien)



Anm.: Kategorien „aktive Zeit“: 0=keine Zeit, 1=¼ Std., 2=¼-½ Std., 3=½ -1 Std., 4=1-1½ Std., 5=1½-2 Std., 6=2-3 Std., 7=3-4 Std., 8=4-6 Std., 9=6-8 Std., 10=mehr als 8 Std.

Dass Väter mit ihren leiblichen Kindern aus einer früheren Beziehung am meisten Zeit verbringen, überrascht etwas, denn 75 % der Männer geben an, dass ihre Kinder aus einer früheren Beziehung überwiegend oder ständig bei der Kindesmutter leben und umgekehrt geben 70 % der Frauen an, dass ihre Kinder aus einer früheren Beziehung ständig in ihrem Haushalt leben (Abbildung 73). Auch von jenen Frauen, die angeben, dass ihr Kind überwiegend im Haushalt des Kindesvaters lebt, hat die Mehrheit ihr Kind etwa ein Drittel der Zeit bei sich, während bei den Männern der Kontakt zu den Kindern überwiegend seltener ist (Abbildung 74). Möglicherweise verbringen aber die Väter die Zeit mit ihren Kindern, die nur einen Teil der Zeit bei ihnen sind, sehr bewusst.

Wie auch immer, der Umstand, dass die Kinder nach einer Trennung ihrer leiblichen Eltern meist überwiegend oder sogar ausschließlich bei ihren leiblichen Müttern im Haushalt leben, bedeutet, dass die sozialen Väter mit den Kindern der Partnerin im Alltag meist stärker konfrontiert sind, als die sozialen Mütter mit den Kindern ihres Partners. Oder umgekehrt aus der Perspektive der Kinder betrachtet, ist es meist Lebensrealität der Patchwork-Kinder, dass sie überwiegend bei ihrer leiblichen Mutter mit deren Partner leben und zu einem weit geringeren Ausmaß bei ihrem leiblichen Vater mit deren Partnerin.

Abbildung 73: Ausmaß der Zeit, die das jüngste Kind aus einer früheren Beziehung im eigenen Haushalt lebt, nach Geschlecht der Befragten

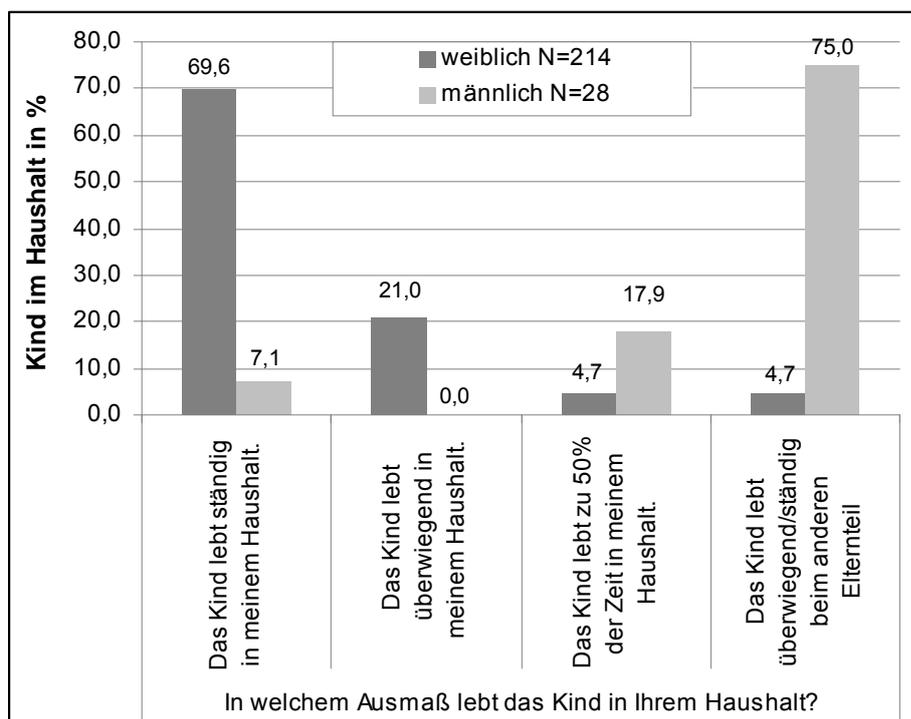
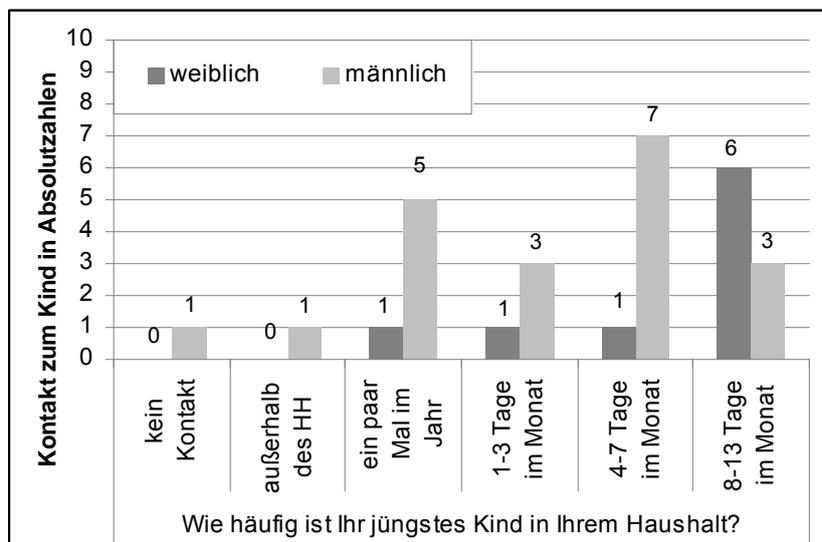


Abbildung 75: Kontaktform und -häufigkeit mit dem jüngsten Kind aus einer früheren Beziehung, das überwiegend/ständig im Haushalt des anderen Elternteils lebt, nach Geschlecht der Befragten



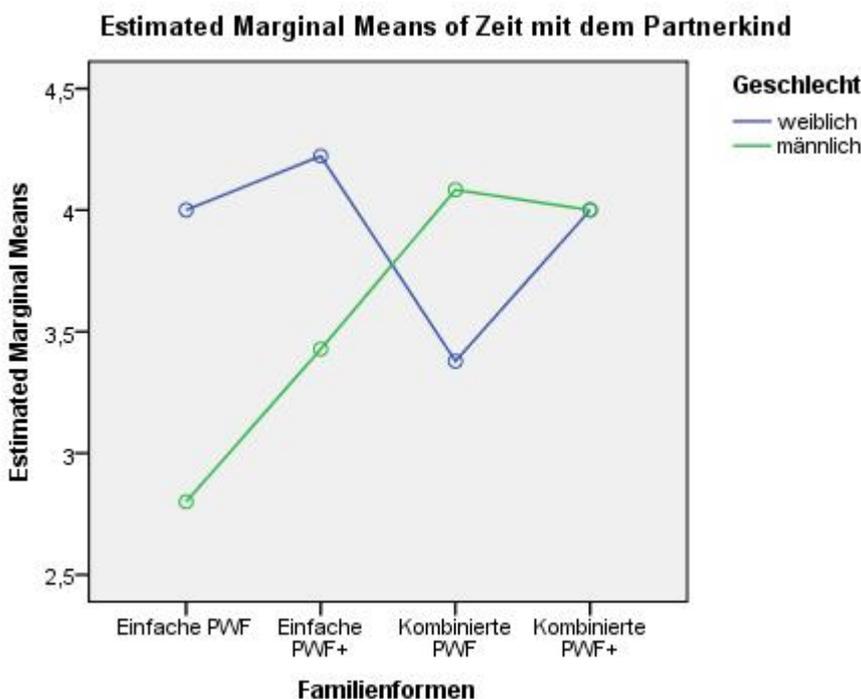
Die Hypothese 2 wurde nur für die Mütter bestätigt: Mütter verbringen mit ihren leiblichen Kindern mehr Zeit aktiv, als mit ihren sozialen Kindern. Auf die Väter trifft dies nicht zu. Diese verbringen mit den Kindern signifikant weniger Zeit als die Mütter, machen aber zwischen leiblichen und sozialen Kindern diesbezüglich kaum Unterschiede.

Prüfung der Hypothese 3: Soziale Elternteile verbringen mehr Zeit mit dem Partnerkind, wenn sie auch ein gemeinsames Kind mit diesem haben und weniger, wenn sie ein eigenes Kind in die Beziehung mitbringen.

Diese Hypothese wurde mit einer univariaten zweifaktoriellen Varianzanalyse nur für die Stichprobe der Partnerkinder geprüft. Das Modell ist nicht signifikant, vermutlich weil die Subgruppen bereits sehr klein sind. Tendenziell zeigt sich aber, dass die Hypothese für Frauen zutrifft. Sie investieren mehr Zeit in die Partnerkinder, wenn sie ein gemeinsames Kind mit dem Partner haben und weniger, wenn sie ein eigenes Kind in die Beziehung mitbringen und kein gemeinsames Kind haben.

Bei den Männern zeigt sich in den einfachen Patchwork-Familien ein Anstieg des zeitlichen Engagements für das Partnerkind, wenn auch ein gemeinsames Kind vorhanden ist. Aber in den kombinierten PWF verbringen die Männer am meisten Zeit mit den sozialen Kindern, gleich ob ein gemeinsames Kind vorhanden ist oder nicht.

Abbildung 75: Effekte von PWF-Form und Geschlecht des/der Befragten auf die aktive Zeit mit dem Partnerkind



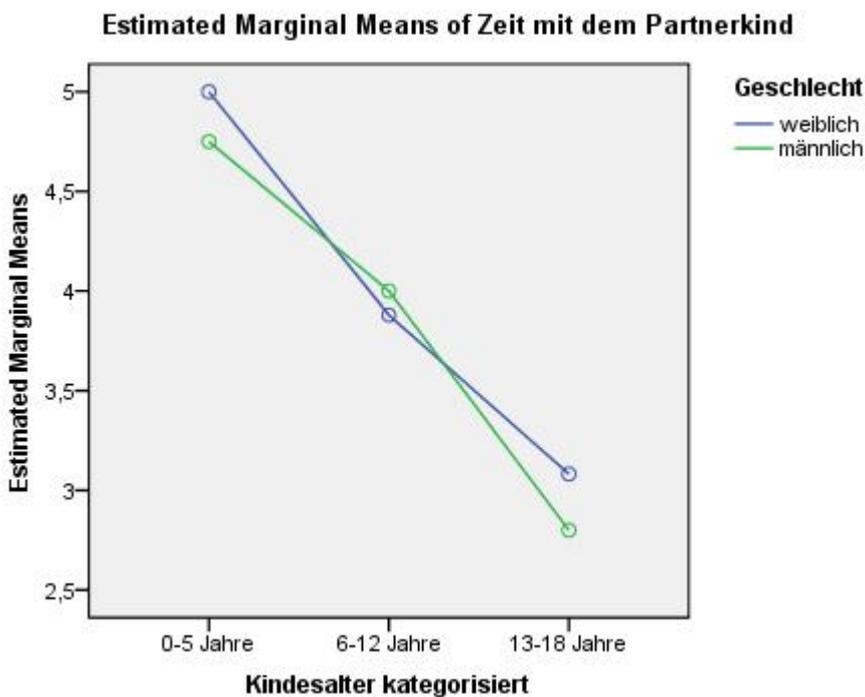
Anm.: Kategorien „aktive Zeit“: 0=keine Zeit, 1=¼ Std., 2=¼-½ Std., 3=½ -1 Std., 4=1-1½ Std., 5=1½-2 Std., 6=2-3 Std., 7=3-4 Std., 8=4-6 Std., 9=6-8 Std., 10=mehr als 8 Std.

Die Hypothese 3 wurde mit Einschränkungen bestätigt: Die sozialen Mütter verbringen mehr Zeit mit den Partnerkindern, wenn sie auch ein gemeinsames Kind mit dem Partner haben und weniger Zeit, wenn sie ein eigenes Kind in die Beziehung mitbringen und kein gemeinsames Kind dem Partner haben. Auf die sozialen Väter trifft hingegen zu, dass sie mehr Zeit mit dem Partnerkind verbringen, wenn ein gemeinsames Kind hinzukommt. Bringen sie selbst ein Kind mit in die Beziehung, machen sie diesbezüglich keinen Unterschied zwischen leiblichen und sozialen Kindern.

Prüfung der Hypothese 4: Mit jüngeren Kindern des Partners/der Partnerin verbringen soziale Elternteile mehr Zeit als mit älteren Kindern.

Auch diese Hypothese wurde mit einer univariaten zweifaktoriellen Varianzanalyse nur für die Stichprobe der Partnerkinder geprüft. Das Ergebnis zeigt, dass mit den jüngeren Partnerkindern signifikant mehr Zeit verbracht wird, und zwar unabhängig vom Geschlecht des sozialen Elternteils. Partnerkinder sind, wie sich zudem zeigt, der einzige Kindertyp, bei dem keine geschlechtsspezifischen Unterschiede bezüglich des zeitlichen Engagements – unabhängig vom Alter des Kindes – bestehen.

Abbildung 76: Effekte von Kindesalter und Geschlecht des/der Befragten auf die aktive Zeit mit dem Partnerkind



Anm.: Kategorien „aktive Zeit“: 0=keine Zeit, 1=¼ Std., 2=¼-½ Std., 3=½ -1 Std., 4=1-1½ Std., 5=1½-2 Std., 6=2-3 Std., 7=3-4 Std., 8=4-6 Std., 9=6-8 Std., 10=mehr als 8 Std.

Die Hypothese 4 wurde bestätigt: Mit ihren jüngeren sozialen Kindern verbringen soziale Elternteile mehr Zeit als mit den älteren.

5.4.2.2 Qualität der Eltern-Kind-Beziehung

Um die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung einzuschätzen, wurden die Respondierenden ersucht, mittels sechsstufiger bipolarer Skalen einzuschätzen, wie sie ihre Beziehung zu dem jeweiligen Kind empfinden. Folgende emotionale Beziehungsdimensionen wurden erhoben:

- „nahe – distanziert“
- „vertraut – fremd“

- „offen – verschlossen“
- „harmonisch – konfliktreich“
- „liebvoll – ablehnend“
- „mütterlich/väterlich – freundschaftlich“

Zugunsten einer besseren Lesbarkeit der Diagramme wurden die Antworten der sechsstufigen Skala zu jeweils drei Kategorien zusammengefasst. Die Ergebnisse für die verschiedenen Beziehungsqualitäten zeigen ein einheitliches Bild. Die Beziehungen zu den gemeinsamen leiblichen Kindern werden zu etwa 95 % als sehr nahe, vertraut, offen und liebevoll beschrieben. Einzig bei der Dimension harmonisch – konfliktreich differenzieren auch die leiblichen Elternteile etwas stärker. Überwiegend mütterlich/väterlich empfinden rund 85 % ihre Beziehung zum Kind. Bei den eigenen Kindern aus einer früheren Beziehung zeigt sich eine geringfügig stärkere Differenzierung der Beziehungsdimensionen als bei den gemeinsamen leiblichen Kindern.

Die Beziehungen zu den Partnerkindern stellen sich hingegen massiv anders dar als die Beziehung zu den leiblichen Kindern. Zwar werden die Beziehungen überwiegend als positiv beschrieben, aber die Anteile mittelmäßig oder negativ beschriebener Beziehungen sind weit höher. Die Beziehungen zu den sozialen Kindern sind demnach eher freundschaftlich als mütterlich/väterlich. Etwa ein Fünftel der Beziehungen werden als verschlossen und fremd und mehr als ein Viertel als distanziert beschrieben. Fast die Hälfte der sozialen Eltern-Kind-Beziehungen wird aber trotzdem als liebevoll empfunden, jedoch bezeichnen 13 % diese als von Ablehnung gekennzeichnet und 18 % als konfliktreich. Da die Beziehungsdimensionen eng miteinander korrelieren, ist davon auszugehen, dass zumindest rund ein Fünftel der Beziehungen zwischen sozialem Elternteil und Kind als problematisch zu bezeichnen sind. Schätzungsweise 40 % der Beziehungen reichen hingegen an die emotionale Beziehungsqualität zu leiblichen Kindern heran.

Abbildung 77: Beziehungsqualität „nahe – distanziert“, nach Kindertyp

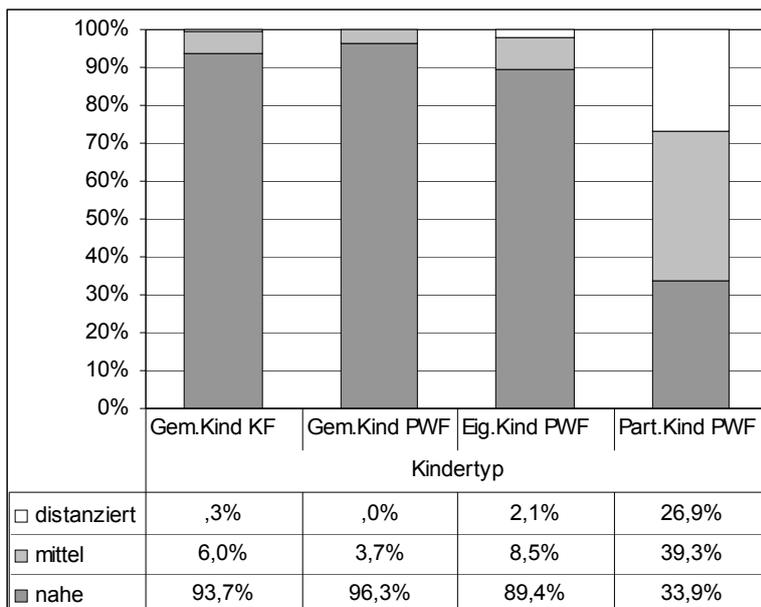


Abbildung 78: Beziehungsqualität „vertraut – fremd“, nach Kindertyp

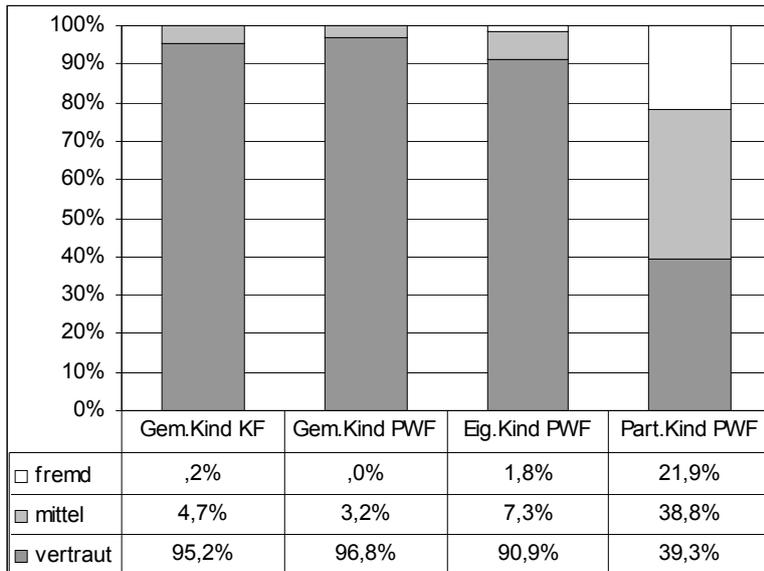


Abbildung 79: Beziehungsqualität „offen – verschlossen“, nach Kindertyp

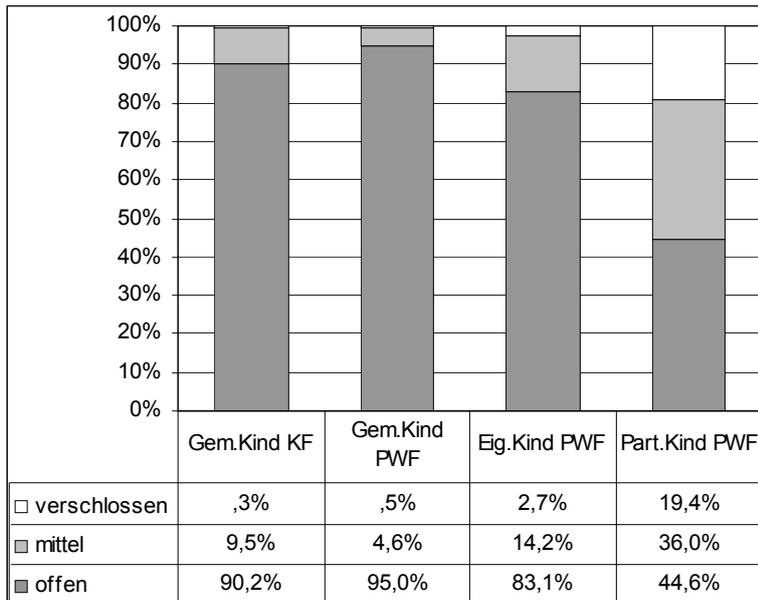


Abbildung 80: Beziehungsqualität „liebvoll – ablehnend“, nach Kindertyp

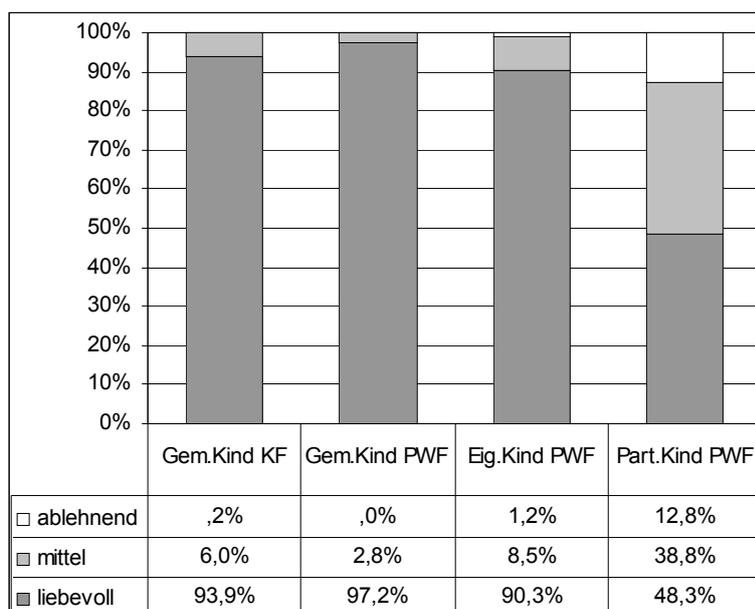


Abbildung 81: Beziehungsqualität „harmonisch – konfliktreich“, nach Kindertyp

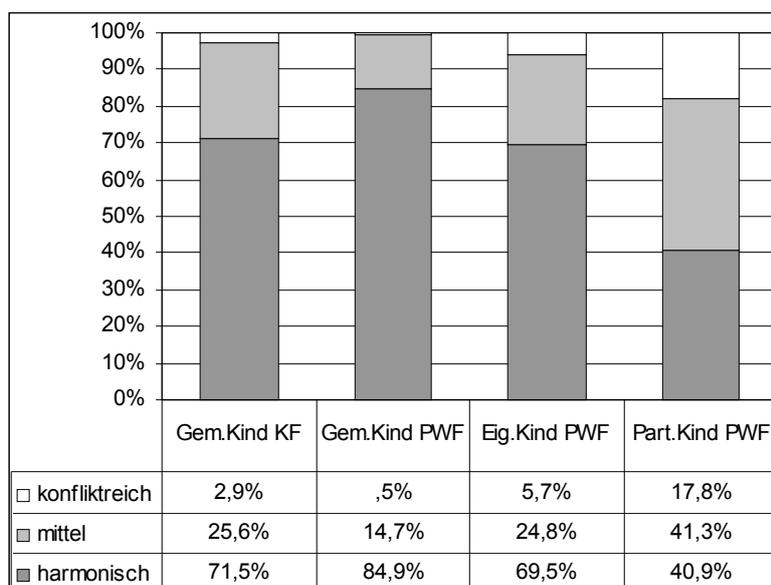
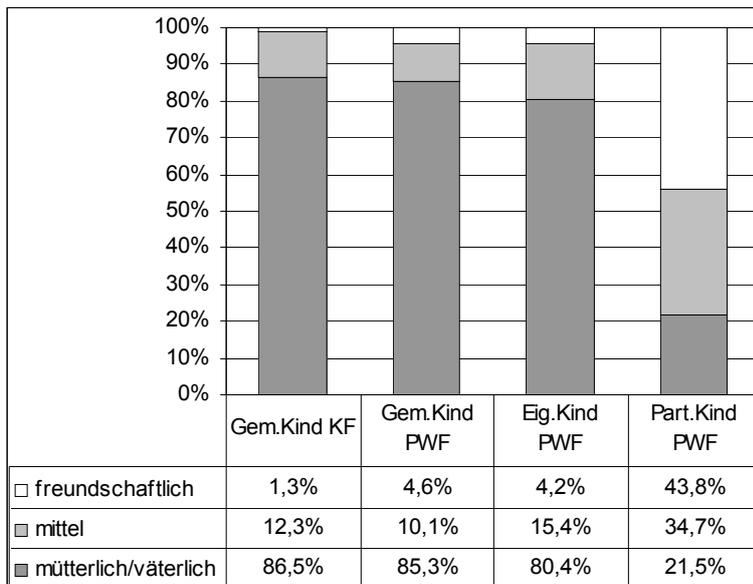


Abbildung 82: Beziehungsqualität „mütterlich/väterlich – freundschaftlich“, nach Kindertyp



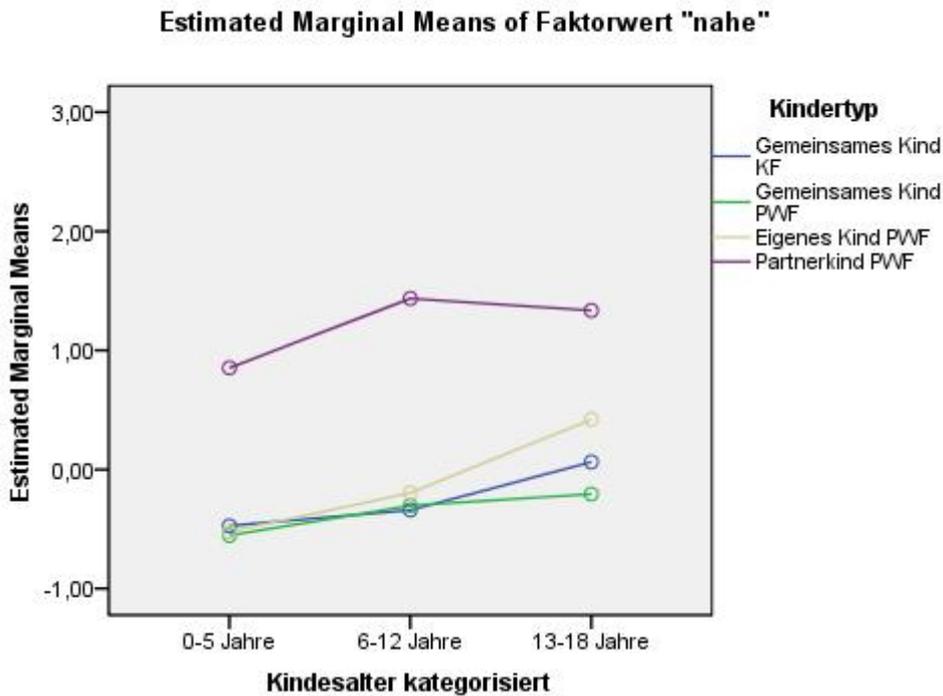
Hypothese 5: Soziale Elternteile empfinden die Beziehung zu den Kindern ihres Partners/ihrer Partnerin nicht so nahe, wie leibliche Elternteile die Beziehung zu ihren Kindern empfinden.

Für die Prüfung der Hypothese wurde zunächst eine Faktorenanalyse durchgeführt. Diese ergab nur einen Faktor, der 75 % der Varianz erklärt. Alle sechs Items laden auf diesen Faktor hoch, das bedeutet, dass die Variablen in unterschiedlichem Ausmaß, das nur gering variiert, dieselbe Beziehungsqualität messen. Die höchste Ladung (,933) findet sich bei den Variablen „nahe“, „vertraut“, „liebvoll“. Aufgrund dessen wurde der Faktor „emotionale Nähe zum Kind“ benannt.

Die sich ergebenden Faktorwerte wurden als abhängige Variable, hinsichtlich der Einflussgrößen „Kindertyp“, „Alter des Kindes“, „Geschlecht“ und „Bildung“ des bzw. der Befragten und „gemeinsame Zeit“ in einer Varianzanalyse getestet. Hochsignifikante Effekte auf die abhängige Variable zeigen die Faktoren „Kindertyp“, „Alter des Kindes“ und „gemeinsame Zeit“. Die Bildung zeigt nur in Wechselwirkung mit dem Kindertyp signifikante Effekte, ebenso wie Kindertyp und Geschlecht des/der Befragten. Das Geschlecht des/der Befragten hingegen verfehlt knapp die Signifikanzgrenze, zeigt aber zusätzlich signifikante Effekte in Wechselwirkung mit der „gemeinsamen Zeit“.

Abbildung 83 zeigt, dass die emotionale Nähe zum Kind stark davon beeinflusst wird, ob es sich um ein leibliches Kind oder ein soziales Kind handelt. Zu Kindern des Partners oder der Partnerin besteht hochsignifikant weniger Nähe als zu den leiblichen Kindern. Die Nähe zum Kind nimmt mit zunehmendem Alter des Kindes ab.

Abbildung 83: Geschätztes Randmittel des Faktorwertes „emotionale Nähe zum Kind“, nach Kindertyp und Alter des Kindes



Männer geben insgesamt etwas weniger Nähe zum Kind an, machen aber zwischen den Kindertypen einen geringeren Unterschied. So haben sie zu den Kindern der Partnerin eine signifikant nähere Beziehung als die befragten Frauen zu den Kindern ihrer Partner (Abbildung 84).

Auch die Bildungsgruppen unterscheiden sich in Bezug auf ihre sozialen Kinder signifikant voneinander. Die Bildungsfernsten geben vergleichsweise die größte emotionale Distanz zu den Partnerkindern an, während die mittlere Bildungsschicht die größte Nähe angibt (Abbildung 85).

Abbildung 84: Geschätztes Randmittel des Faktorwertes „emotionale Nähe zum Kind“, nach Kindertyp und Geschlecht des Befragten

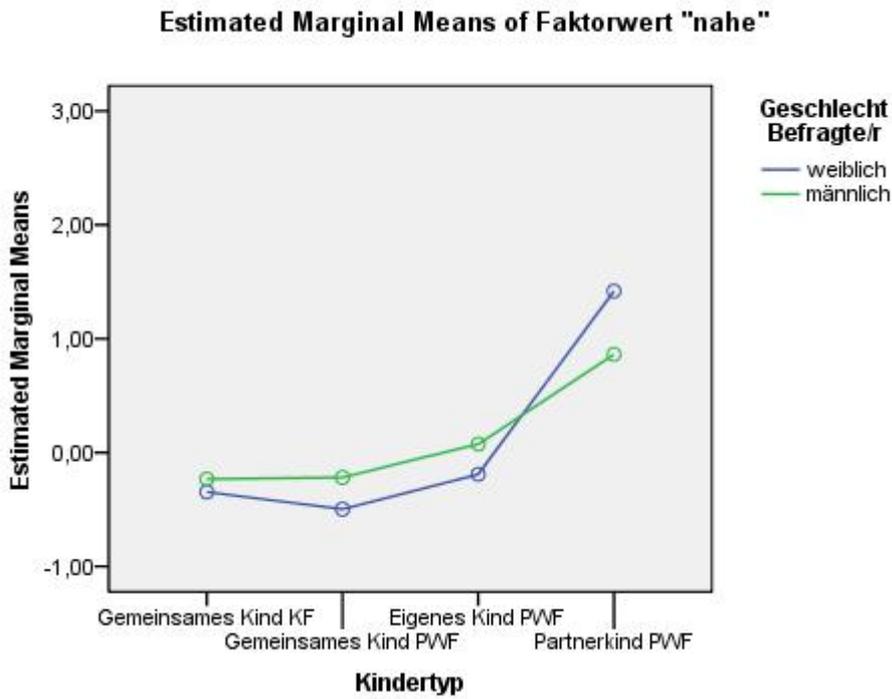
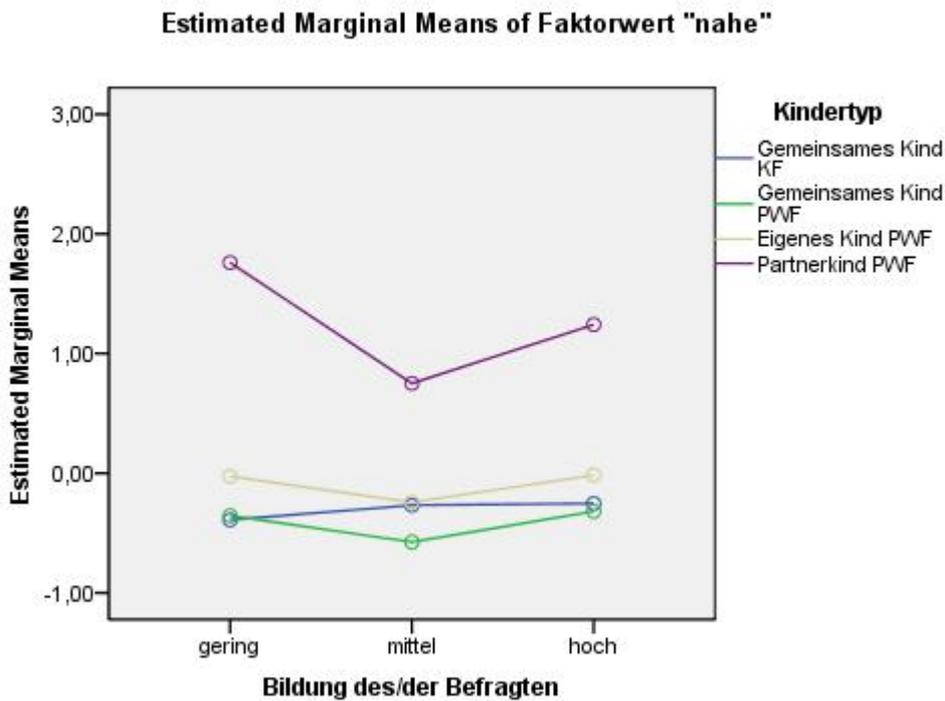


Abbildung 85: Geschätztes Randmittel des Faktorwertes „emotionale Nähe zum Kind“, nach Kindertyp und Bildung des Befragten

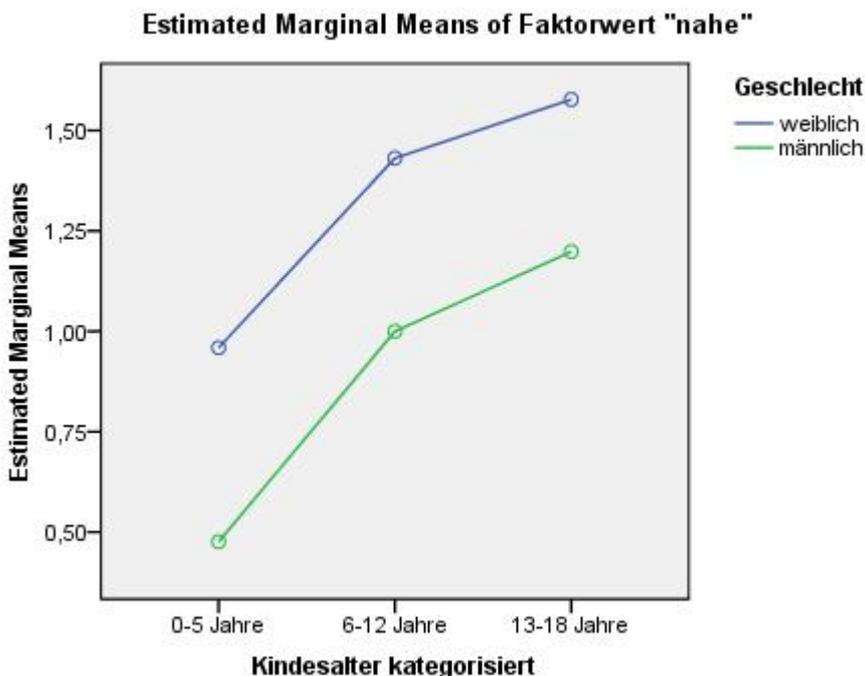


Die Hypothese 5 wurde bestätigt: Soziale Elternteile empfinden die Beziehung zu den Kindern ihres Partners/ihrer Partnerin weniger nahe, als Eltern die Beziehung zu ihren leiblichen Kindern empfinden. Dies trifft vor allem auf bildungsferne Frauen zu.

Prüfung der Hypothese 6: Zu jüngeren Partnerkindern empfinden soziale Elternteile mehr emotionale Nähe.

Die Hypothesenprüfung, mittels einer univariaten zweifaktoriellen Varianzanalyse, wurde nur für die Stichprobe der Partnerkinder geprüft. Dieses Ergebnis ist nicht signifikant, aber es zeigt sich die vermutete Tendenz, dass die emotionale Nähe zu jüngeren Partnerkindern stärker ist als zu älteren. Wobei hier aber mit bedacht werden muss, dass dies auch bei leiblichen Kindern der Fall ist.

Abbildung 86: Effekte von Kindesalter und Geschlecht des/der Befragten auf die emotionale Nähe zum Partnerkind



Anm.: Ein negativer oder niedriger positiver Wert bedeutet Nähe, ein hoher Wert Distanz

Die Hypothese 6 kann tendenziell bestätigt werden: Die emotionale Nähe zu jüngeren sozialen Kindern ist tendenziell stärker als zu älteren, wobei soziale Väter eine stärkere emotionale Nähe zu ihren sozialen Kindern aufweisen als soziale Mütter.

Zusammenfassung

Während die Beziehungen zu den leiblich Kinder durchwegs als sehr nahe, vertraut, offen, harmonisch, liebevoll und mütterlich/väterlich beschrieben werden, unterscheiden sich die Beziehungen zu den sozialen Kindern massiv. Zwar werden auch diese noch überwiegend positiv beschrieben, aber der Anteil der Beziehungen, die sich distanziert, verschlossen, konfliktreich und eher ablehnend gestalten, liegt schätzungsweise bei einem Viertel. Dies trifft vor allem auf bildungsferne soziale Mütter zu. Väter beschreiben ihre Beziehungen zu den sozialen Kindern als näher und differenzieren weniger stark zwischen den Kindertypen. Die emotionale Nähe zu jüngeren sozialen Kindern ist höher als zu älteren, wobei dies aber auch auf die Beziehungen zu leiblichen Kindern zutrifft.

5.4.2.3 Konfliktverhalten nach Kindertyp

Ein weiterer nicht unwesentlicher Aspekt der Beziehung zwischen Eltern und Kind ist das Verhalten des Elternteils im Falle eines Konflikts mit dem Kind. Es wurden zehn verschiedene Verhaltensmöglichkeiten in Konfliktsituationen mit dem Kind, auf einer sechsstufigen Skala von „nie“ bis „immer“, mit der Frage, wie häufig das jeweilige Verhalten in einer Konfliktsituation mit dem Kind vorkommt, vorgegeben. Die Daten der zehn Variablen wurden einer Faktorenanalyse unterzogen. Das Ergebnis waren vier gut interpretierbare Faktoren, die rund 66 % der Gesamtvarianz erklären.

Faktor 1: Autoritäres Verhalten

- Ich schreie das Kind an (,814)
- Ich bestrafe das Kind (,814)
- Ich weise das Kind zurecht (,783)

Faktor 2: Kooperatives Verhalten

- Ich spreche mit dem Kind darüber (,768)
- Ich versuche, mit Humor darüber hinwegzusehen (,309)
- Ich gehe dem Kind aus dem Weg (-,782)

Faktor 3: Ratsuchendes Verhalten

- Ich hole mir Info aus dem Internet/aus einem Erziehungsratgeber (,832)
- Ich hole mir Rat bei Freunden/Verwandten/Bekanntem (,795)

Faktor 4: Delegierendes Verhalten

- Ich hole mir Rat bei meinem Partner/meiner Partnerin (,810)
- Ich ersuche meinen Partner, das mit dem Kind zu regeln (,761)
- Ich gehe dem Kind aus dem Weg (,216)

Autoritäres Konfliktverhalten ist dadurch charakterisiert, dass ein hierarchisches Verhältnis wahrgenommen wird und die dadurch zur Verfügung stehende Macht dazu benutzt wird, um im Konflikt zu dominieren. Das Bestreben ist, den Konflikt mit möglichst wenig Kraftaufwand zu gewinnen. Dabei wird in Kauf genommen oder auch als erwünschtes Ziel gesetzt, dass die „schwächere“ Partei diesen Konflikt verliert.

Kooperatives Konfliktverhalten setzt auf die Verständigung mit dem Konfliktpartner. Eine Lösung wird angestrebt, die es ermöglicht, dass beiden Seiten gewinnen. Diese Strategie erfordert ein egalitäres Verhältnis zwischen den Konfliktparteien bzw. den Verzicht auf Macht-

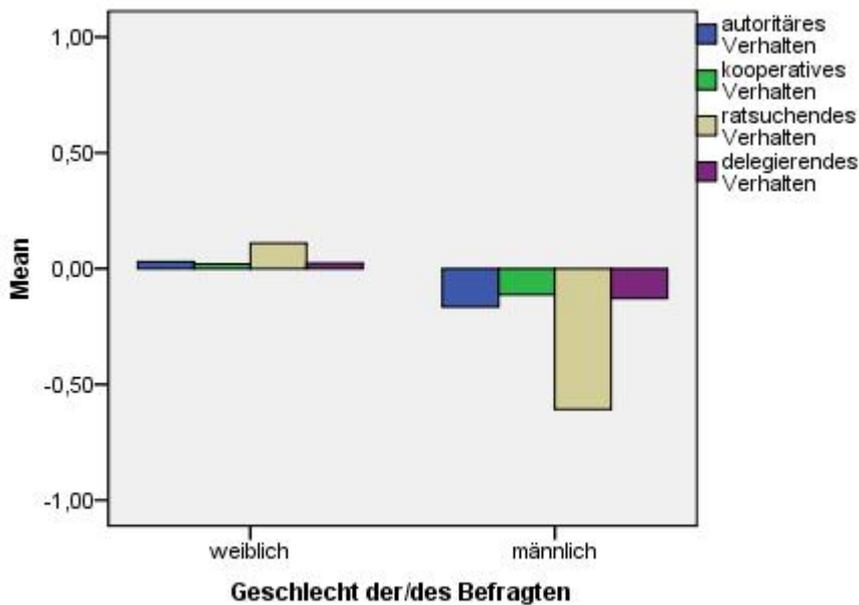
ausübung hierarchisch höher Stehender und die Bereitschaft und das Vermögen beider Konfliktpartner, sich auf den nötigen Diskussionsprozess einzulassen.

Ratsuchendes Verhalten im Konflikt deutet auf Verunsicherung hin. Es wird (zumindest zunächst) nicht die Konfrontation gesucht, sondern es wird Austausch mit Außenstehenden und deren Rat gesucht. Manchmal reicht diese Strategie aus, um eine Veränderung im Konfliktprozess herbeizuführen, weil in der Folge die Perspektive auf den Konflikt und damit das eigene Verhalten verändert wird oder/und auch durch die Aussprache emotionaler Druck abgelassen wird. Umgekehrt kann dies aber auch zu einer Aufwiegelung des Konflikts führen.

Beim delegierenden Konfliktverhalten wird der Konflikt an jemand anderen delegiert, der als zuständig dafür betrachtet wird oder auch dafür instrumentalisiert wird, um selbst in Deckung zu bleiben, anstatt den Konflikt selbst auszutragen.

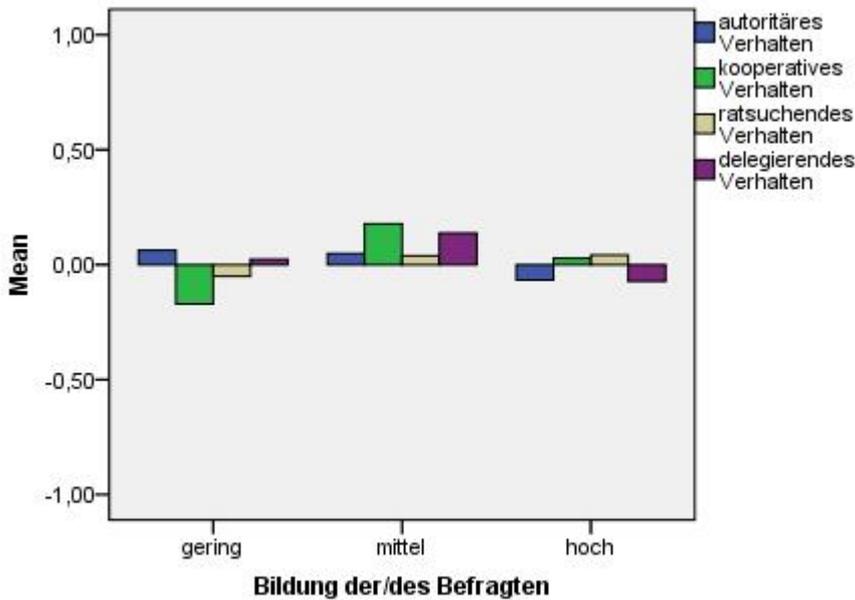
In T-Tests wurden die Gruppen auf geschlechtsspezifische Unterschiede und Bildungsunterschiede bezüglich des Konfliktverhaltens getestet. Frauen holen sich signifikant öfter Rat bei außenstehenden Personen und holen Informationen ein, wenn sie einen Konflikt mit dem Kind haben. Für die drei anderen Verhaltensweisen existieren hingegen keine signifikanten geschlechtsspezifischen Unterschiede (Abbildung 87).

Abbildung 87: Verhalten im Konflikt mit dem Kind, nach Geschlecht der/des Befragten



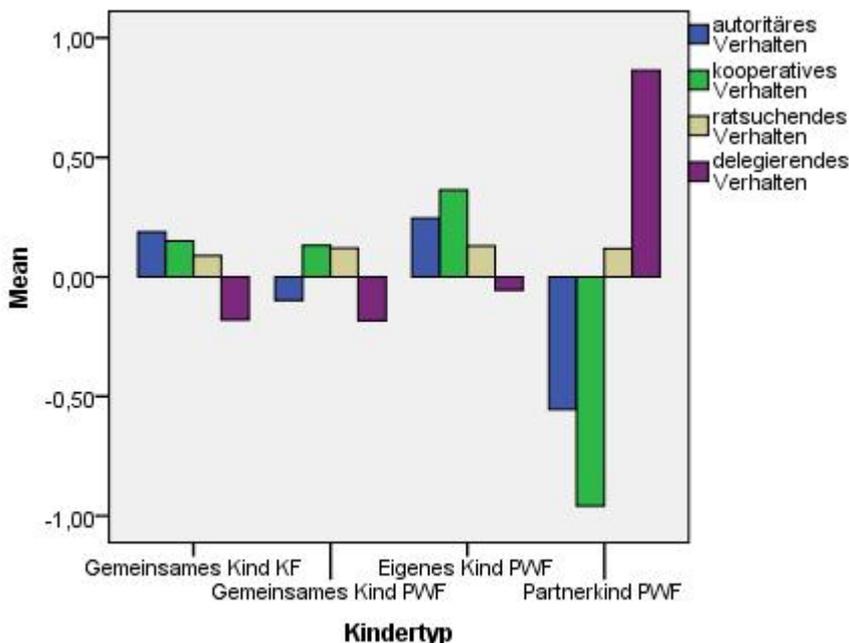
Gering Gebildete verhalten sich signifikant häufiger autoritär und seltener kooperativ als hoch Gebildete und holen sich zudem weniger Rat von außen bei Konflikten mit dem Kind. Die mittlere Bildungsschicht weist einerseits signifikant häufiger kooperatives Verhalten auf als die beiden anderen Bildungsschichten, andererseits aber auch häufiger delegierendes Verhalten (Abbildung 88).

Abbildung 88: Verhalten im Konflikt mit dem Kind nach Bildung der/des Befragten



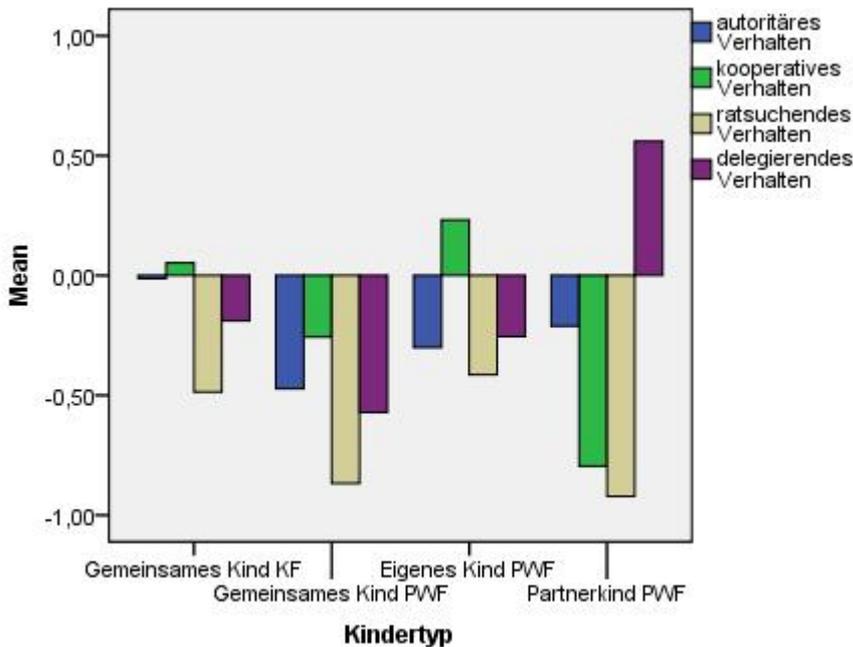
Der Vergleich der Kindertypen zeigt, dass das Konfliktverhalten der Mütter gegenüber dem sozialen Kind ein hochsignifikant anderes ist, als gegenüber den leiblichen Kindern. Der Konflikt mit dem Kind wird häufig an den Partner (den leiblichen Kindesvater) delegiert, anstatt diesen selbst auszutragen. Insofern tritt auch signifikant seltener kooperatives und autoritäres Verhalten auf. Leibliche Kinder in Patchwork-Familien erleben hingegen – von Seiten ihrer leiblichen Mutter – am häufigsten autoritäres Verhalten, aber auch kooperatives Konfliktverhalten. Hinsichtlich des Konfliktverhaltens gegenüber den gemeinsamen Kinder in Kernfamilien und Patchwork-Familien existieren hingegen wenig Unterschiede, autoritäres Verhalten erleben hier aber Kinder in Kernfamilien häufiger.

Abbildung 89: Verhalten der Mütter im Konflikt mit dem Kind, nach Kindertyp



Das Verhalten der Väter ist überwiegend im negativen Messbereich angesiedelt, da die Männer ihre Verhaltensweisen als seltener angeben als die Frauen. Trotzdem findet sich auch hier das delegierende Verhalten in Bezug auf Konflikte mit dem Kind der Partnerin in hochsignifikant höherem Ausmaß als bei ihren leiblichen Kindern. Gleichzeitig tritt, so wie bei den Müttern, das kooperative Konfliktverhalten signifikant seltener auf. Bezüglich des autoritären Konfliktverhaltens machen die Väter aber weniger Unterschiede zwischen den Kindertypen. Gemeinsame Kinder in Patchwork-Familien werden am seltensten mit autoritären Maßnahmen der Väter konfrontiert, am häufigsten Kinder in Kernfamilien. Eigene Kinder aus früheren Beziehungen werden eher geschont und stehen beim kooperativen Verhalten an erster Stelle, während die sozialen Kinder am zweithäufigsten autoritäres Konfliktverhalten der Väter erleben. Ratsuchendes Verhalten zeigen Väter am häufigsten beim eigenen Kind aus einer früheren Beziehung, aber durchgängig signifikant seltener als Mütter.

Abbildung 90: Verhalten der Väter im Konflikt mit dem Kind, nach Kindertyp



Zusammenfassung

Das Verhalten im Falle eines Konfliktes mit dem Kind ist sowohl von Müttern als auch von Vätern gegenüber den Kindern des Partners bzw. der Partnerin ein anderes, als gegenüber den leiblichen Kindern. In erster Linie wird der Konflikt an den Partner oder die Partnerin als leiblichen Elternteil des Kindes delegiert. Hochsignifikant seltener als bei den leiblichen und speziell dem leiblichen Kind aus einer früheren Beziehung wird kooperatives Konfliktverhalten an den Tag gelegt, wenn es zu einem Konflikt mit dem sozialen Kind kommt. Die Mütter verhalten sich auch signifikant seltener dem sozialen Kind gegenüber autoritär, als gegenüber den leiblichen Kindern. Bei den Vätern ist dies nicht der Fall, diese agieren gegenüber dem Kind der Partnerin in einem Konflikt nicht signifikant seltener autoritär, als gegenüber den leiblichen Kindern. Insgesamt betrachtet, werden direkte Konfliktlösungen mit dem sozialen Kind vermieden.

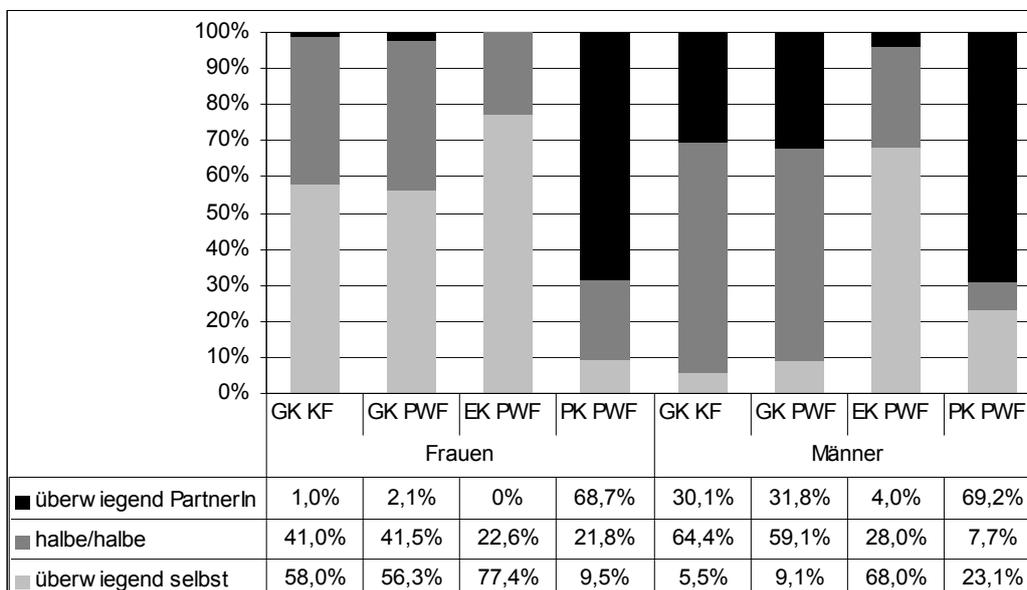
5.4.2.4 Verantwortung für das Kind

Inwieweit übernehmen soziale Elternteile Verantwortung für kindspezifische Belange, inwieweit die leiblichen Elternteile und wie verteilt sich die Verantwortung unter den leiblichen Müttern und Vätern bezüglich ihrer gemeinsamen Kinder? Das waren die zentralen Fragen, die mittels siebenstufigen Skalen von Prozentwerten für fünf Bereiche erhoben wurden. Zugunsten einer lesbareren Darstellungsform wurden die sieben Kategorien zu drei zusammengefasst.

Betrachtet man zunächst nur die Ergebnisse für die Frauen bezüglich der Verantwortung für die Erziehung des Kindes (siehe Abbildung 91), wird deutlich, dass diese die Erziehung ihrer leiblichen Kinder überwiegend in ihrer Verantwortung sehen. Die Erziehungsverantwortung für das Kind des Partners wird jedoch überwiegend bei diesem verortet. Die Frauen differenzieren bezüglich der Erziehungsverantwortung für das Kind also etwas weniger entlang des geschlechtsspezifischen Klischees als an jenem des biologisch-leiblichen. Für die gemeinsamen leiblichen Kinder sehen sie die Erziehungsverantwortung nur in Ausnahmefällen überwiegend beim Kindesvater, etwa 40 % gestehen dem Partner aber immerhin „halbe/halbe“ zu. Patchwork-Mütter sehen sich für ihre eigenen Kinder aus einer früheren Beziehung am stärksten selbst verantwortlich.

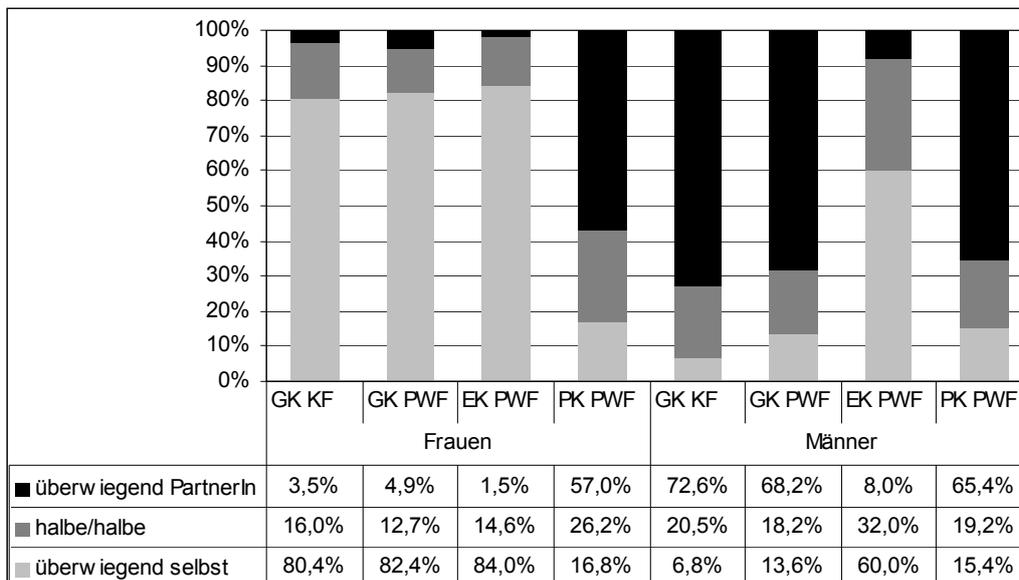
Es zeigt sich ein Missverhältnis zwischen der Wahrnehmung der Kindesmütter und der Väter bezüglich der Erziehungsverantwortung. So sehen sich die Väter häufiger überwiegend oder zumindest egalitär verantwortlich für die Erziehung des gemeinsamen Kindes, als dies die Frauen wahrnehmen. 30 % entsprechen aber dem Klischee des Vaters und sehen die Verantwortung für die Erziehung ihres Kindes überwiegend bei den Kindesmüttern. Für ihr eigenes Kind aus einer früheren Beziehung übernehmen die Väter hingegen in einem sehr hohen Ausmaß Eigenverantwortung (68 %); mehr als ein Viertel teilt diese Verantwortung halbe/halbe mit der Partnerin, aber immerhin 4 % sehen diese überwiegend bei der neuen Partnerin. Umgekehrt übernehmen die Männer aber ein überraschend hohes Ausmaß an Erziehungsverantwortung für das Kind der Partnerin aus einer früheren Beziehung. Fast ein Viertel der Männer sieht diese überwiegend bei sich, nur rund 8 % schätzen die Verteilung als egalitär ein und 70 % sieht diese bei der Partnerin (Abbildung 92).

Abbildung 91: Verteilung der Erziehungsverantwortung, nach Kindertyp und Geschlecht des/der Befragten



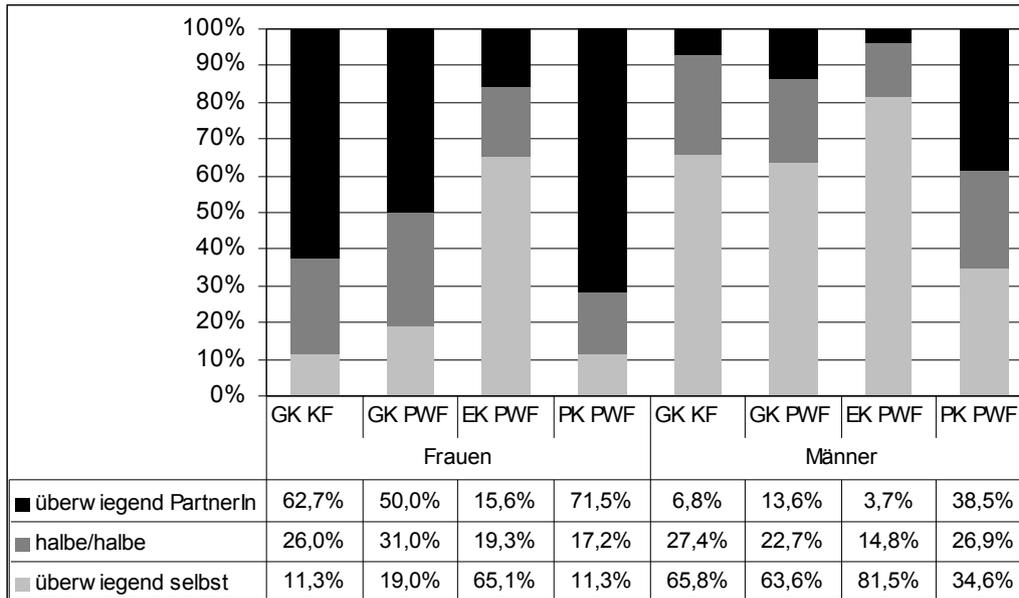
Die Verantwortung für die Kinderbetreuung sehen die Frauen für ihre leiblichen Kinder in einem noch höheren Ausmaß überwiegend bei sich (rund 80 %) als die Verantwortung für die Erziehung. Aber auch immerhin 17 % der sozialen Mütter geben an, überwiegend für die Betreuung des Kindes des Partners oder der Partnerin verantwortlich zu sein. Die Männer schätzen wiederum ihre Verantwortung höher ein, als dies dem Blickwinkel der Frauen entspricht. 60 % der Patchwork-Väter haben für ihr eigenes Kind aus einer früheren Beziehung überwiegend die Verantwortung für die Betreuung des Kindes, 8 % überlassen diese der Partnerin und 15 % sehen sich überwiegend für die Betreuung des Kindes der Partnerin verantwortlich.

Abbildung 92: Verteilung der Verantwortung für die Kinderbetreuung, nach Kindertyp und Geschlecht des/der Befragten



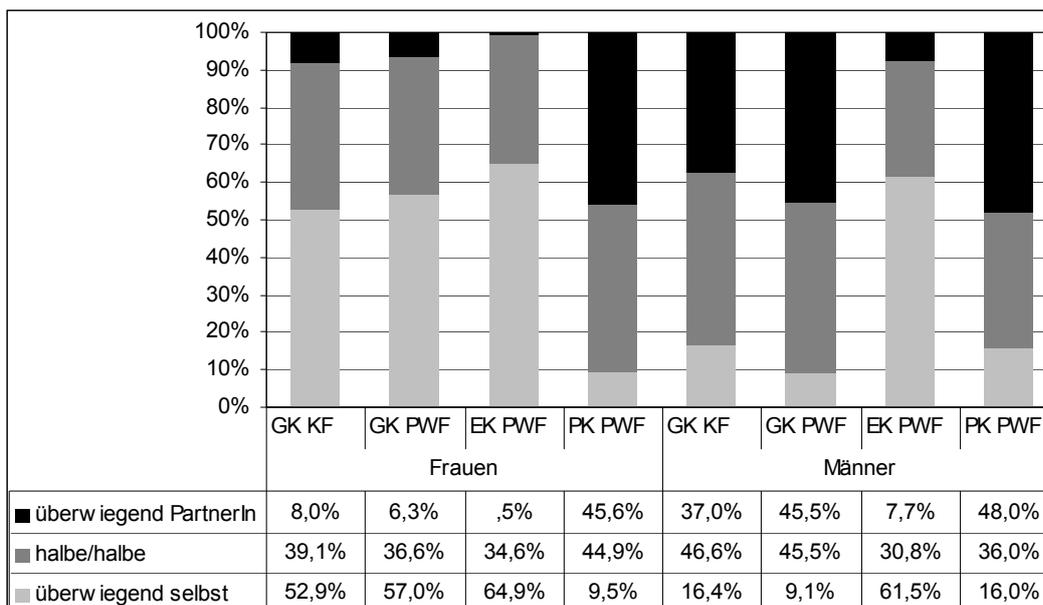
Für die finanzielle Versorgung der Kinder sehen in Kernfamilien lebende Frauen ihre Partner häufiger überwiegend verantwortlich (63 %) als in Patchwork-Familien lebende Frauen. Bei den Patchwork-Familien-Müttern differiert dies nach Kindertyp. Für das gemeinsame Kind geben 50 % der Frauen an, dass der Partner überwiegend verantwortlich ist; für das eigene aus einer früheren Beziehung sind hingegen 65 % selbst überwiegend verantwortlich. Überraschenderweise sind auch 11 % der sozialen Mütter für das Kind des Partners überwiegend finanziell verantwortlich. In einem noch höheren Ausmaß sehen hier aber die sozialen Väter ihren Part mit einem Anteil von rund 35 % und am stärksten fühlen sie sich im Vergleich mit der Partnerin für die finanzielle Versorgung des eigenen Kindes aus einer früheren Beziehung überwiegend zuständig (rund 82 %). Bei den gemeinsamen Kindern ist der Anteil der überwiegend selbst Verantwortlichen nahezu ausgeglichen, wobei der Anteil der Patchwork-Väter, der angibt, dass die Partnerin überwiegend für die finanzielle Versorgung zuständig ist, doppelt so hoch ist.

Abbildung 93: Verteilung der Verantwortung für die finanzielle Versorgung des Kindes, nach Kindertyp und Geschlecht des/der Befragten



Die Verantwortung für die Freizeitaktivitäten der Kinder liegt, so wie die Erziehungsverantwortung und die Betreuung der Kinder, überwiegend bei den Frauen. Mehr als die Hälfte der Frauen in Kern- und Patchwork-Familien gibt dies an. Bei den gemeinsamen Kindern wird auch ein kleiner Anteil an Vätern genannt, die überwiegend dafür zuständig sind. Die Männer sehen dies ähnlich, wenn auch der Anteil ihrer Verantwortlichkeit, aus ihrer Perspektive, wiederum etwas höher liegt. Für die Partnerkinder wird jeweils der Partner bzw. die Partnerin als leiblicher Elternteil als stärker zuständig benannt.

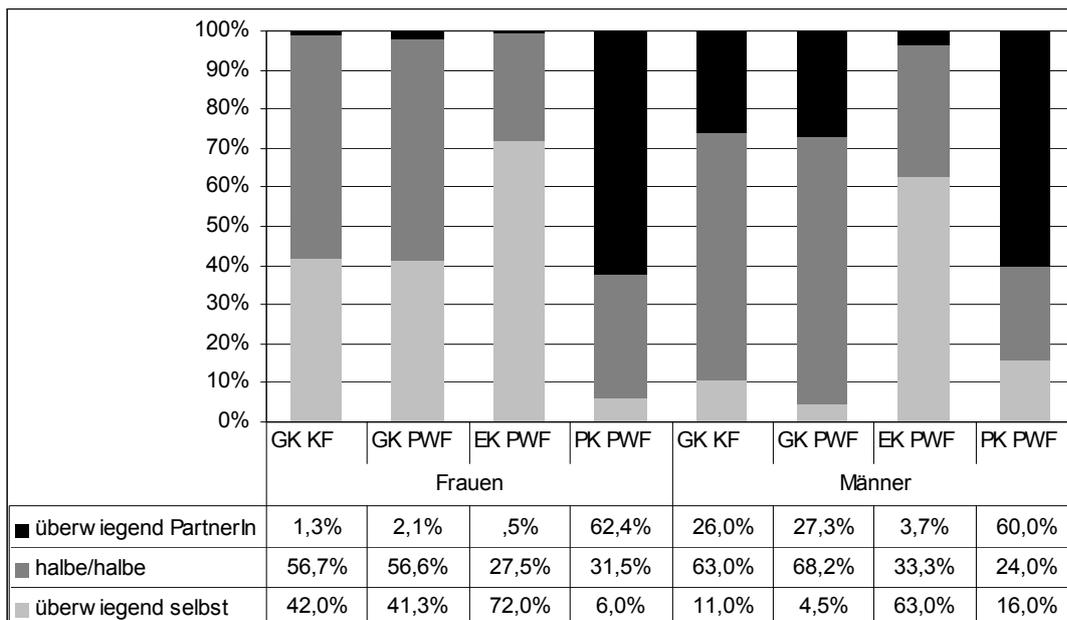
Abbildung 94: Verteilung der Verantwortung für die Freizeitaktivitäten des Kindes, nach Kindertyp und Geschlecht des/der Befragten



Beginnend mit der Geburt des Kindes, müssen Eltern viele wichtige Entscheidungen für das Leben des Kindes treffen. Wie wird es ernährt? Soll es geimpft werden? Wird es getragen oder im Kinderwagen transportiert? Wann und wie soll es fremdbetreut werden? Welche Schule soll es besuchen? Und noch vieles mehr muss im Verlauf der Entwicklung der Kinder entschieden werden. Für die gemeinsamen Kinder sehen die Frauen die Verantwortung für diese Entscheidungen nur sehr selten überwiegend beim Partner. Zu über 40 % sind sie selbst dafür überwiegend verantwortlich und jeweils 56 % betrachten diese Entscheidungen als gleichermaßen zwischen sich selbst und dem Partner aufgeteilt. Rund 6 % der Mütter in der sozialen Rolle fühlen sich ebenfalls überwiegend zuständig für diese Entscheidungen. Nur eine Frau gibt an, dass die Verantwortung für die Entscheidungen, die ihr Kind aus einer früheren Beziehung betreffen, überwiegend beim Partner liegt.

Die Männer sehen sich wiederum stärker verantwortlich, als die Frauen ihnen das zugestehen. Bei den gemeinsamen Kindern gibt der überwiegende Teil eine egalitär aufgeteilte Verantwortung an. Für das eigene Kind fühlen sich 63 % überwiegend verantwortlich und in der Rolle des sozialen Vaters 16 % für das leibliche Kind der Partnerin.

Abbildung 95: Verteilung der Verantwortung für kindspezifische Entscheidungen, nach Kindertyp und Geschlecht des/der Befragten

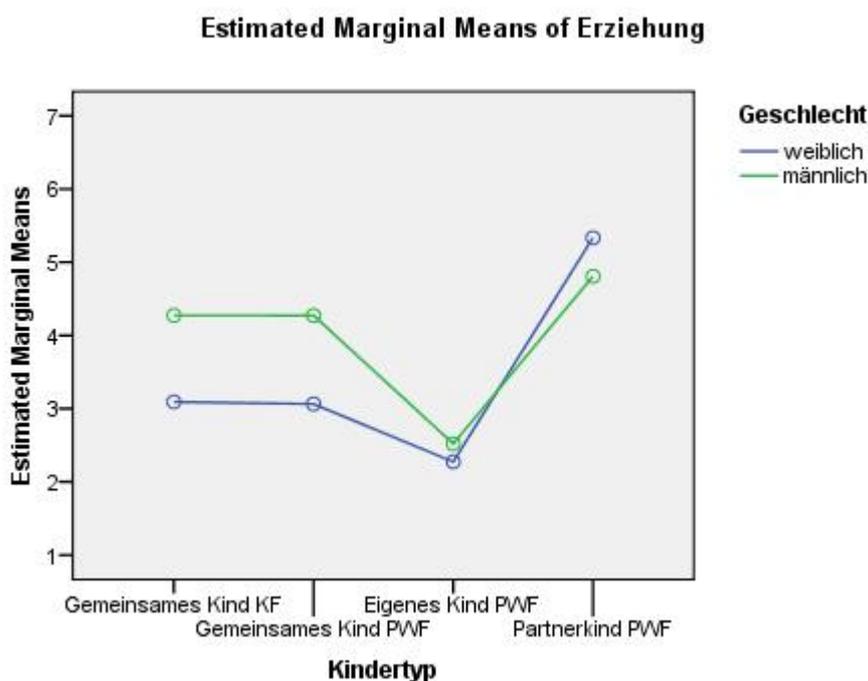


Prüfung der Hypothese 7: Soziale Elternteile sind für die Kinder ihres Partners/ihrer Partnerin weniger verantwortlich als leibliche Elternteile für ihre Kinder.

Auch diese Hypothese wurde mit Varianzanalysen, aber einzeln für die verschiedenen Aspekte der Verantwortung überprüft. Es zeigen sich für jeden Verantwortungsbereich signifikante Unterschiede zwischen gemeinsamen Kindern, gleich welcher Familienform, und den eigenen Kindern aus einer früheren Beziehung und den Partnerkindern. Die Muster der Unterschiede sind für jeden Bereich gleich. Für die sozialen Kinder wird am wenigsten Verantwortung bei sich selbst gesehen, für die eigenen Kinder aus einer früheren Beziehung am meisten, und die Verantwortungsaufteilung bezüglich der gemeinsamen Kinder zeichnet sich vor allem durch traditionelle geschlechtsspezifische Unterschiede in der Aufteilung aus.

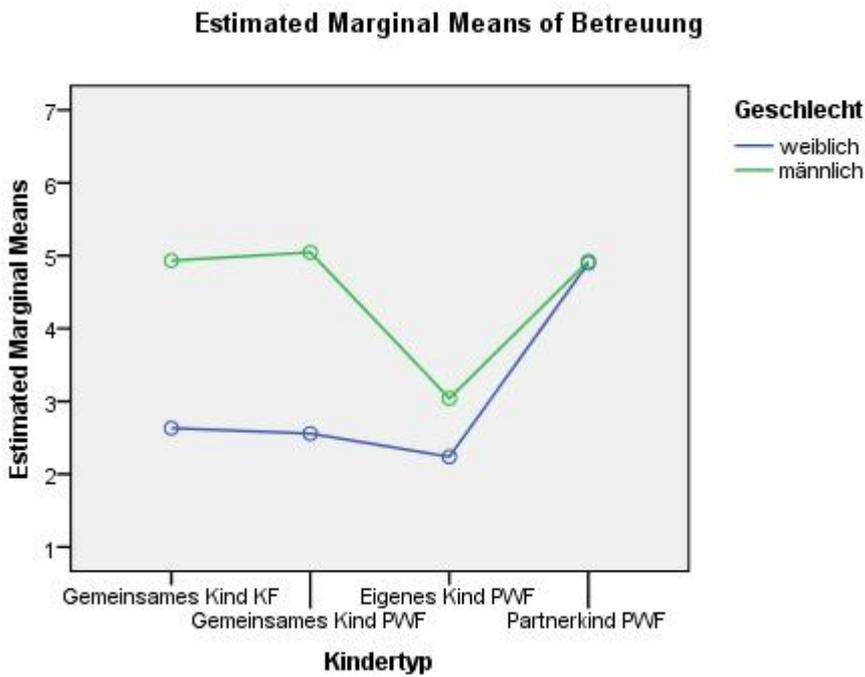
In Patchwork-Familien kommt es durch dieses hohe Maß an Eigenverantwortlichkeit für das eigene Kind aus einer früheren Beziehung, die bei beiden Geschlechtern auftritt, zu einer egalitäreren Aufteilung der Verantwortung für familiale Bereiche, als es in Kernfamilien üblich ist. Eine egalitäre Aufteilung der familialen Arbeit müsste also vor allem in kombinierten PWF zum Tragen kommen, wobei aber keine Angaben zur Übernahme der Hausarbeit bestehen. Bei den Bereichen der Kinderbetreuung und der finanziellen Versorgung besteht aber auch innerhalb der Patchwork-Familien eine stärkere Neigung zur traditionellen Verteilung.

Abbildung 96: Effekte von Kindertyp und Geschlecht der/des Befragten auf die Verantwortung für die Erziehung



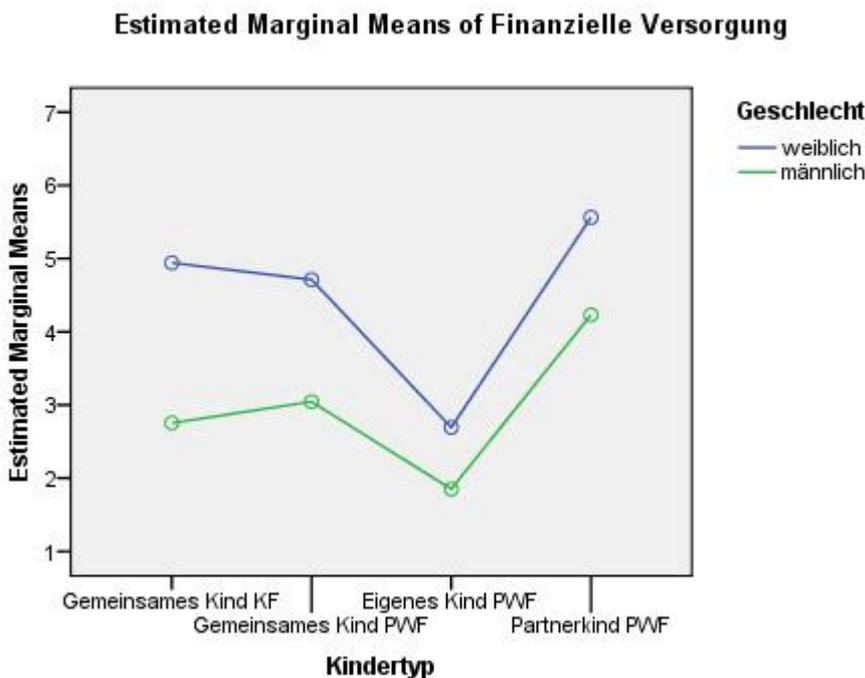
Anm.: 1=100 % selbst; 2=80-90 % selbst; 3=60-70 %; 4=50:50 %; 5=60-70 % PartnerIn; 6=80-90 % PartnerIn; 7=100 % PartnerIn

Abbildung 97: Effekte von Kindertyp und Geschlecht der/des Befragten auf die Verantwortung für die Betreuung des Kindes



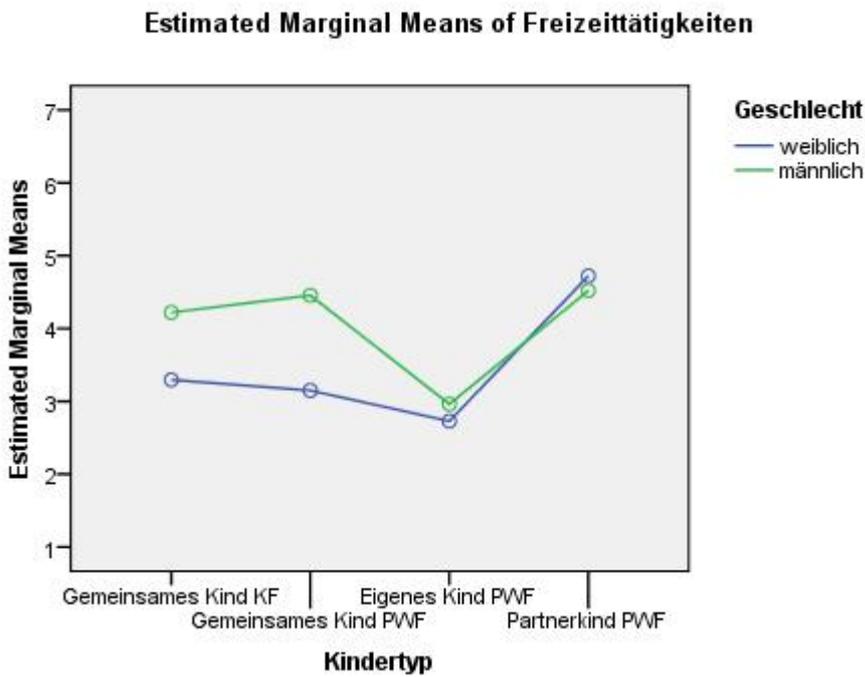
Anm.: 1=100 % selbst; 2=80-90 % selbst; 3=60-70 %; 4=50:50 %; 5=60-70 % PartnerIn; 6=80-90 % PartnerIn; 7=100 % PartnerIn

Abbildung 98: Effekte von Kindertyp und Geschlecht der/des Befragten auf die Verantwortung für die finanzielle Versorgung des Kindes



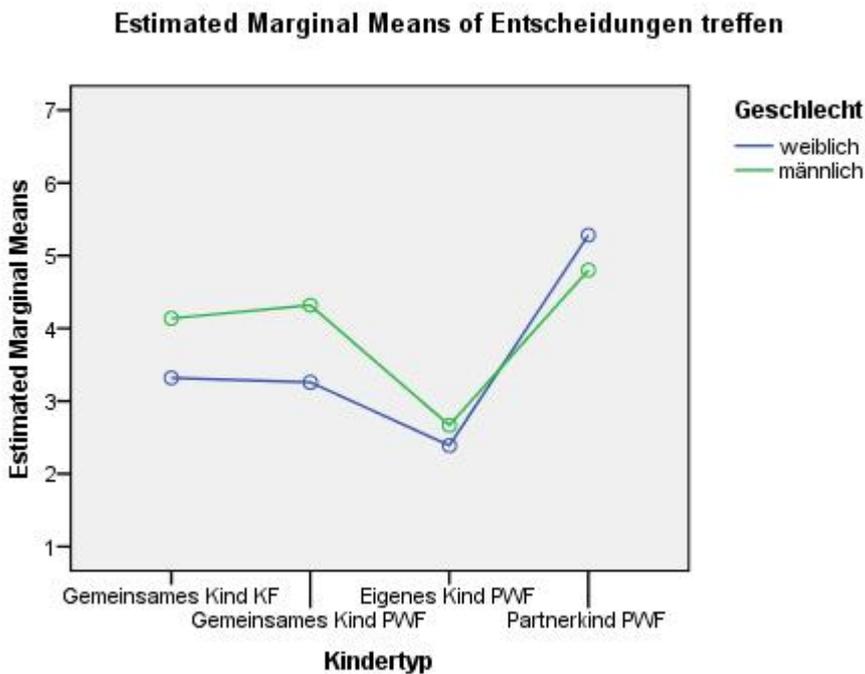
Anm.: 1=100 % selbst; 2=80-90 % selbst; 3=60-70 %; 4=50:50 %; 5=60-70 % PartnerIn; 6=80-90 % PartnerIn; 7=100 % PartnerIn

Abbildung 99: Effekte von Kindertyp und Geschlecht der/des Befragten auf die Verantwortung für die Freizeitgestaltung des Kindes



Anm.: 1=100 % selbst; 2=80-90 % selbst; 3=60-70 %; 4=50:50 %; 5=60-70 % PartnerIn; 6=80-90 % PartnerIn; 7=100 % PartnerIn

Abbildung 100: Effekte von Kindertyp und Geschlecht der/des Befragten auf die Verantwortung für kindspezifische Entscheidungen



Anm.: 1=100 % selbst; 2=80-90 % selbst; 3=60-70 %; 4=50:50 %; 5=60-70 % PartnerIn; 6=80-90 % PartnerIn; 7=100 % PartnerIn

Die Hypothese 7 wurde bestätigt: Soziale Elternteile sind für die Kinder des Partners bzw. der Partnerin weniger verantwortlich als leibliche Elternteile für ihre Kinder. Hierfür existieren kaum Unterschiede zwischen den Geschlechtern.

Zusammenfassung

Die Verantwortung für die verschiedenen Bereiche innerhalb der Partnerschaft in Patchwork-Familien ist vorwiegend nach dem Prinzip „deine Kinder, meine Kinder – deine Verantwortung, meine Verantwortung“ aufgeteilt, wobei die Männer hier weniger Unterschiede zwischen den Kindertypen machen als die Frauen. Bei den gemeinsamen Kindern gestaltet sich die Aufteilung, sowohl bei den in Kernfamilien Lebenden als auch bei den in Patchwork-Familien Lebenden, gewohnt traditionell. Die Frauen sind für alle Belange, die die Erziehung und Betreuung der Kinder betreffen, stärker verantwortlich, auch die Verantwortung für kindspezifische Entscheidungen liegt stärker bei ihnen, während die Männer überwiegend für die finanzielle Versorgung verantwortlich sind. Bei der Verantwortung für die Kinderbetreuung und die finanzielle Versorgung, also jene Bereiche, die „normalfamiliärentypisch“ am traditionellsten gestaltet sind, entsprechen auch die Elternteile von Kindern aus früheren Beziehungen etwas stärker den gewohnten Geschlechterklischees. In den anderen Bereichen jedoch tragen sie nach dem Prinzip der Leiblichkeit des Kindes die Verantwortung, unabhängig vom Geschlecht.

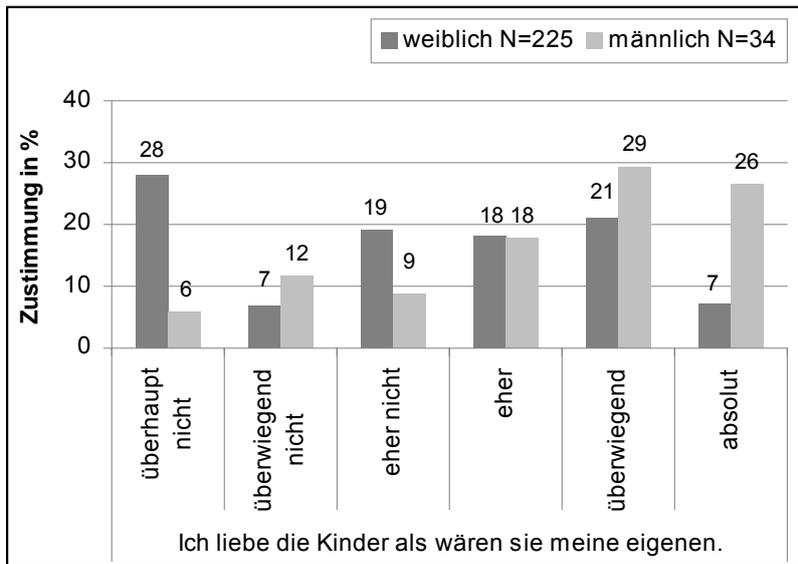
5.4.3 Soziale Elternschaft

In jeder Patchwork-Familie lebt zumindest ein Elternteil, der (auch) die Rolle eines sozialen Elternteils für zumindest ein Kind einnimmt. Von unseren Respondierenden trifft dies auf 31 % zu, aber nur 7 % sind ausschließlich sozialer Elternteil, während 24 % sowohl leiblicher als auch sozialer Elternteil sind. 34 % der Befragten haben Kinder aus einer früheren Beziehung in die Patchwork-Beziehung mitgebracht. Insgesamt 69 % der Befragten sind ausschließlich leibliche Elternteile.

Fünf Fragen wurden an die sozialen Elternteile gerichtet, die weiteren Aufschluss über ihre Position in der Familie und ihre Rolle als sozialer Elternteil geben.

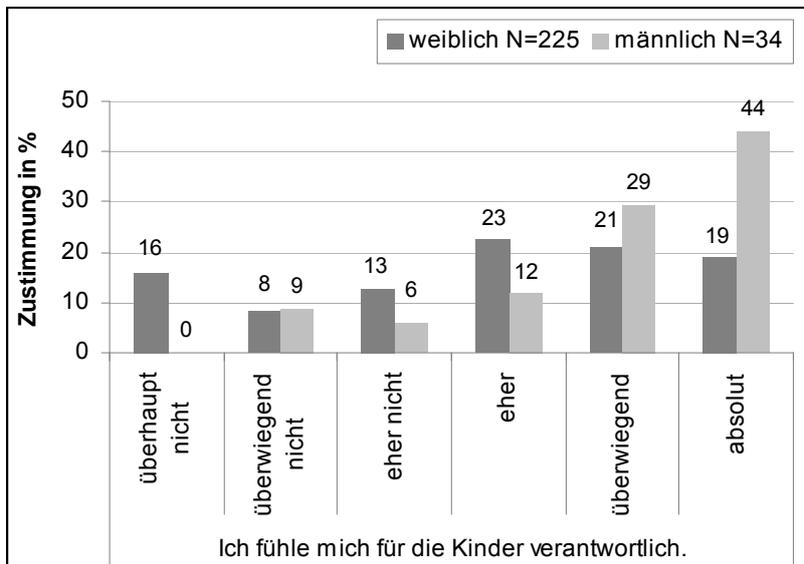
Zu der Aussage „Ich liebe die Kinder, als wären sie meine eigenen“, geben 28 % der Frauen, die (auch) sozialer Elternteil sind, an, dass dies überhaupt nicht zutrifft. Weitere 26 % sagen, dass dies eher bis überwiegend nicht zutreffend ist. Die sozialen Väter sind den Kindern ihrer Partnerin weit stärker zugetan als die sozialen Mütter. Für 54 % trifft es zumindest überwiegend zu, dass sie ihre sozialen Kinder lieben wie eigene Kinder und weitere 18 % finden dies zumindest eher zutreffend. Nur 6 % geben an, dass dies überhaupt nicht zutrifft.

Abbildung 101: Ausmaß der Zustimmung zu „Ich liebe die Kinder, als wären sie meine eigenen.“ für die Stichprobe der sozialen Elternteile, nach Geschlecht, in Prozent



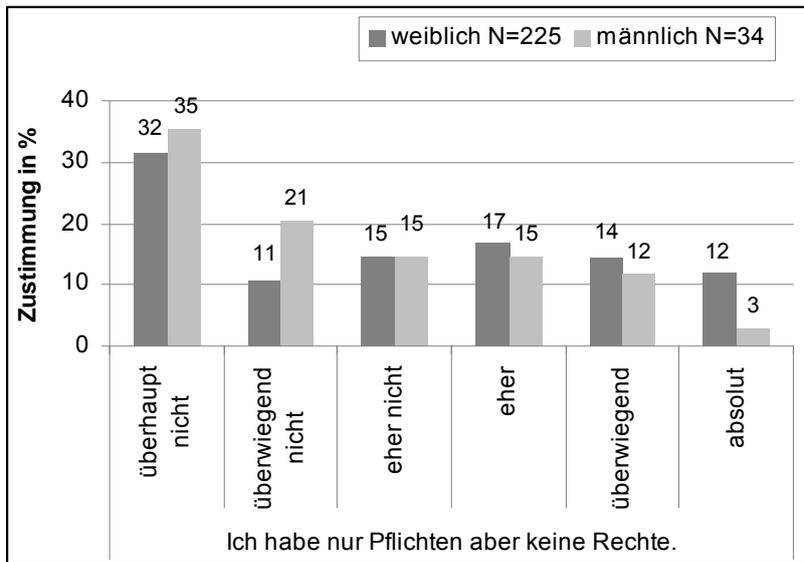
Die Männer fühlen sich auch in einem höheren Maße verantwortlich für die Kinder ihrer Partnerin. Nahezu drei Viertel stimmen dieser Frage zumindest mit „überwiegend“ zu, gegenüber nur 40 % der Frauen. Von diesen fühlen sich weitere 24 % kaum oder gar nicht für die Kinder des Partners oder der Partnerin verantwortlich, gegenüber nur 9 % der Männer.

Abbildung 102: Ausmaß der Zustimmung zu „Ich fühle mich für die Kinder verantwortlich.“ für die Stichprobe der sozialen Elternteile, nach Geschlecht, in Prozent



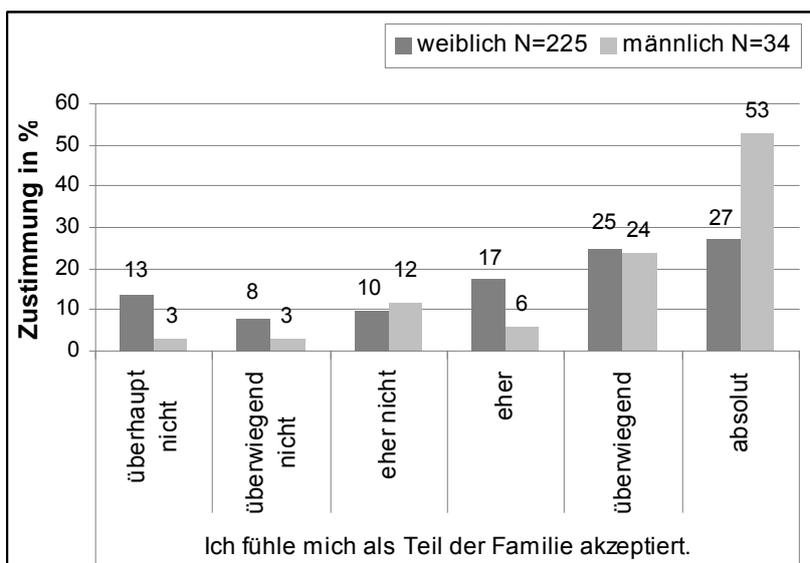
Rund ein Drittel der befragten Elternteile ist „überhaupt nicht“ der Ansicht, dass sie als soziale Elternteile nur Pflichten, aber keine Rechte haben. Aber mehr Frauen als Männer stimmen dieser Behauptung eher bis absolut zu.

Abbildung 103: Ausmaß der Zustimmung zu „Ich habe nur Pflichten, aber keine Rechte.“ für die Stichprobe der sozialen Elternteile, nach Geschlecht, in Prozent



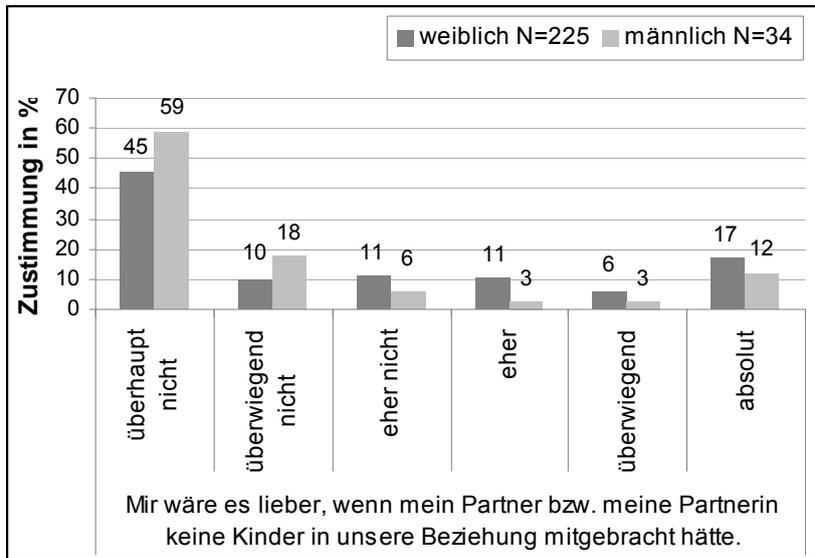
Über die Hälfte der Männer fühlt sich „absolut“ als Teil der Familie akzeptiert und auf weitere 30 % trifft dies eher bis überwiegend zu. Bei den Frauen ist dieses Gefühl weit weniger stark ausgeprägt. Nur 27 % stimmen absolut zu, weitere 42 % zumindest eher, aber rund ein Fünftel fühlt sich zumindest überwiegend nicht akzeptiert.

Abbildung 104: Ausmaß der Zustimmung zu „Ich fühle mich von meinem Partner/meiner Partnerin und den Kindern als Teil der Familie akzeptiert.“ für die Stichprobe der sozialen Elternteile, nach Geschlecht, in Prozent



Für 34 % der Frauen und 18 % der Männer stellt sich die soziale Elternschaft offenbar sehr ambivalent dar. Ihnen wäre es lieber wenn der Partner bzw. die Partnerin keine Kinder in die Beziehung mitgebracht hätte. Umgekehrt widersprechen rund 60 % der sozialen Väter und 45 % der sozialen Mütter dieser Aussage.

Abbildung 105: Ausmaß der Zustimmung zu „Mir wäre es lieber, wenn mein/e PartnerIn keine Kinder in die Beziehung mitgebracht hätte.“ für die Stichprobe der sozialen Elternteile, nach Geschlecht, in Prozent



Prüfung der Hypothese 8: Soziale Väter sind besser in ihre Patchwork-Familien integriert als soziale Mütter.

Zur Überprüfung, inwieweit soziale Elternteile in die Patchwork-Familien integriert sind, wurde zunächst eine Faktorenanalyse durchgeführt.

Die Items „Ich liebe die Kinder, als wären sie meine eigenen“ und „Ich fühle mich als Teil der Familie akzeptiert“ weisen einen starken, hoch signifikanten Zusammenhang auf ($r=,609$). So wie auch „Ich liebe die Kinder, als wären sie meine eigenen“ und „Ich fühle mich für die Kinder verantwortlich“ ($,694$). Auch steht das Gefühl der Verantwortlichkeit und jenes, als Teil der Familie akzeptiert zu sein, in einem hochsignifikanten Zusammenhang, allerdings ist hier der Korrelationskoeffizient etwas schwächer ausgeprägt ($r=,490$). Das Item „Ich habe nur Pflichten, aber keine Rechte“ interkorreliert hingegen mit keinem der anderen drei Items, sondern mit „Mir wäre es lieber, mein/e PartnerIn hätte keine Kinder in die Beziehung mitgebracht“ ($r=,367$).

Die Faktorenanalyse hat als Ergebnis dementsprechend zwei Faktoren, die zusammen 75 % der Varianz erklären und gut interpretierbar sind. Das Zusammenspiel von Liebe zu den Kindern und Verantwortungsgefühl diesen gegenüber und dem Gefühl, als Familienmitglied akzeptiert zu sein, weist auf eine gelungene Integration in das Familiensystem hin, daher wurde der Faktor 1 „gut integriert“ genannt. Auf den zweiten Faktor lädt „nur Pflichten, aber keine Rechte“ am höchsten und auch der Wunsch, nicht mit Kindern des Partners/der Partnerin aus einer früheren Beziehung konfrontiert zu sein, was dahingehend interpretiert werden kann, dass Probleme mit den Kindern bzw. wegen der Kinder in der Partnerschaft bestehen und der soziale Elternteil damit in Konkurrenz zu den Kindern steht. Daher wurde der Faktor 2 „konkurrierend“ genannt.

Faktor 1: Gut integriert

- Ich liebe die Kinder meines Partners bzw. meiner Partnerin, als wären sie meine eigenen. ($,899$)

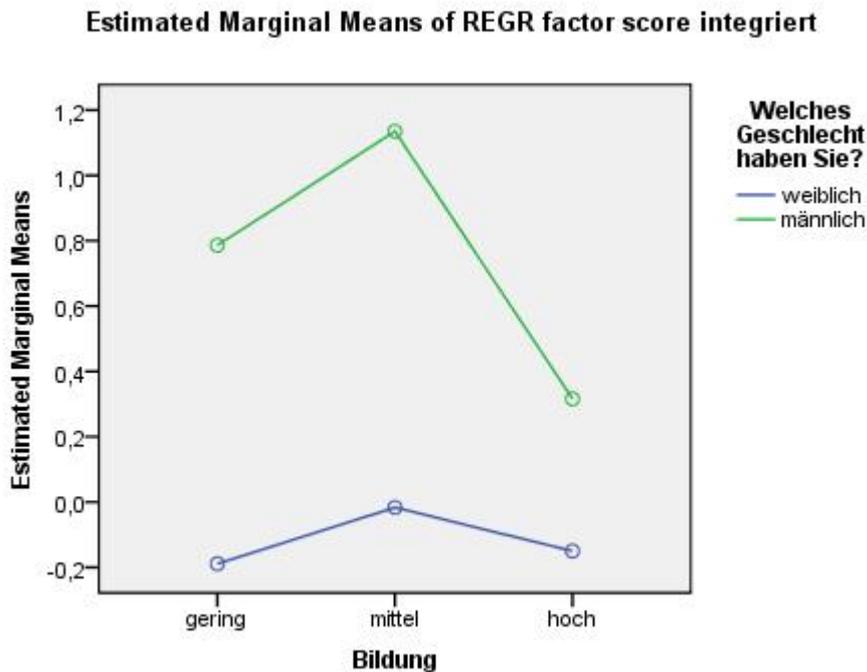
- Ich fühle mich für die Kinder meines Partners bzw. meiner Partnerin verantwortlich. (.863)
- Ich fühle mich von den Kindern meines Partners bzw. meiner Partnerin als Teil der Familie akzeptiert. (.777)

Faktor 2: Konkurrierend

- Ich habe als sozialer Elternteil bzw. Stiefelternteil nur Pflichten, aber keine Rechte. (.909)
- Mir wäre es lieber, wenn mein Partner bzw. meine Partnerin keine Kinder in unsere Beziehung mitgebracht hätte. (.692)

In der univariaten zweifaktoriellen Varianzanalyse, in der der gleichzeitige Einfluss von Bildung und Geschlecht der Befragten auf die Faktoren getestet wurde, ist das Geschlecht signifikant und die Bildung insignifikant. Soziale Väter fühlen sich signifikant besser in ihre Patchwork-Familiensysteme integriert als die sozialen Mütter. Auf hoch gebildete Männer trifft dies tendenziell etwas weniger zu (Abbildung 106). Bezüglich des Faktors „konkurrierend“ fanden sich keine signifikanten Unterschiede.

Abbildung 106: Effekte von Geschlecht und Bildung auf den Faktorwert „gut integriert“ für die Stichprobe der sozialen Elternteile

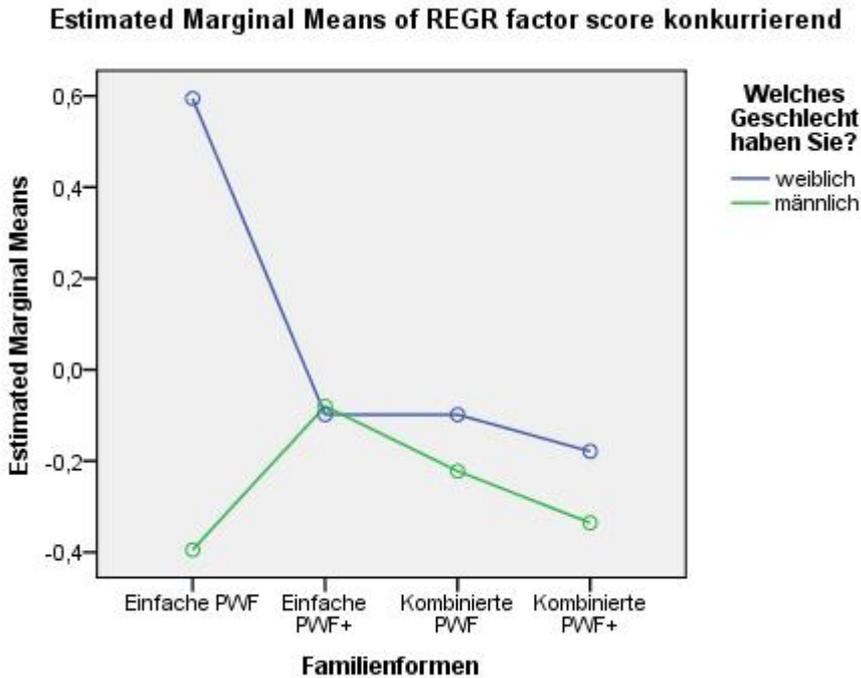


Anm.: Positive Werte sprechen für eine gute Integration in die Familie

Untersucht man die einzelnen Patchwork-Familienformen auf Unterschiede, zeigt sich, dass sich die Gruppe der sozialen Mütter in einfachen Patchwork-Familien weit stärker in Konkurrenz mit den Kindern des Partners bzw. der Partnerin befindet. Für die Männer existieren hier keine signifikanten Unterschiede zwischen den Familienformen.

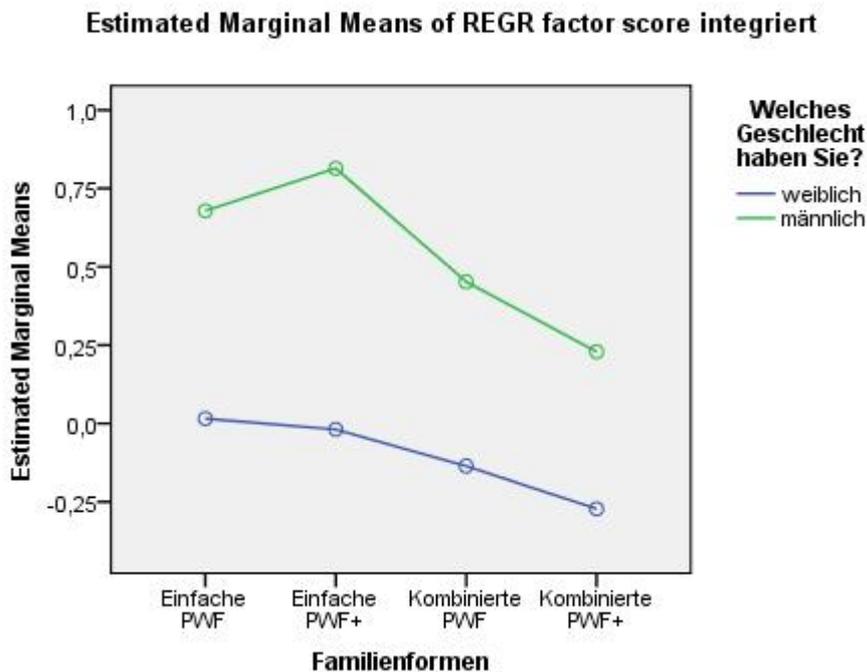
Tendenziell besser integriert fühlen sich die sozialen Elternteile aber insgesamt in die einfachen PWF-Formen als in die kombinierten PWF-Formen. Ließe sich dieses Ergebnis statistisch absichern, würde dies bedeuten, dass es dann am schwierigsten ist, sich zu einer neuen Familie zu formieren und die Integration als sozialer Elternteil zu schaffen, wenn beide Partner Kinder in die Beziehung mitbringen.

Abbildung 107: Effekte von Geschlecht und Patchwork-Familienform auf den Faktorwert „konkurrierend“ für die Stichprobe der sozialen Elternteile



Anm.: Positive Werte stehen für eine gute Integration in die Familie

Abbildung 108: Effekte von Geschlecht und Patchwork-Familienform auf den Faktorwert „gut integriert“ für die Stichprobe der sozialen Elternteile



Anm.: Positive Werte stehen für eine gute Integration in die Familie

Die Hypothese 8 wurde bestätigt: Die sozialen Väter fühlen sich signifikant besser in ihre Patchwork-Familiensysteme integriert als die sozialen Mütter.

Prüfung der Hypothese 9: Die Dauer des Alleinerziehens der Kinder vor der neuen Partnerschaft steht im Zusammenhang mit dem Gelingen der Integration des sozialen Elternteils in die Familie.

Zur Überprüfung dieser Hypothese wurden die Werte des Faktors „gut integriert“, mit der Dauer des Lebens alleine mit den Kindern, vor dem Zusammenziehen mit dem Partner, korreliert. Es erwies sich kein signifikanter Zusammenhang zwischen diesen beiden Faktoren ($r = ,112$; $p = ,117$). Das Gelingen oder Misslingen der Integration des sozialen Elternteils erfolgt also unabhängig von der Dauer des Alleinerziehens vor dem Zusammenziehen mit dem neuen Partner oder der neuen Partnerin.

Die Hypothese 9 wurde verworfen: Es besteht kein signifikanter Zusammenhang zwischen der Dauer des Alleinerziehens der Kinder vor der neuen Partnerschaft mit der gelungenen Integration des sozialen Elternteils.

Zusammenfassung

Zur sozialen Elternschaft ist hervorzuheben, dass soziale Mütter offenbar größere Probleme haben, sich in die Patchwork-Familie zu integrieren als soziale Väter. Tendenziell besser scheinen die sozialen Elternteile sich aber insgesamt innerhalb einfacher PWF-Formen in das Familiensystem integrieren zu können als innerhalb der kombinierten PWF-Formen. Bildungsspezifische Unterschiede wurden im multifaktoriellen Modell nicht gefunden.

5.4.4 Beziehung zum externen Elternteil

Hat man gemeinsame Kinder, bleibt man im Falle einer Trennung, ob freiwillig oder unfreiwillig, über die gemeinsame Elternschaft, mit dem Expartner verbunden. Im besten Fall für das Kind gelingt es den Eltern, ihre Trennungskonflikte als Paar von ihrer gemeinsamen Verantwortung für die Kinder getrennt zu sehen und im Sinne des Kindes einen funktionierenden Austausch herzustellen. Je emotional unverstrickter die getrennten Eltern miteinander im Kontakt stehen können, umso eher wird das Kind, das meist beiden Elternteilen zugetan ist und keinen der beiden verlieren will, konfliktfrei seine eigenen Beziehungen mit den Elternteilen weiterentwickeln können. Allerdings besteht auch die Möglichkeit, dass die Kinder zwar regelmäßig Kontakt zum getrennt lebenden Elternteil haben, aber die Eltern untereinander nicht oder nur sehr wenig.

Natürlich gibt es Gründe, die ein Aufrechterhalten des Kontakts zum getrennten Elternteil für den sorgeberechtigten Elternteil verunmöglichen oder dem Wohl des Kindes entgegenstehen würden, wie Gewaltausübung, Sucht, schwere psychische Erkrankungen oder auch eine Verweigerung des getrennten Elternteils, den Kontakt aufrechtzuerhalten, bzw. eine örtliche Distanz, die den Kontakt erschwert oder verunmöglicht. Diese Differenzierung können wir hier aber nicht treffen, da die Gründe der Trennung nicht hinterfragt wurden.

Wie auch immer, für das System Patchwork-Familie können das Kontaktausmaß zum externen Elternteil und die Qualität des Kontakts zu diesem Konsequenzen für das Gelingen bzw. Misslingen der Folgefamilie haben. Auch wird sich möglicherweise die Eigendefinition als Familie insofern unterscheiden, ob der externe Elternteil ausgeblendet oder als Teil des Familiensystems betrachtet wird.

Diese Fragen können im Rahmen dieser Studie nicht umfassend behandelt und beantwortet werden, aber es soll zumindest ein Einblick gegeben werden, wie es um die Beziehung der getrennten Elternteile steht und auch um die Beziehung der „neuen“ Partner oder Partnerinnen zu den jeweiligen Ex-Partnern. Dafür wurden den Befragten eine Frage zum Ausmaß des Kontakts und vier Fragen zur Beziehungsqualität zum externen Elternteil gestellt, die auf einer bipolaren Skala zu beantworten waren.

Die nachfolgenden Diagramme zeigen die prozentualen Häufigkeiten der Antworten, jeweils aus der Perspektive der leiblichen Elternteile eines Kindes aus einer früheren Beziehung für sich selbst und auch für den Partner oder die Partnerin und aus der Perspektive des sozialen Elternteils für sich selbst und den Partner bzw. die Partnerin. Die Fragenblöcke wurden für jedes Kind getrennt vorgegeben.

Ein sehr hoher Anteil von über 50 % der Befragten mit Kind aus einer früheren Beziehung geben an, kaum oder gar keinen Kontakt mit dem anderen Elternteil zu haben. Für ihre Partner oder Partnerinnen geben sie hier sogar 75 % an. Umgekehrt haben 10 % viel Kontakt mit dem getrennten Partner. Von den sozialen Elternteilen gibt sogar noch ein höherer Anteil an,

keinen Kontakt zum anderen leiblichen Elternteil des Kindes zu haben. Und auch insgesamt gesehen geben sie für sich selbst tendenziell weniger Kontakt mit dem externen Elternteil an, und mehr Kontakt des Partners bzw. der Partnerin zu diesem.

Abbildung 109: Eigener Kontakt und Kontakt des Partners/der Partnerin mit dem externen Elternteil des eigenen Kindes aus einer früheren Beziehung

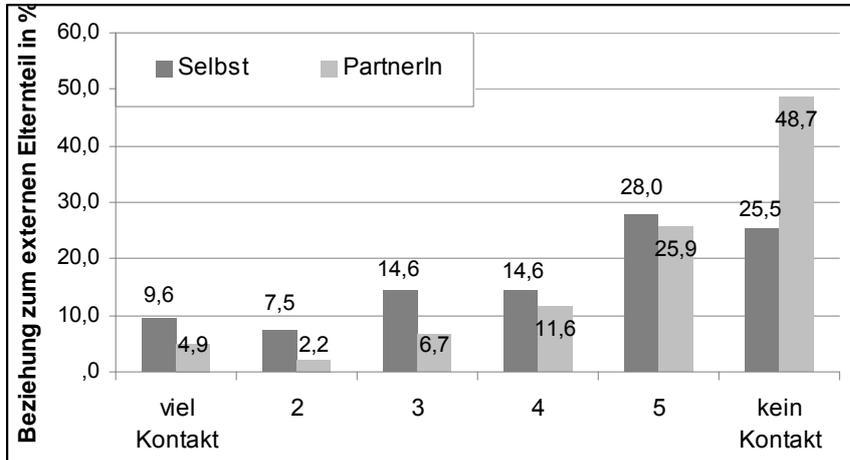
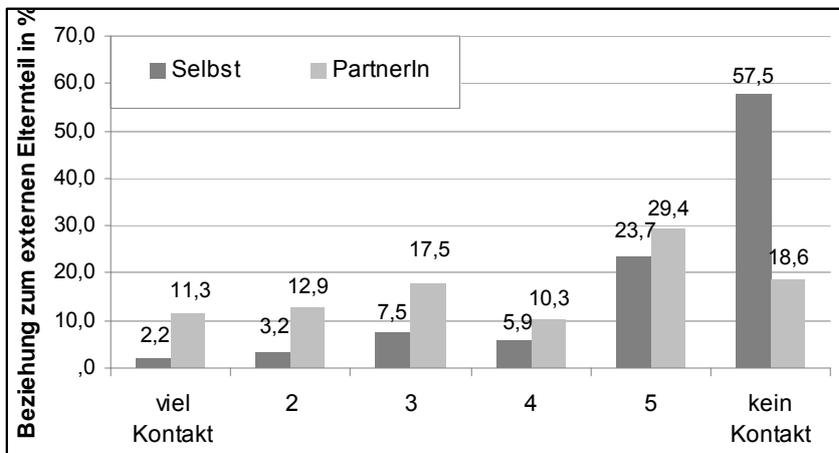


Abbildung 110: Eigener Kontakt und Kontakt des Partners/der Partnerin mit dem externen Elternteil des sozialen Kindes



Für ein Viertel ist der Expartner bzw. die Expartnerin bereits fremd geworden. Auch die sozialen Elternteile schätzen dies in diesem Maße für ihre Partner oder Partnerinnen ein. Der Anteil der sozialen Elternteile, die den externen Elternteil als fremd empfindet, ist jedoch noch höher, als dies von leiblichen Elternteilen gesehen wird.

Abbildung 111: Eigene Beziehungsqualität „vertraut – fremd“ mit dem externen Elternteil des eigenen Kindes aus einer früheren Beziehung und die des Partners/der Partnerin

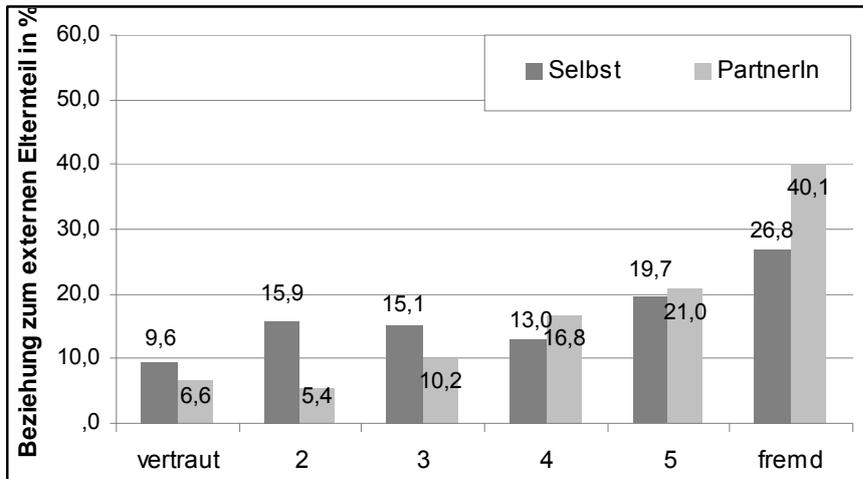
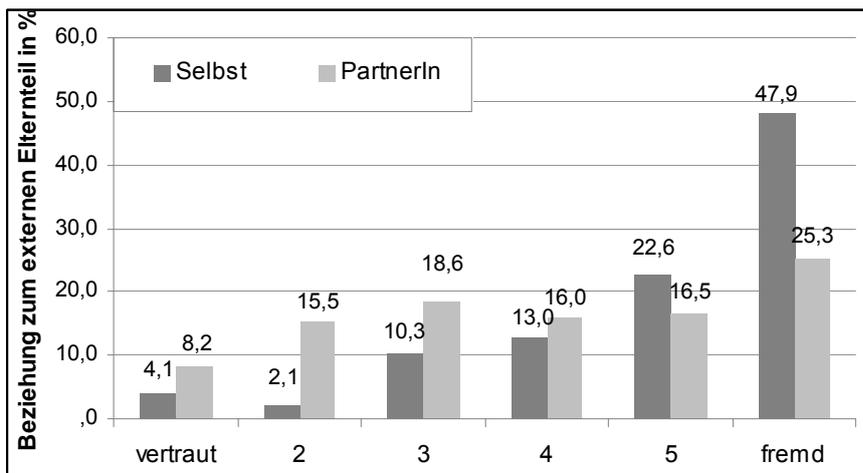


Abbildung 112: Eigene Beziehungsqualität „vertraut – fremd“ mit dem externen Elternteil des sozialen Kindes und die des Partners/der Partnerin



Überwiegend geben die Befragten die Beziehung zum externen Elternteil als sachlich an. Für ihre Partnerin oder ihren Partner schätzen sie diese in einem stärkeren Ausmaß als sachlich ein, als für sich selbst. Die sozialen Elternteile stimmen, was sie selbst anbelangt, damit weitgehend überein, allerdings empfinden sie die Beziehung des Partners bzw. der Partnerin zum externen Elternteil als emotionaler, als diese dies selbst sehen.

Abbildung 113: Eigene Beziehung „sachlich – emotional“ mit dem externen Elternteil des eigenen Kindes aus einer früheren Beziehung und die des Partners/der Partnerin

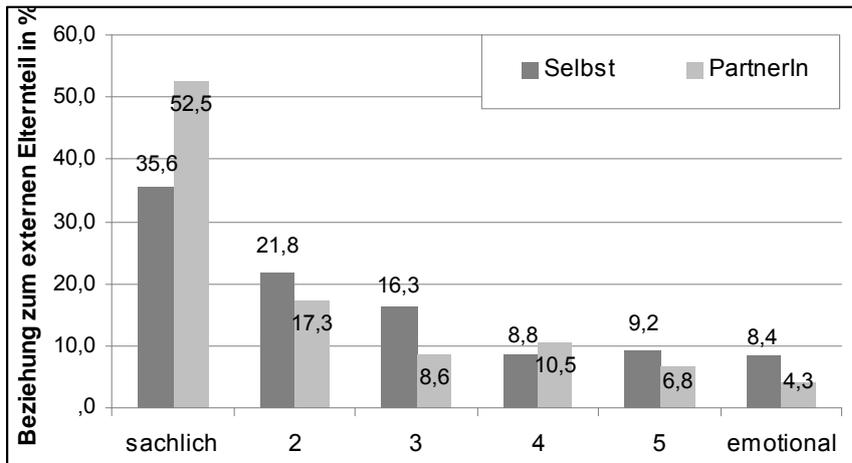
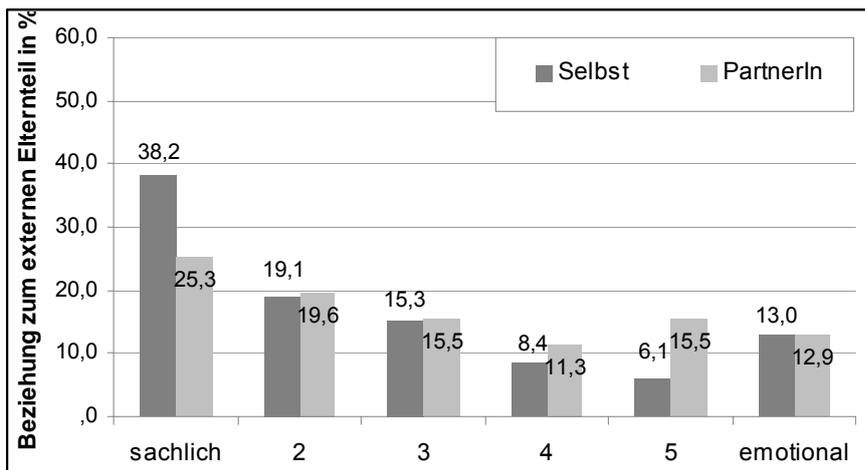


Abbildung 114: Eigene Beziehung „sachlich – emotional“ mit dem externen Elternteil des sozialen Kindes und die des Partners/der Partnerin



Als konfliktbehaftet erlebt rund ein Viertel der Befragten mit eigenem Kind aus einer früheren Partnerschaft die Beziehung zum Expartner oder zur Expartnerin. Die anderen 75 % verteilen sich eher gleichmäßig über die Skala. Für den Partner oder die Partnerin wird dies ähnlich gesehen. Aus der Sicht der sozialen Elternteile ist die Beziehung zum externen Elternteil konfliktbehafteter, sowohl ihre eigene als auch die ihres Partners bzw. ihrer Partnerin. So beschreiben sie auch die Beziehungen als weit belasteter, als die leiblichen Elternteile ihre Beziehung zum externen Elternteil betrachten.

Abbildung 115: Eigene Beziehung „harmonisch – konfliktbehaftet“ mit dem externen Elternteil des eigenen Kindes aus einer früheren Beziehung und die des Partners/der Partnerin

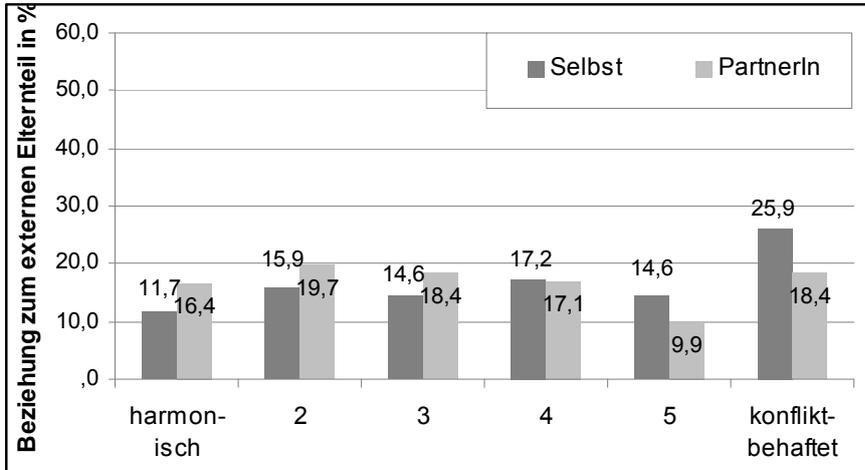


Abbildung 116: Eigene Beziehung „harmonisch – konfliktbehaftet“ mit dem externen Elternteil des sozialen Kindes und die des Partners/der Partnerin

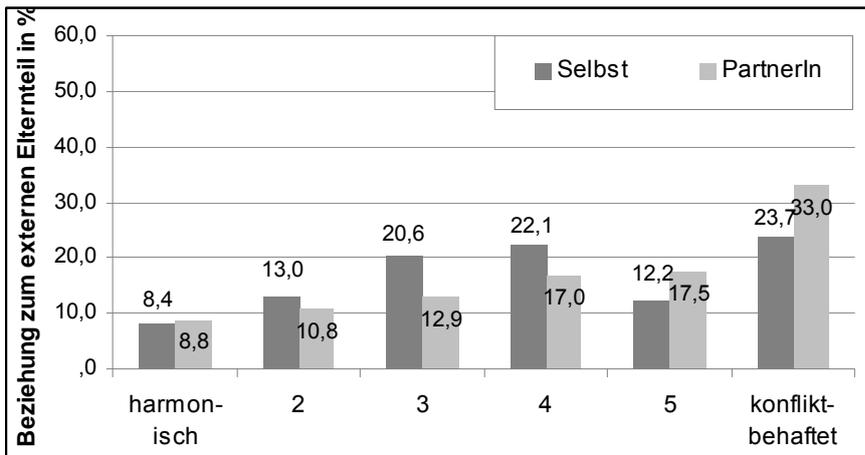


Abbildung 117: Eigene Beziehung „unbelastet – belastet“ mit dem externen Elternteil des eigenen Kindes aus einer früheren Beziehung und die des Partners/der Partnerin

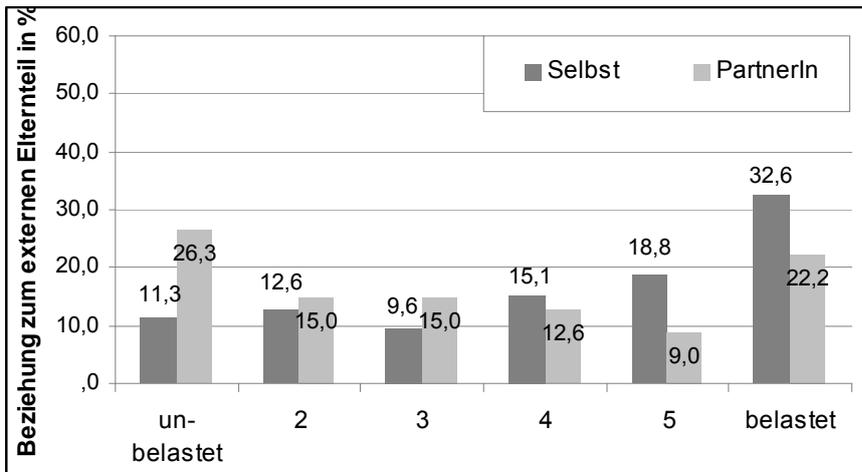
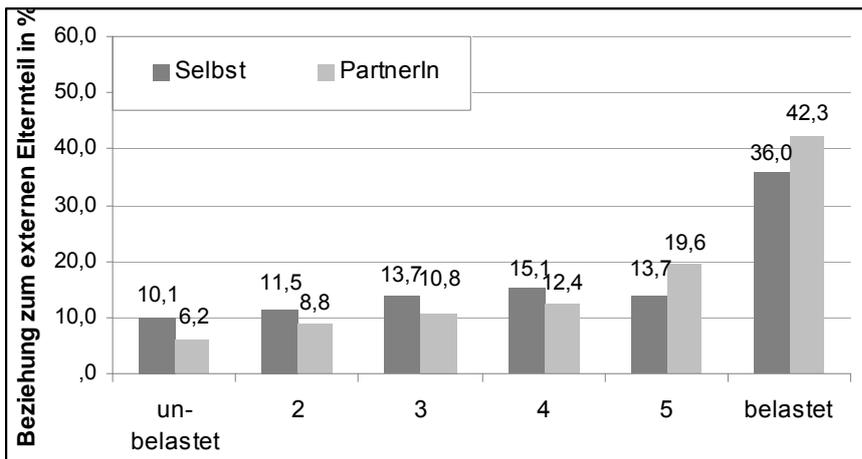


Abbildung 118: Eigene Beziehung „unbelastet – belastet“ mit dem externen Elternteil des sozialen Kindes und die des Partners/der Partnerin



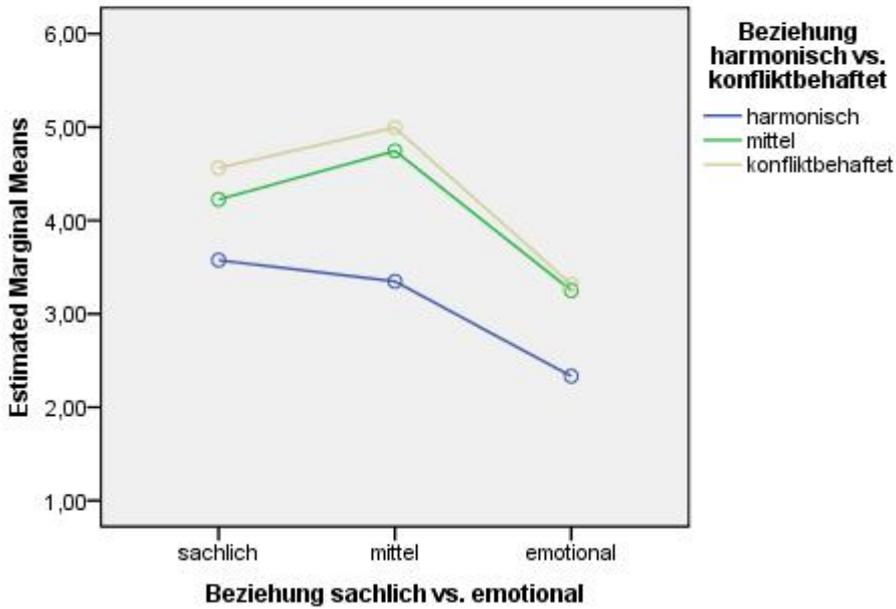
Konfliktausmaß, Belastetheit der Beziehung, Vertrautheit vs. Fremdheit und Kontaktausmaß stehen in hochsignifikantem Zusammenhang miteinander, während die Emotionalität der Beziehung nicht mit dem Kontaktausmaß korreliert. Allerdings sind die Zusammenhänge komplizierter, als man zunächst annehmen könnte.

Je konfliktbehafteter die Beziehung zum externen Elternteil empfunden wird, desto seltener wird der Kontakt gesucht. Wird die Beziehung aber emotional erlebt, steht dies in Zusammenhang mit einer höheren Kontakthäufigkeit, auch wenn die Beziehung als konflikthaft empfunden wird (Abbildung 119).

Abbildung 120 ist zu entnehmen, dass vor allem emotionale Beziehungen, die als unbelastet empfunden werden, ein sehr hohes Kontaktausmaß aufweisen. Ist die Beziehung hingegen sachlich gestaltet, ist das Ausmaß der Belastetheit irrelevant und es besteht eine mittlere Kontakthäufigkeit zum externen Elternteil. Diese Gruppe scheint am ehesten die Paarebene von der Elternebene getrennt halten zu können.

Abbildung 119: Effekte von den Beziehungsqualitäten „sachlich vs. emotional“ und „harmonisch vs. konfliktbehaftet“ auf die Kontakthäufigkeit zum externen Elternteil

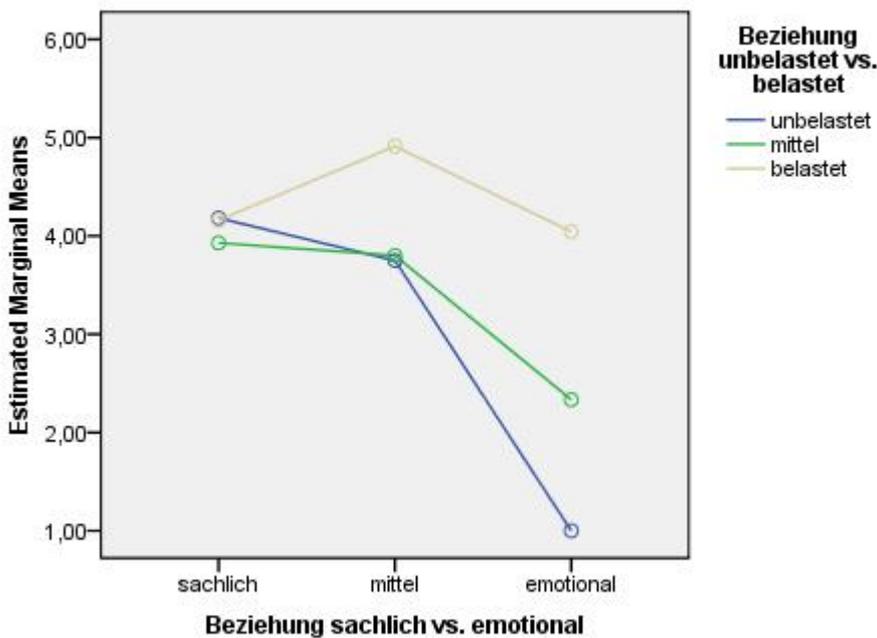
Estimated Marginal Means of Kontaktausmaß zum externen Elternteil



Anm.: 1=viel Kontakt; 6=kein Kontakt

Abbildung 120: Effekte von den Beziehungsqualitäten „sachlich vs. emotional“ und „unbelastet vs. belastet“ auf die Kontakthäufigkeit zum externen Elternteil

Estimated Marginal Means of Kontaktausmaß zum externen Elternteil



Anm.: 1=viel Kontakt; 6=kein Kontakt

Zusammenfassung

Die Hälfte der Befragten mit eigenem Kind aus einer früheren Beziehung haben kaum oder gar keinen Kontakt zum anderen Elternteil des Kindes. Jeder oder jede Zehnte hat hingegen viel Kontakt. Die Beziehung zum externen Elternteil wird überwiegend als sachlich bezeichnet, konflikthafte und belastete Beziehungen sind aber sehr häufig vorhanden. Je konfliktreicher die Beziehung ist, umso seltener wird der Kontakt gesucht. Wird die Beziehung aber gleichzeitig emotional erlebt, steht dies in Zusammenhang mit einer hohen Kontakthäufigkeit. Ist die Beziehung hingegen sachlich gestaltet, ist das Ausmaß der Belastetheit der Beziehung zum externen Elternteil irrelevant und es besteht eine mittlere Kontakthäufigkeit. Diese Gruppe scheint am ehesten die Paarebene von der Elternebene getrennt halten zu können.

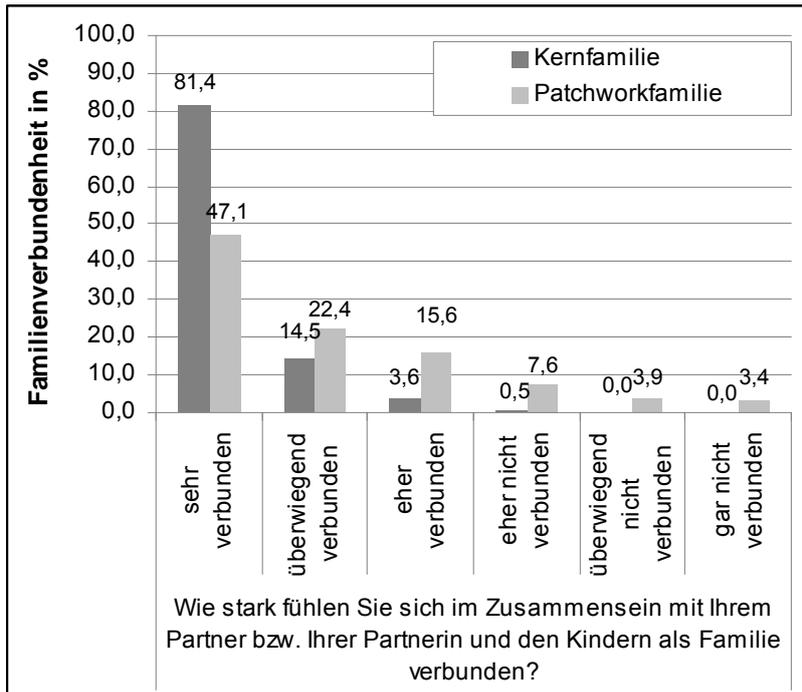
5.4.5 Familienverbundenheit und Familienbegriff

Weitere wesentliche Fragen in Bezug auf Patchwork-Familien befassen sich damit, wie lange es braucht, bis Erwachsene und Kinder in Patchwork-Familien sich als Familie empfinden und welche Selbstdefinition sie für ihre Gemeinschaft von Erwachsenen und Kindern haben. Im Rahmen dieser Studie wurden nur Elternteile befragt, insofern kann auch nur über diese eine Aussage getroffen werden. Ihnen wurde die Frage gestellt, inwieweit sie sich gemeinsam mit dem Partner oder der Partnerin und den Kindern als Familie verbunden fühlen. In Bezug auf die Selbstdefinition dieser Gemeinschaft wurde die Frage gestellt, welcher von verschiedenen Familienbegriffen am passendsten empfunden wird.

Etwas über 80 % der in Kernfamilien lebenden Befragten fühlen sich sehr mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin und Kindern als Familie sehr verbunden. Dem gegenüber stehen 47 % der in Patchwork-Familien lebenden Befragten, auf die dies ebenso zutrifft; weitere 38 %, die sich zumindest eher verbunden fühlen, und rund 15 %, die sich eher bis gar nicht als Familie verbunden fühlen (siehe Abbildung 121).

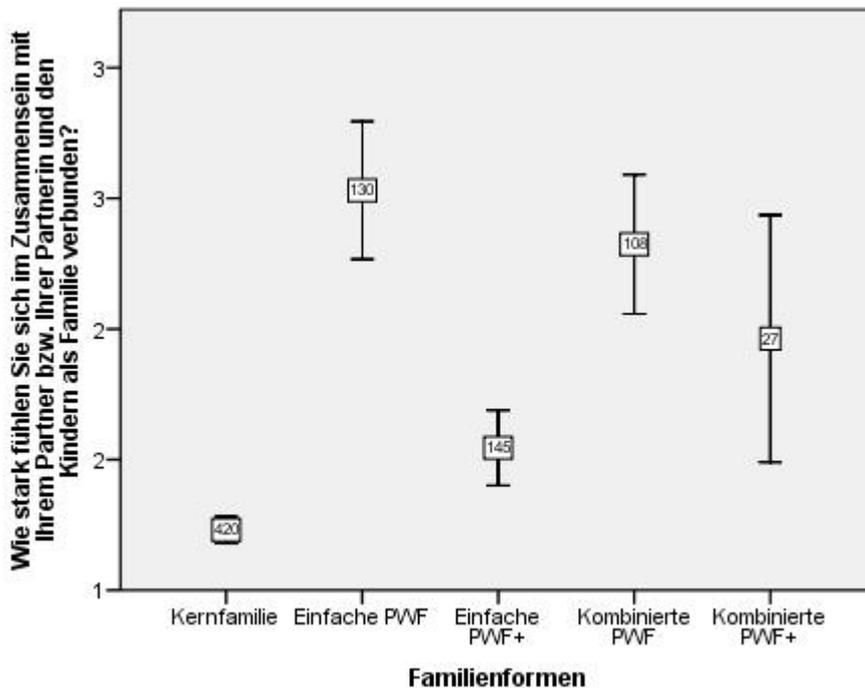
Das nur wenig überraschende Ergebnis ist, dass sich in Patchwork-Familien Lebende hochsignifikant geringer mit dem Partner bzw. der Partnerin und den Kindern als Familie verbunden fühlen (Kolmogorov-Smirnov- $Z=4,984$; $p=,000$). Signifikante geschlechts- oder bildungs-spezifische Unterschiede finden sich nicht.

Abbildung 121: Familienverbundenheit nach Familienform in Prozent



Der Mittelwertvergleich der Familienformen (Abbildung 122) zeigt, dass es nicht nur zwischen Kernfamilie und Patchwork-Familie, sondern auch zwischen PWF-Formen signifikante Unterschiede gibt, wie sehr das Gefühl der Verbundenheit als Familie ausgeprägt ist. Wenn es gemeinsame Kinder in der Patchwork-Familie gibt, dann ist die Familienverbundenheit höher. Dies trifft signifikant für die einfache PWF+ gegenüber den Formen ohne gemeinsame Kinder zu. Die einfache Patchwork-Familie nähert sich mit einem gemeinsamen Kind dem Gefühl der Familienverbundenheit von in Kernfamilien lebenden Elternteilen an. Die kombinierte PWF+ zeigt hingegen nur die Tendenz zu einer stärkeren Familienverbundenheit. Dies könnte damit zu tun haben, dass es schwieriger ist, ein neues Familiensystem zu bilden, wenn beide Partner Kinder in die Beziehung mitbringen, so wie es sich bereits bei der Integration des sozialen Elternteils gezeigt hat. Allerdings ist die Stichprobe für die kombinierten PWF+ mit N=27 sehr klein.

Abbildung 122: Mittelwertsvergleich der Familienverbundenheit, nach PWF-Form

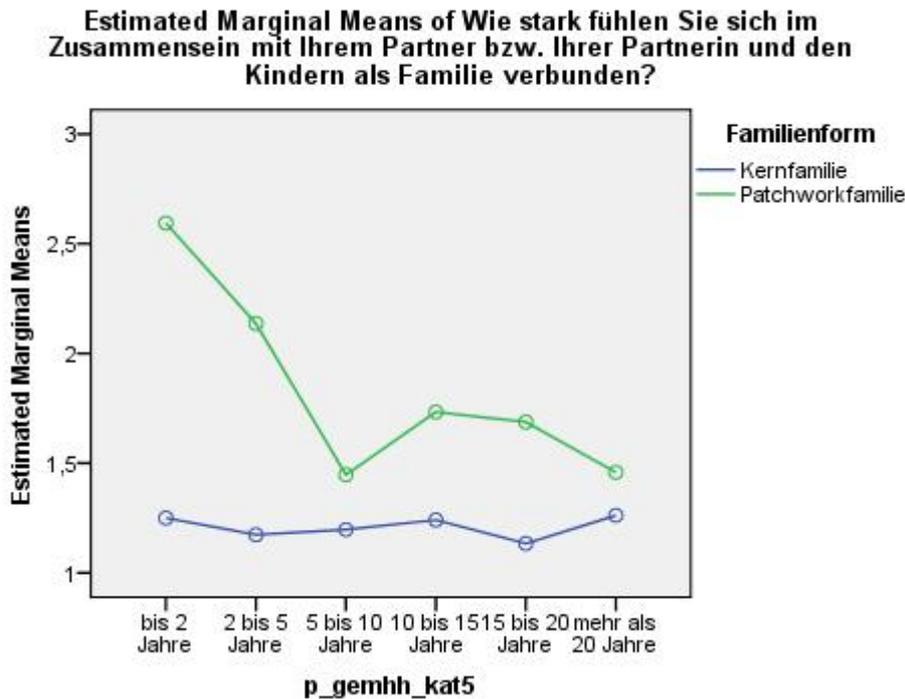


Anm.: Ein geringer Wert bedeutet ein hohes Gefühl von Familienverbundenheit

Prüfung der Hypothese 10: Es besteht ein Zusammenhang zwischen der Dauer des Zusammenlebens und dem Gefühl der Familienverbundenheit.

Diese Hypothese wurde mittels einer univariaten dreifaktoriellen Varianzanalyse geprüft. Die Familienform und die Dauer des Zusammenlebens zeigen signifikante Effekte auf das Gefühl der Familienverbundenheit. Geschlechtsspezifische Unterschiede gibt es nicht. Kernfamilien fühlen sich, unabhängig von der Dauer des Zusammenlebens, stark als Familie verbunden. Für Patchwork-Familien zeigt sich, dass es zumindest fünf Jahre braucht, bis sich die Erwachsenen als Familie mit dem Partner oder der Partnerin und den Kindern stärker verbunden fühlen. Ab der Dauer von 10 Jahren nimmt diese Verbundenheit wieder ab, um ab der Dauer von 15 Jahren wieder zuzunehmen.

Abbildung 123: Effekte von Dauer des gemeinsamen Haushalts und Familienform auf das Gefühl der Familienverbundenheit



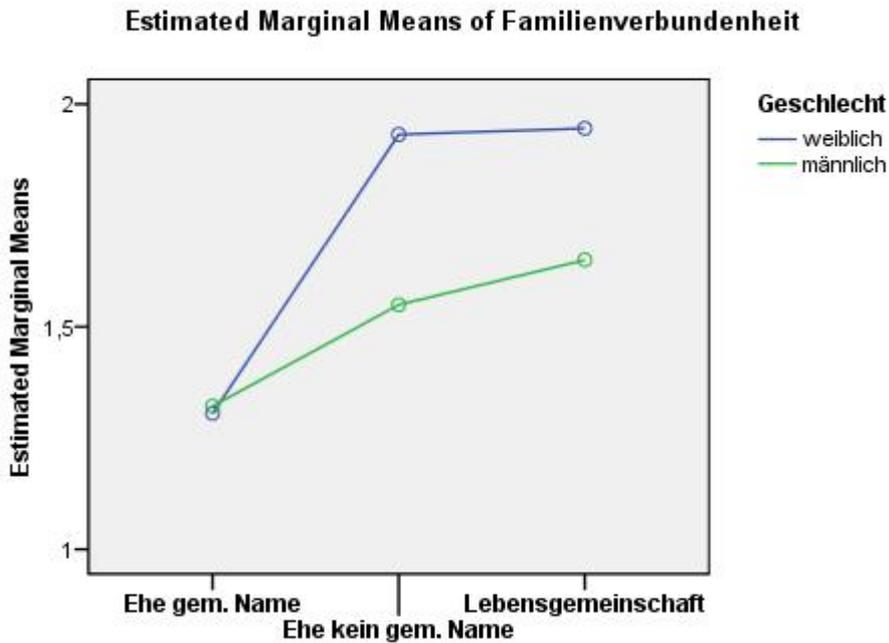
Anm.: 1=sehr verbunden; 2=überwiegend verbunden; 3=eher verbunden; 4=eher nicht verbunden; 5=überwiegend nicht verbunden; 6=gar nicht verbunden

Hypothese 10 wurde bestätigt: Es besteht ein signifikanter Zusammenhang zwischen der Dauer des Zusammenlebens und dem Gefühl der Familienverbundenheit in Patchwork-Familien. Die Familienverbundenheit ist für diese am stärksten bei einer Beziehungsdauer von fünf bis zehn Jahren ausgeprägt und nimmt danach wieder etwas ab.

Die Stärke der Familienverbundenheit steht auch mit der Institution der Ehe und der Entscheidung, einen gemeinsamen Familiennamen zu tragen, in Verbindung. Dies trifft für beide Geschlechter zu, aber Frauen empfinden viel weniger Verbundenheit, wenn sie keinen gemeinsamen Familiennamen mit dem Partner haben, während dies für die Männer weniger Unterschied macht

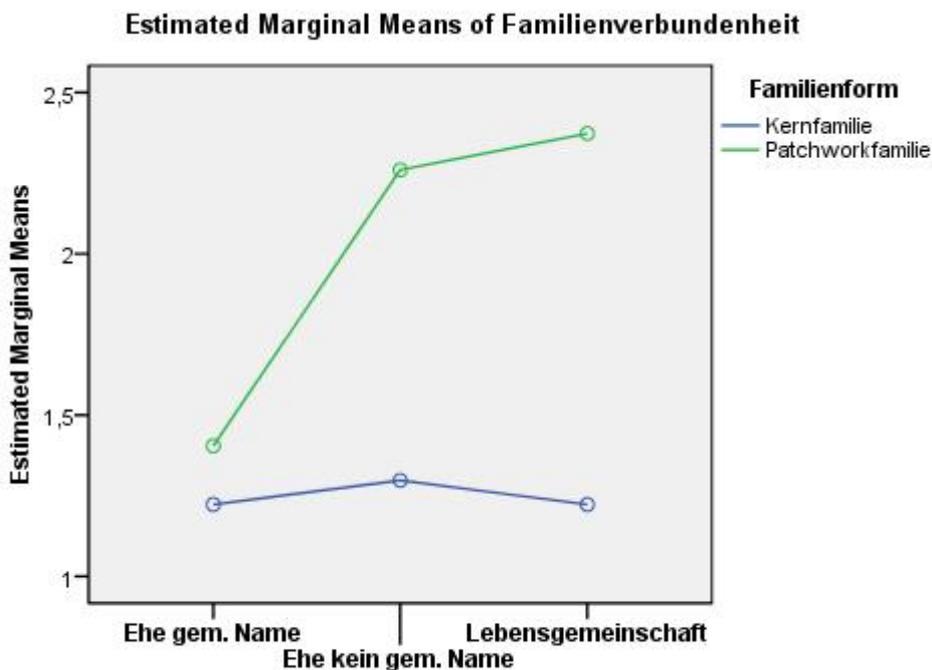
Noch deutlicher sind aber die Unterschiede zwischen den Familienformen. Für in Kernfamilien Lebende ist die Familienverbundenheit immer gleich stark ausgeprägt, unabhängig davon, ob sie nun verheiratet sind oder nicht und auch davon, ob sie einen gemeinsamen Familiennamen tragen oder nicht. Bei in Patchwork-Familien Lebenden ist die Ehe und das Annehmen eines gemeinsamen Namens hingegen von starker Bedeutung für das Gefühl der Familienverbundenheit. Wird geheiratet und ein gemeinsamer Name angenommen, dann nähert sich die Familienverbundenheit stark der der in Kernfamilien Lebenden an. Der gemeinsame Name ist hier von entscheidender Bedeutung, während die Ehe an sich, ohne das Annehmen eines gemeinsamen Namen, weniger Einfluss hat bzw. weniger Ausdruck einer starken Familienverbundenheit ist

Abbildung 124: Effekte von Ehestatus und Geschlecht auf das Gefühl der Familienverbundenheit



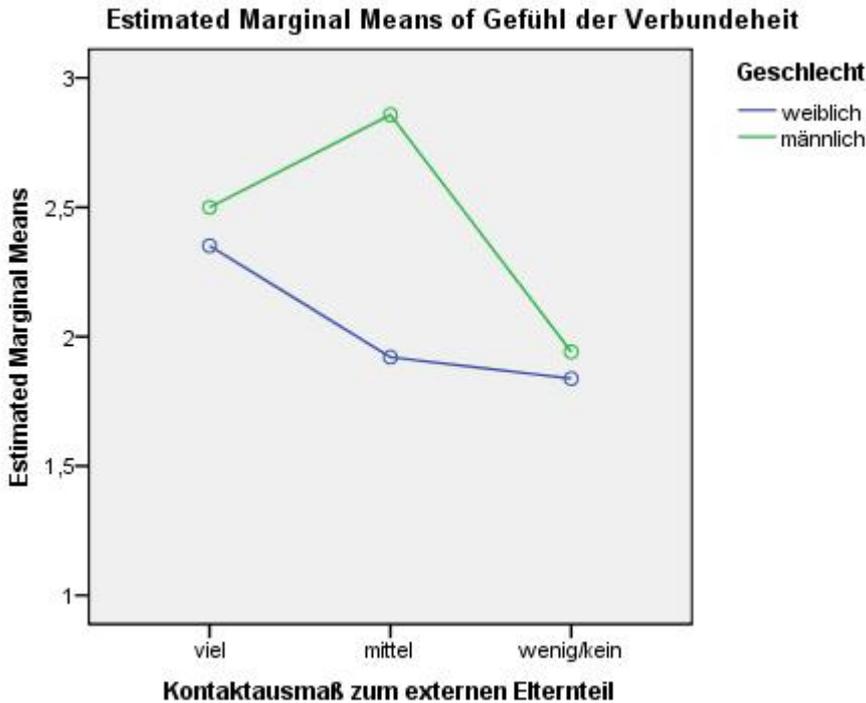
Anm.: 1=sehr verbunden; 2=überwiegend verbunden; 3=eher verbunden; 4=eher nicht verbunden; 5=überwiegend nicht verbunden; 6=gar nicht verbunden

Abbildung 125: Effekte von Ehestatus und Familienform auf das Gefühl der Familienverbundenheit



Es zeigen sich aber auch Zusammenhänge zwischen der Familienverbundenheit und dem Kontaktausmaß zum externen Elternteil. Je weniger Kontakt zum externen Elternteil, umso stärker wird das Gefühl der Familienverbundenheit.

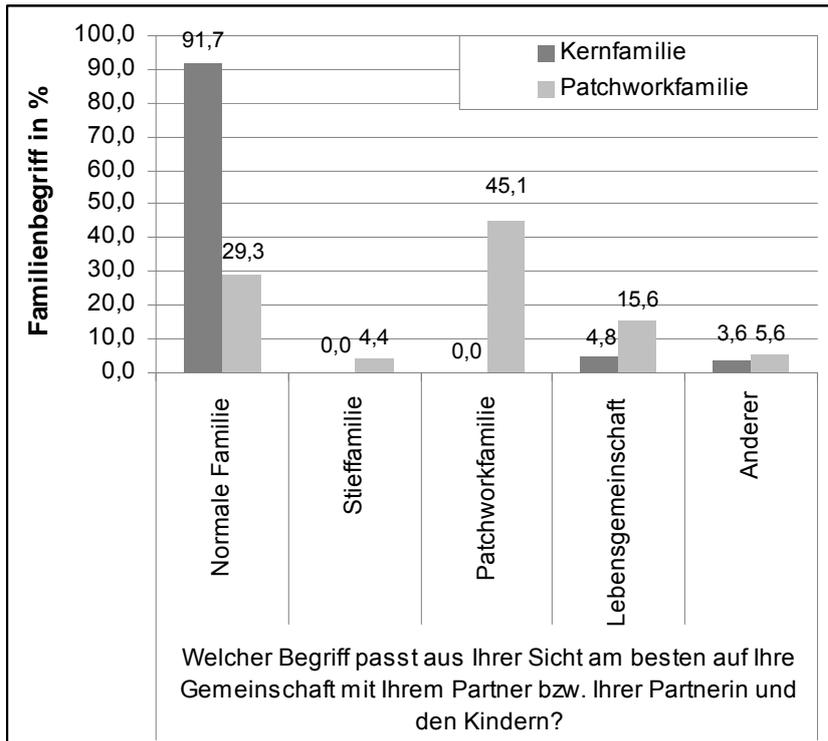
Abbildung 126: Effekte von Kontaktausmaß zum externen Elternteil auf das „Gefühl der Verbundenheit als Familie“ nach Geschlecht



Anm.: 1=sehr verbunden; 2=überwiegend verbunden; 3=eher verbunden; 4=eher nicht verbunden; 5=überwiegend nicht verbunden; 6=gar nicht verbunden

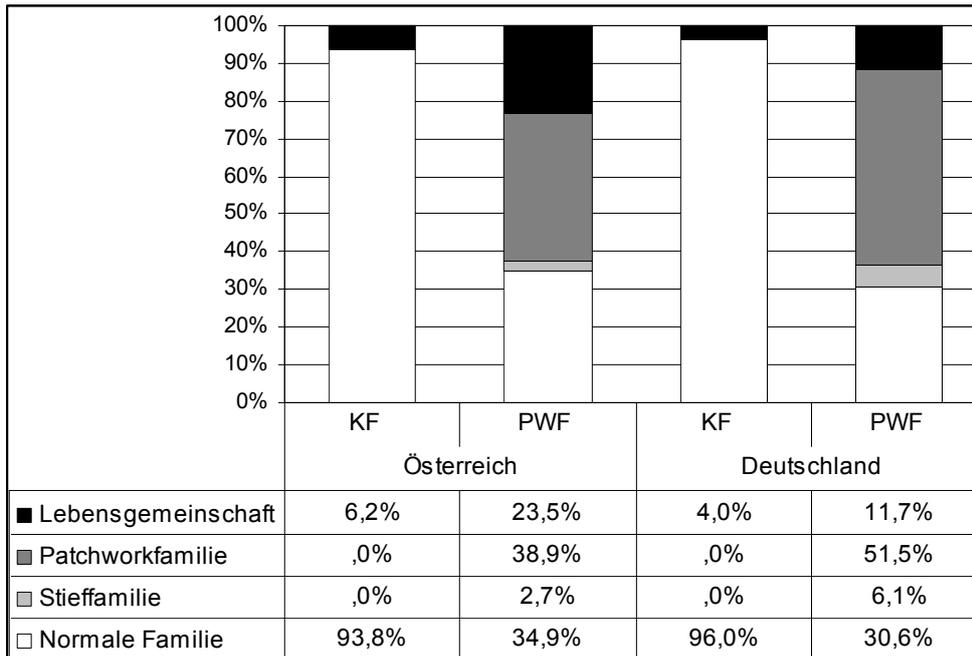
Rund 30 % der in Patchwork-Familien lebenden Befragten bezeichnen ihre Familie als „Normale Familie“. Der Begriff Patchwork-Familie ist der bevorzugteste mit 45 %. Nur 4 % bezeichnen sich als Stieffamilie, 16 % hingegen als Lebensgemeinschaft, wie auch rund 5 % der in Kernfamilien Lebenden (Abbildung 127).

Abbildung 127: Familienbegriff, nach Familienform in Prozent



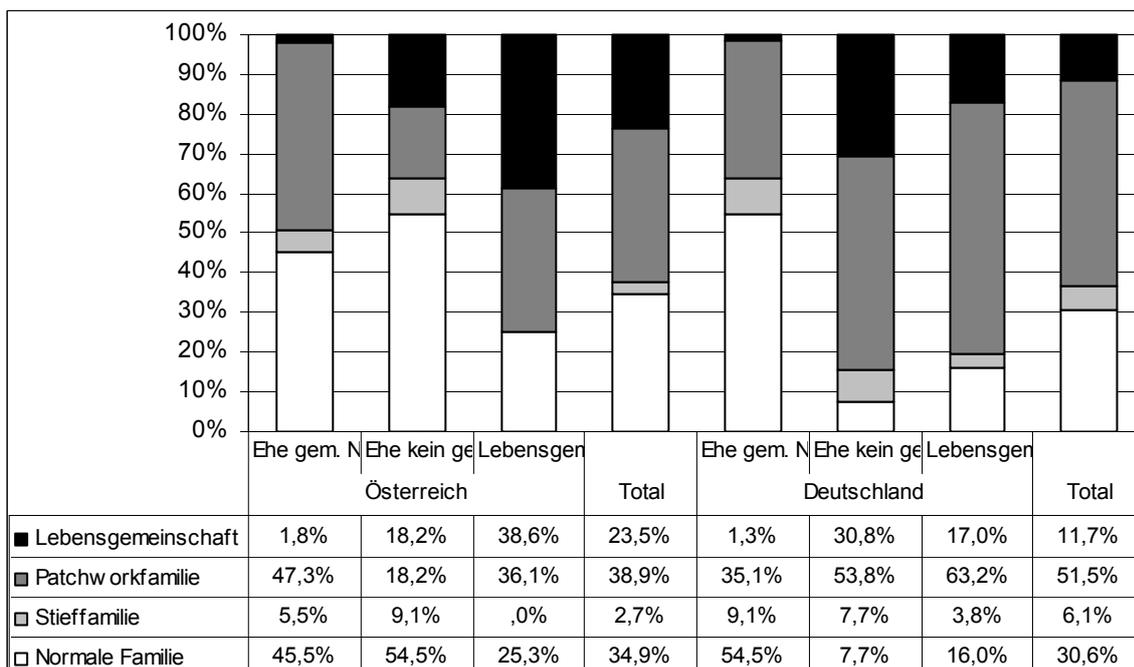
Für Österreich und Deutschland gibt es diesbezüglich aber Unterschiede. In Österreich wird der Begriff „Lebensgemeinschaft“ deutlich stärker bevorzugt als in Deutschland. 6 % der in Kernfamilien Lebenden bezeichnen ihre Gemeinschaft mit Partner oder Partner und Kindern als Lebensgemeinschaft und rund ein Viertel der in Patchwork-Familien Lebenden, während in Deutschland dies nur auf 4 % bzw. 12 % zutrifft. Dafür identifizieren sich deutsche in PWF Lebende häufiger mit den Begriffen Patchwork-Familie und Stieffamilie. Stieffamilie wird aber weder in Österreich noch in Deutschland häufig als Eigendefinition verwendet. Dies kann als Zeichen gesehen werden, dass es Zeit ist, von diesem Begriff, auch in wissenschaftlichen Zusammenhängen, Abstand zu nehmen.

Abbildung 128: Familienbegriff, nach Familienform und Land in Prozent



Auch der Familienbegriff variiert je nach Ehestatus prozentual bei in Patchwork-Familien Lebenden. Unverheiratete wählen am häufigsten den Begriff „Lebensgemeinschaft“ anstatt eines Familienbegriffs. Von den deutschen Respondierenden wurde hier aber am häufigsten der Begriff „Patchwork-Familie genannt. Auch Verheiratete ohne gemeinsamen Namen wählen diesen Begriff noch relativ häufig. Andererseits bezeichnet sich hier auch ein hoher Anteil als „Normale Familie“. Allerdings sind die Subgruppen der Verheirateten ohne gemeinsamen Namen sehr klein.

Abbildung 129: Familienbegriff nach Ehestatus und Land



Zusammenfassung

Die Faktoren Zeit, gemeinsame Kinder und Ehestatus haben den stärksten Einfluss darauf, sich als Familie verbunden zu fühlen. Es benötigt zumindest fünf Jahre des Zusammenlebens, bis in Patchwork-Familien das Gefühl der Familienverbundenheit signifikant zunimmt. Patchwork-Familien mit gemeinsamen Kindern fühlen sich stärker als Familie verbunden. Die Ehe und vor allem das Annehmen eines gemeinsamen Namens verstärkt die Familienverbundenheit. Besteht wenig bis gar kein Kontakt zum externen Elternteil, dann ist das Gefühl der Familienverbundenheit höher.

Bezüglich des Familienbegriffs ist vor allem festzustellen, dass der Begriff Patchwork-Familie weit häufiger als passend gewählt wird als der Begriff „Stieffamilie“. Die Bezeichnung für die Gemeinschaft mit dem Partner oder der Partnerin variiert in den PWF stark je nach Ehestatus. Unverheiratete in Österreich wählen am häufigsten den Begriff „Lebensgemeinschaft“. Verheiratete mit gemeinsamem Namen wählen hingegen etwa gleich häufig Patchwork-Familie oder „normale Familie“ und am seltensten Lebensgemeinschaft. Zwischen Österreich und Deutschland bestehen bezüglich der Benennung als Familie große Unterschiede. Die Eigendefinition als Familie ist also auch bei Patchwork-Familien stark an den Werten und Merkmalen der „Normalfamilie“ orientiert.

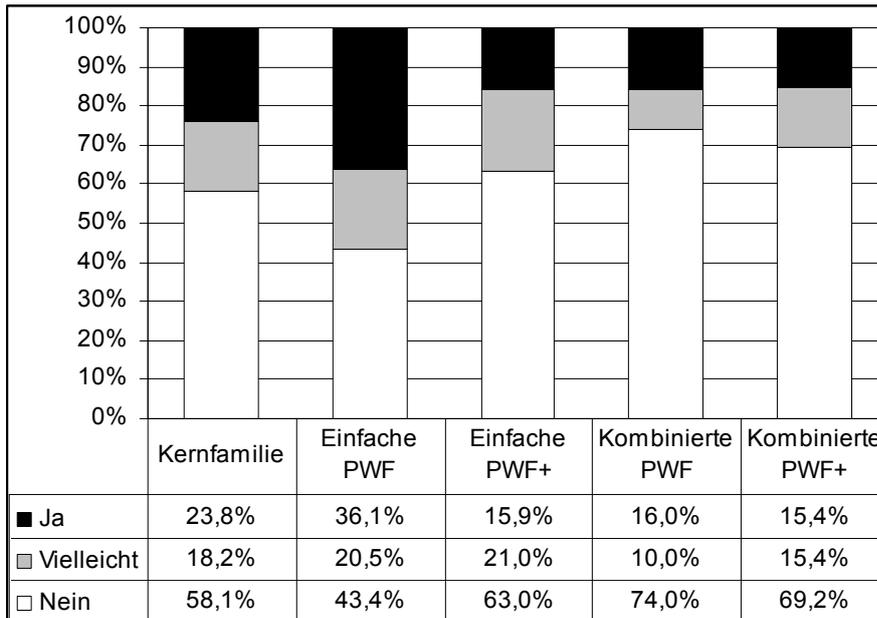
5.4.6 Kinderwunsch

Zum Kinderwunsch in Patchwork-Familien existieren noch kaum wissenschaftliche Befunde, umso interessanter sind die Ergebnisse zum Kinderwunsch im Rahmen der vorliegenden Studie.

Rund 24 % der in den Kernfamilien Lebenden wünschen sich ein weiteres Kind. Von den in einfachen Patchwork-Familien Lebenden wünschen sich rund 36 % der Befragten ein gemeinsames Kind mit dem Partner bzw. der Partnerin und weitere 20 % schließen dies nicht aus. Aber auch von den in den kombinierten PWF-Formen Lebenden, die ja durchschnittlich die höchste Gesamtkinderzahl erreichen, wünschen sich rund 16 % ein (weiteres) Kind mit dem Partner bzw. der Partnerin (Abbildung 130).

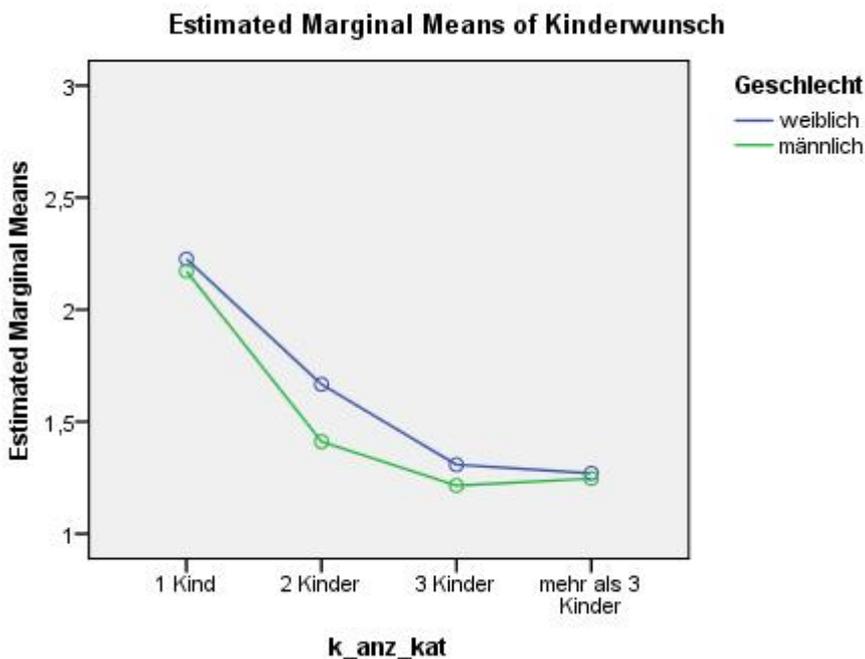
Von jenen sozialen Elternteilen, die kein gemeinsames Kind mit dem Partner bzw. der Partnerin haben, wünschen sich rund 25 % ein gemeinsames Kind und von jenen, die überhaupt noch kein eigenes leibliches Kind haben, gaben 47 % an, sich ein Kind zu wünschen und 20 %, dass sie vielleicht später ein Kind wollen.

Abbildung 130: Kinderwunsch nach Familienform



Im multifaktoriellen Modell (Abbildung 131), in das die Faktoren Anzahl der Kinder, Familienform, Geschlecht und Bildung mit einbezogen wurden zeigt sich, dass bereits bei einer Gesamtzahl⁴³ von zwei Kindern, der Kinderwunsch signifikant absinkt. Bei den Frauen ist der Kinderwunsch bei zwei und drei Kindern tendenziell stärker ausgeprägt als bei den Männern.

Abbildung 131: Effekte von Anzahl der Kinder und Geschlecht der Befragten auf den Kinderwunsch



43 Gemeint sind alle Kinder, die im Familiensystem vorhanden sind, gleich welchen Kindertyps.

Bei nur einem Kind ist der Kinderwunsch in Kernfamilien stärker vorhanden, aber in Patchwork-Familien ist der Kinderwunsch ab der Gesamtzahl von zwei Kindern stärker ausgeprägt als in Kernfamilien (Abbildung 132). Am geringsten ist der Kinderwunsch in der bildungsfernen Schicht und nimmt mit zunehmender Bildung zu (Abbildung 133).

Abbildung 132: Effekte von Anzahl der Kinder und Familienform auf den Kinderwunsch

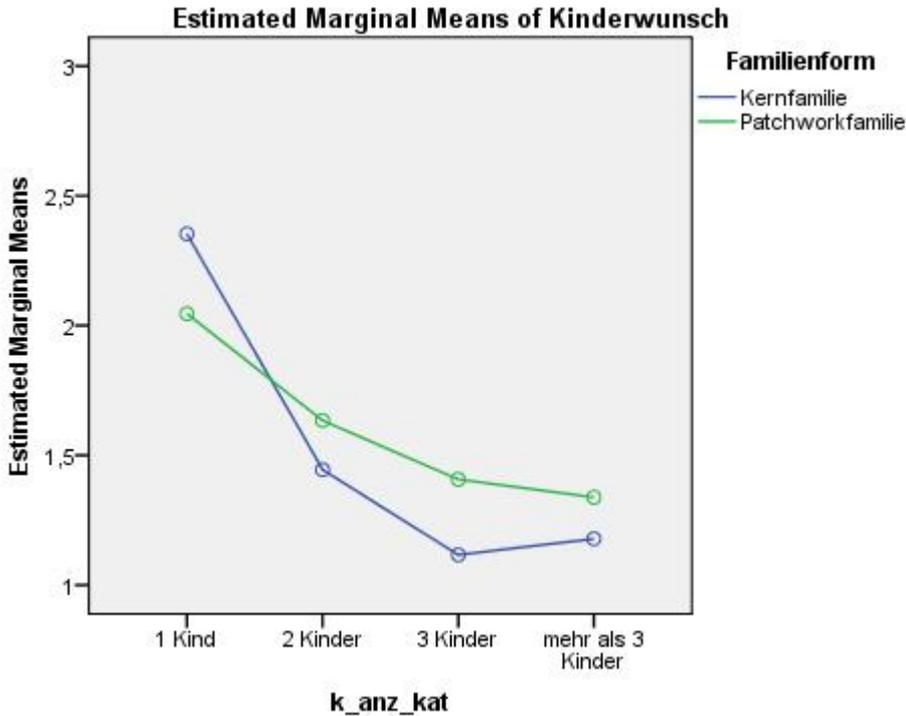
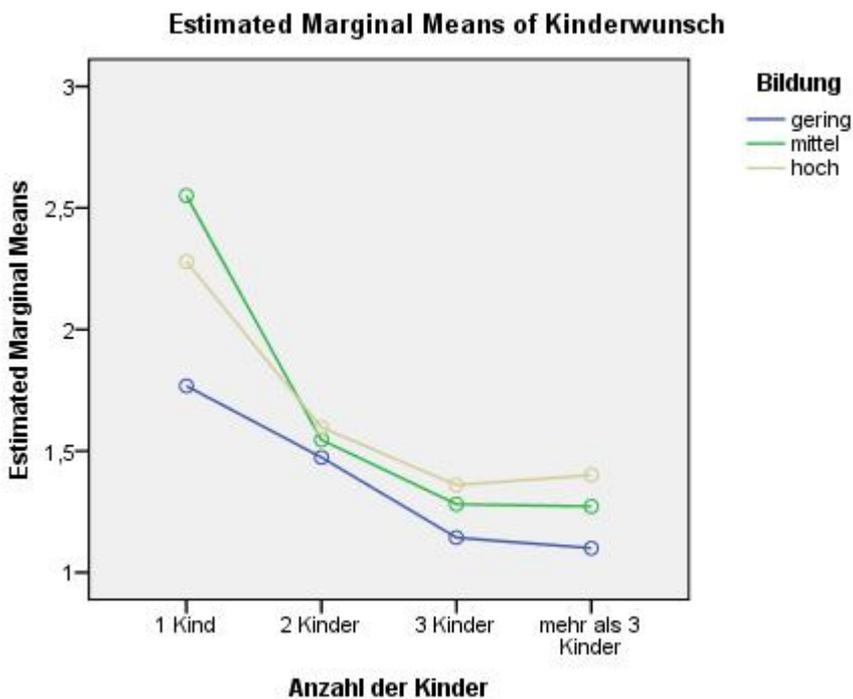


Abbildung 133: Effekte von Anzahl der Kinder und Bildung auf den Kinderwunsch



Zusammenfassung:

Der Kinderwunsch nimmt in beiden Familienform mit der Anzahl der Kinder kontinuierlich ab. Aber bei einer Gesamtzahl von zwei Kindern ist der Kinderwunsch in Patchwork-Familien signifikant höher als in Kernfamilien. Frauen haben einen höheren Kinderwunsch bei zwei oder drei Kindern als Männer. Frauen in Patchwork-Familien, die noch kein eigenes leibliches Kind haben, weisen den stärksten Kinderwunsch auf.

5.4.7 Überzeugungen zu Patchwork-Familien

Die Befragten sind weit überwiegend (rund 70 %) gegen die Annahme, dass erst ein gemeinsames Kind aus einer Patchwork-Familie eine richtige Familie macht (Abbildung 134). Auch sind 85 % zumindest eher der Meinung, dass soziale Elternteile die Kinder genauso lieben können wie leibliche Elternteile und rund 60 %, dass die sozialen Elternteile die gleichen Rechte und Pflichten haben sollten wie leibliche Elternteile. Und so ist auch nur etwa ein Drittel der Ansicht, dass die Erziehung den leiblichen Elternteilen vorbehalten bleiben sollte.

Überwiegend herrscht auch die Sicht vor, dass es zumindest eher zutrifft, dass Kinder zu einem sozialen Elternteil genauso eine starke Bindung entwickeln können, wie zu den leiblichen Elternteilen (77 %) (Abbildung 138) und dass sie sich in einer Patchwork-Familie ebenso geborgen fühlen wie in einer Kernfamilie (82 %). Zwei Drittel widersprechen der Aussage, dass Kinder mit den sozialen Elternteilen mehr Konflikte haben als mit den leiblichen Elternteilen.

Überaus einig sind sich die Befragten dahingehend, dass, wenn möglich, der Kontakt zwischen Kind und dem externen Elternteil aufrechterhalten bleiben sollte. Zwei Drittel stimmen dem absolut zu; insgesamt 97 % stimmen dem zumindest eher zu.

Insgesamt sind die in Patchwork-Familien Lebenden weniger „liberal“ gegenüber den sozialen Elternteilen eingestellt als die in Kernfamilien Lebenden. Sie sind weniger stark der Ansicht, dass soziale Elternteile die gleichen Rechte wie leibliche Elternteile haben sollten und dass soziale Elternteile die Kinder so sehr lieben können, wie leibliche Elternteile. Die Erziehung sollte demgemäß den leiblichen Elternteilen vorbehalten bleiben, meinen 30 % der Patchworker gegenüber rund 25 % der in Kernfamilien Lebenden. Andererseits meinen in Patchwork-Familien seltener, dass soziale Elternteile mehr Konflikte mit den Kindern haben als leibliche Elternteile und dass erst ein gemeinsames Kind aus einer Patchwork-Familie eine „richtige Familie“ macht. Auch sind sie häufiger davon überzeugt, dass sich Kinder in einer Patchwork-Familie genauso geborgen fühlen können, wie Kinder in einer Kernfamilie.

Etwas mehr in Patchwork-Familien Lebende als in Kernfamilien Lebende sind zumindest eher dagegen, dass der Kontakt zwischen externem Elternteil und Kind, wenn möglich, aufrechterhalten bleiben sollte (5 % vs. 1 %).

Abbildung 134: Ausmaß der Zustimmung zu „Erst ein gemeinsames Kind macht aus einer Patchwork-Familie eine richtige Familie.“, nach Familienform in Prozent

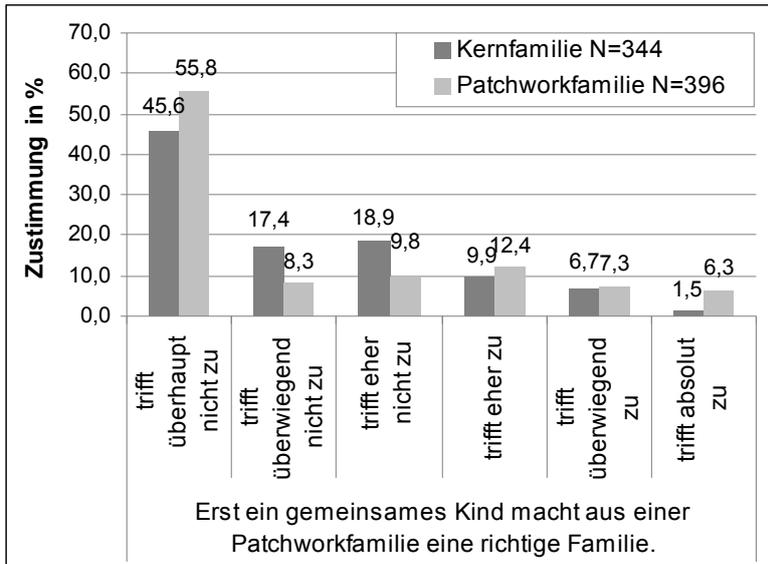


Abbildung 135: Ausmaß der Zustimmung zu „Soziale Elternteile/Stiefelternteile können die Kinder genauso lieben wie leibliche Elternteile.“, nach Familienform in Prozent

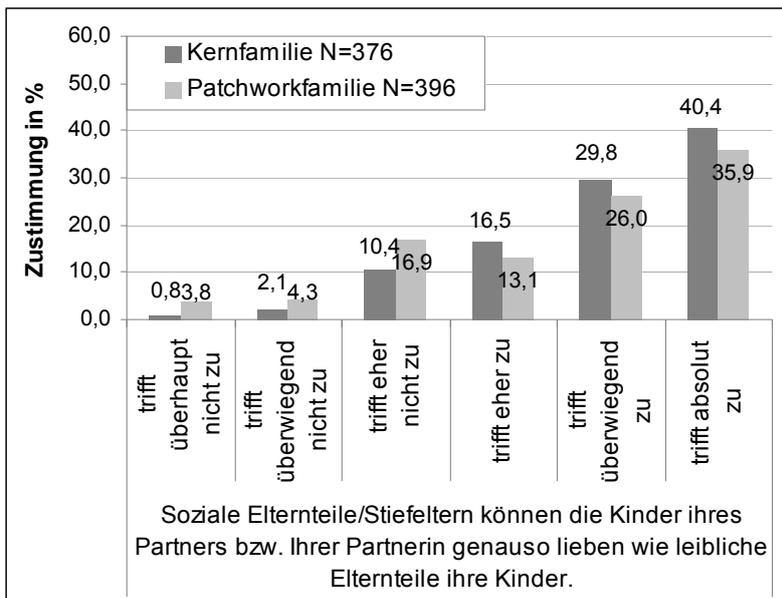


Abbildung 136: Ausmaß der Zustimmung zu „Soziale Elternteile/Stiefelternteile sollten gegenüber den Kindern dieselben Rechte und Pflichten haben wie leibliche Eltern.“, nach Familienform in Prozent

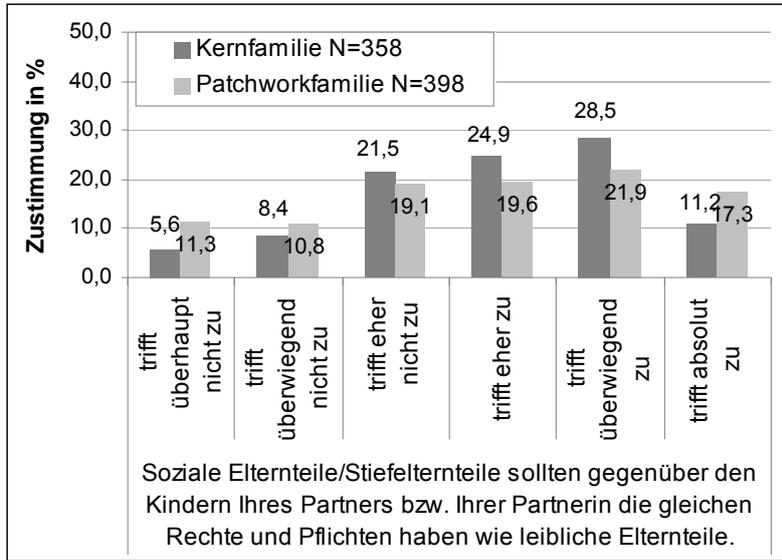


Abbildung 137: Ausmaß der Zustimmung zu „Die Erziehung der Kinder sollte den leiblichen Eltern vorbehalten bleiben.“, nach Familienform in Prozent

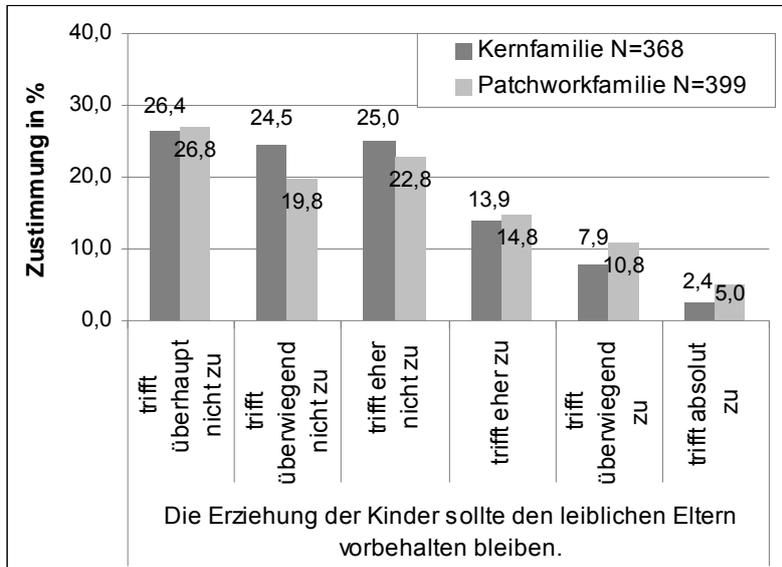


Abbildung 138: Ausmaß der Zustimmung zu „Kinder können zu einem sozialen Elternteil bzw. Stiefelternteil nicht so eine starke Beziehung entwickeln, wie zu einem leiblichen Kind.“, nach Familienform in Prozent

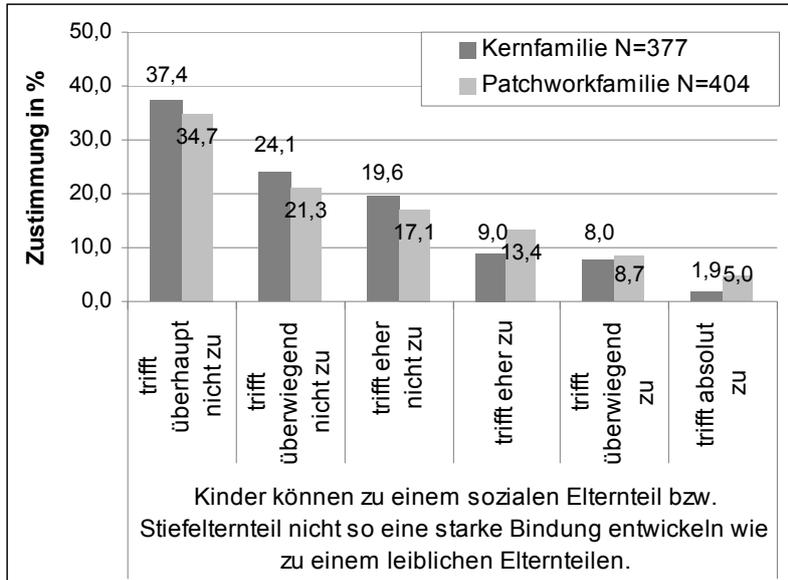


Abbildung 139: Ausmaß der Zustimmung zu „Kinder in Patchwork-Familien fühlen sich ebenso geborgen wie Kinder, die mit ihren beiden leiblichen Elternteilen zusammen leben.“, nach Familienform in Prozent

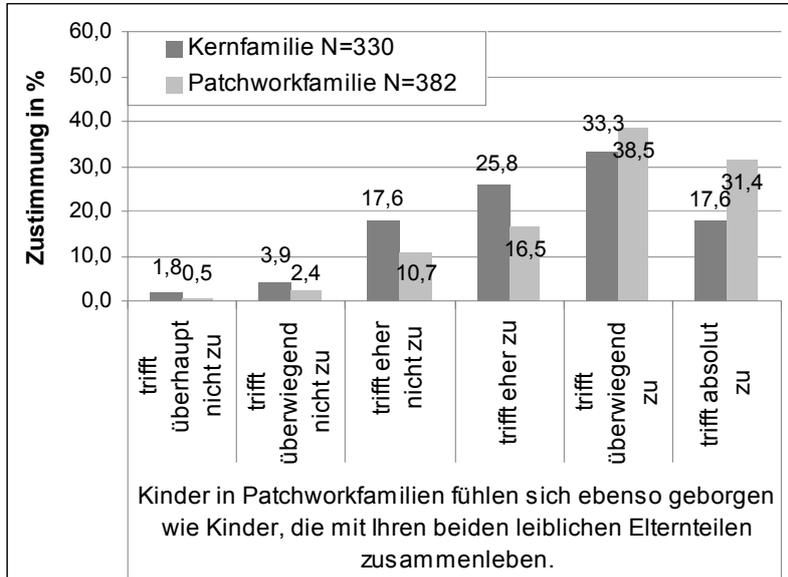


Abbildung 140: Ausmaß der Zustimmung zu „Es gibt mehr Konflikte zwischen sozialen Elternteilen und den Kindern ihres Partners/ihrer Partnerin, als zwischen leiblichen Elternteilen und ihren Kindern.“, nach Familienform in Prozent

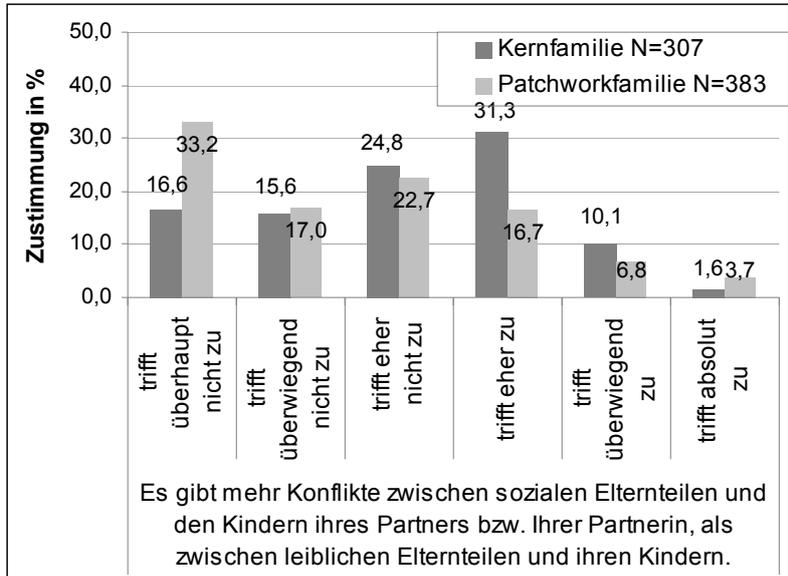
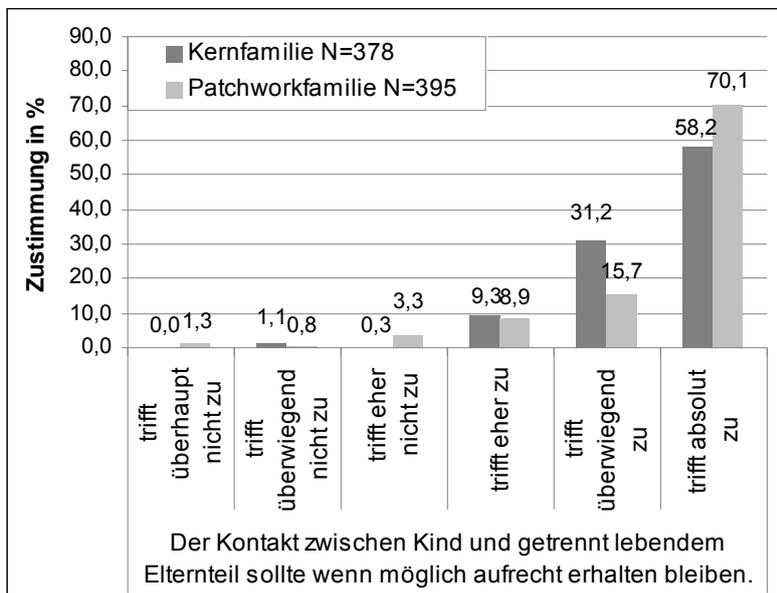


Abbildung 141: Ausmaß der Zustimmung zu „Der Kontakt zwischen Kind und getrennten Elternteil sollte, wenn möglich, aufrechterhalten bleiben.“, nach Familienform in Prozent



Zusammenfassung

Die in Patchwork-Familien Lebenden sind weniger stark der Ansicht als in Kernfamilien Lebende, dass soziale Elternteile die gleichen Rechte, wie leibliche Elternteile haben sollten und dass soziale Elternteile die Kinder so sehr lieben können, wie leibliche Elternteile. Ein höherer Anteil der in Patchwork-Familien Lebenden sind demgemäß auch der Ansicht, dass die Erziehung den leiblichen Elternteilen vorbehalten bleiben sollte. Andererseits meinen in

Patchwork-Familien Lebende seltener, dass soziale Elternteile mehr Konflikte mit den Kindern haben als leibliche Elternteile und, dass erst ein gemeinsames Kind aus einer Patchwork-Familie eine „richtige Familie“ macht. Auch sind sie häufiger davon überzeugt, dass sich Kinder in einer Patchwork-Familie genauso geborgen fühlen können, wie Kinder in einer Kernfamilie. Der Anteil jener, die gegen die Ansicht sind, dass der Kontakt zwischen externem Elternteil und Kind, wenn möglich, aufrechterhalten bleiben sollte, ist insgesamt sehr klein, aber bei den in Patchwork-Familien lebenden Befragten etwas höher, als bei den in Kernfamilien Lebenden.

5.4.8 Wissen über die gesetzliche Lage von Patchwork-Familien (nur für Ö)

Zum Wissen zur gesetzlichen Lage von Patchwork-Familien in Österreich wurden ausschließlich jene Personen befragt, die angaben, in Österreich zu leben. Nur 25 % der in Kernfamilien Lebenden und 45 % der in Patchwork-Familien Lebenden ist das Inkrafttreten des Familienrechtsänderungsgesetzes in Österreich bekannt (Abbildung 142). Davon wussten wiederum nur 11 % der in Patchwork-Familien Lebenden und 4 % der in Kernfamilien Lebenden, welche gesetzlichen Bestimmungen für Patchwork-Familien damit festgelegt wurde (Abbildung 143). Nur rund 30 %, der in Patchwork-Familien lebenden Befragten waren daher auch bereit, ihre Zufriedenheit mit den rechtlichen Bestimmungen kundzutun. Von diesen sind zwei Drittel eher zufrieden mit den Bestimmungen, die ihrer Meinung nach gelten. Von den in Kernfamilien Lebenden trafen 7 % eine Aussage dazu. Die eine Hälfte äußerte Zufriedenheit, die andere Hälfte Unzufriedenheit damit (Abbildung 144).

Abbildung 142: Ausmaß der Bekanntheit des Familienrechtsänderungsgesetzes für die Stichprobe der österreichischen Befragten, nach Familienform, in Prozent

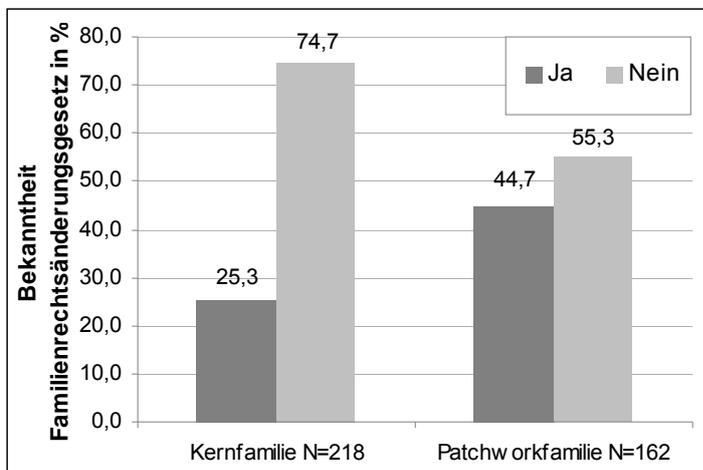


Abbildung 143: Wissen über die rechtlichen Bestimmungen für Patchwork-Familien für die Stichprobe der österreichischen Befragten, nach Familienform, in Prozent

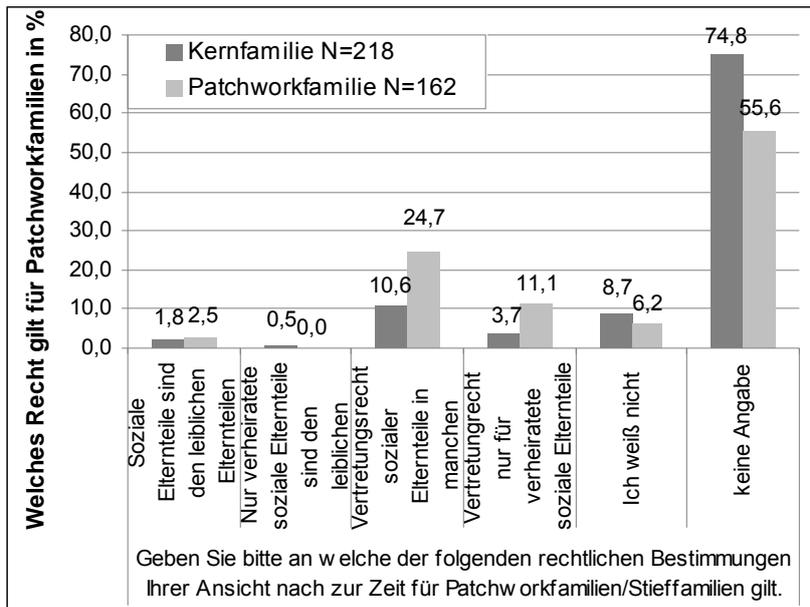
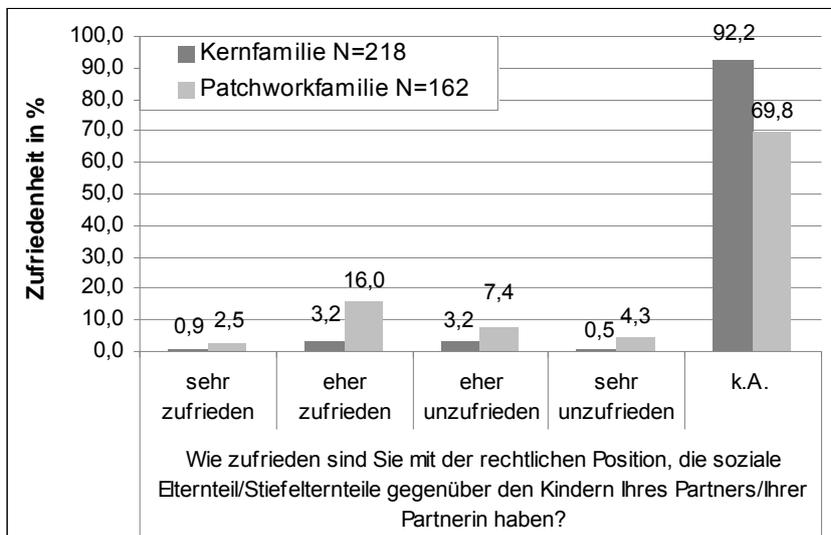


Abbildung 144: Ausmaß der Zufriedenheit mit der rechtlichen Position von sozialen Elternteilen für die Stichprobe der österreichischen Befragten, nach Familienform, in Prozent



Zusammenfassung

Die Bekanntheit des Inkrafttretens des Familienrechtsänderungsgesetzes ist gering, aber bei den in Patchwork-Familien Lebenden doch signifikant höher als bei den in Kernfamilien Lebenden. Noch geringer ist das Wissen um die geltenden gesetzlichen Bestimmungen für Patchwork-Familien. Jene, die sich zu ihrer Zufriedenheit mit den gesetzlichen Bestimmungen äußerten, sind zu einem etwas höheren Anteil zufrieden als unzufrieden damit.

6 Zusammenfassung und Ausblick

Sonja Dörfler, Doris Klepp, Norbert Neuwirth

Unter Familie wird nach wie vor vielfach die sogenannte Kernfamilie – eigentlich ein definitives Konstrukt der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts – verstanden. Um Familie in seiner historischen wie gegenwärtigen Diversität erfassen zu können, bedarf es eingehender statistisch-analytischer Mittel, anhand derer die bestehende Datenlandschaft erneut ausgewertet wird. Doch auch diese Verfahren reichen oft nicht aus, da zahlreiche vergangene wie rezente Erhebungen die Familien in ihrer oft komplexen und vielfältigen Ausformung gar nicht fassen konnten, sondern die Familienarten und -strukturen anhand weniger Standardparameter, die sich zumeist ausschließlich auf den Haushalt beschränkten, quantifizierten. Einige spezifizierte qualitative Untersuchungen ergänzen zwar bislang die Erhebungslandschaft, können aber fehlende Informationen nur bedingt auffüllen.

6.1 Zur Entwicklung der Familienformen in Österreich

Die vorliegende Studie stellt die Entwicklung der – durch die vorliegenden Standardparameter bestdefinierbaren – Familienformen anhand langer Zeitreihen der Mikrozensus 1974–2009 dar, um dann gezielt zwei der nicht-herkömmlichen Familienformen näher zu untersuchen: die Ein-Eltern-Familien sowie Patchwork-Familien. Diese beiden Familienformen machten in Österreich im Jahre 2009 25 % aller Familien mit Kindern aus. Der Anteil und die Anzahl der Ein-Eltern-Familien entwickeln sich zwar weniger dynamisch, als die familienpolitische Diskussion der letzten Jahrzehnte vermuten ließe, die Familienform der Patchwork-Familien nimmt jedoch in jeder Hinsicht zu und scheint noch mehr Potenzial für zukünftige Entwicklungen zu bergen. Auch die Anzahl und Quote der Lebensgemeinschaften – sowohl als Erst- wie als Folgefamilie – ist deutlich zunehmend. Ihre Ausweitung unter den Familienformen dürfte sich künftig auch fortsetzen, vielleicht sogar etwas beschleunigen. Der Übergang zur Lebensgemeinschaft findet üblicherweise in der Familiengründungsphase statt, es ist jedoch inzwischen erkennbar, dass diese Familienform sich von einem fast ausschließlich transitorischen Familienstatus zu einem auch schon weitverbreitet permanenten Familienstand entwickelt und etabliert hat.

6.2 Zur Situation der Ein-Eltern-Familien

Ein-Eltern-Familien sind kein historisch neues Phänomen. Es wandelten sich allerdings ihre vorrangigen Entstehungshintergründe von der Verwitwung hin zu Scheidung und Trennung, was ihre Situation teilweise komplizierter gestaltet. Relativ neu sind jedenfalls die gesellschaftliche Akzeptanz von lediger Mutterschaft sowie ihre Verbreitung in allen gesellschaftlichen Schichten. So heterogen wie Ein-Eltern-Familien sind, so vielfältig sind auch die wissenschaftlichen Definitionen von Alleinerzieherschaft. Manche Definitionen orientieren sich z. B. stärker an der Haushaltsstruktur, andere sehen die Entstehungsgeschichte der Familienform im Vordergrund. Als Forschungszugang kann eine strukturtheoretische oder eine prozesstheoretische Perspektive eingenommen werden, d. h. entweder stehen einzelne Merkmale im Zentrum der Betrachtung oder eher Entstehungszusammenhänge.

Alleinerzieherinnen sind häufiger und in einem größeren Ausmaß erwerbstätig als andere Mütter. Allerdings müssen sie sich wegen ihrer schwierigen Vereinbarkeitssituation oft mit niedrigeren Tätigkeiten und geringerer Bezahlung abfinden. Faktoren wie die Ausbildung,

das Alter und die Anzahl der Kinder spielen bei den Erwerbschancen allerdings eine bedeutende Rolle. Die ökonomische Situation der Alleinerziehenden ist nicht zuletzt wegen ihrer eingeschränkten Erwerbschancen angespannt. Sie sind häufiger armutsgefährdet als andere Familientypen und öfter von Sozialleistungen abhängig. Zudem leiden sie auch unter eingeschränkter sozialer Teilhabe und – sofern sie Migrationshintergrund aufweisen – unter deutlich schlechteren Wohnbedingungen. Vater-Kind-Familien sind finanziell nicht so schlecht gestellt wie Familien mit alleinerziehenden Frauen. Sie leben zudem öfter mit einer neuen Partnerin oder den eigenen Eltern zusammen. Grundsätzlich sind sie kein historisch neues Phänomen, sondern waren aufgrund der höheren Sterblichkeit von Müttern bis weit ins 19. Jahrhundert häufig vertreten. Die Zuständigkeiten für Haushaltsführung und Kinderbetreuung werden in Ein-Eltern-Familien unterscheidbar öfter an Dritte – meist nahe Verwandte – übertragen, damit die Alleinerziehenden dem gesteigerten Zeitdruck sowie der erhöhten Ressourcenknappheit, insbesondere in der vor-schulischen Phase, besser begegnen können. Soziale Netzwerke bilden eine der wichtigsten Ressourcen zur Bewältigung der Ein-Elternschaft. Gleichgeschlechtliche Freundschaften sind dabei besonders wichtig für die Bewältigung persönlicher Probleme, und die eigenen Eltern sind von großer Bedeutung für die Unterstützung bei der Kinderbetreuung.

6.3 Zur Situation der Patchwork-Familien

Um der Vielfalt der „postfamilialen Familie“ (Beck-Gernsheim 2000) gerecht zu werden, wurde in der vorliegenden Studie der Zugang zu der Thematik „Patchwork-Familie“ sehr offen gestaltet. Zielgruppe waren alle Personen mit Partnerschaft und zumindest einem Kind, gleich ob dieses aus der Perspektive des oder der Befragten ein gemeinsames, eines aus einer früheren Beziehung oder ein Kind des Partners oder der Partnerin ist. Jene, die ausschließlich gemeinsame Kinder haben, bildeten die Vergleichsgruppe der in Kernfamilien Lebenden.

Verglichen wurden hauptsächlich Kernfamilien mit Patchwork-Familien. Wobei sich unter diesen Begriff aber – nach Kindertypen differenziert – vier verschiedene Patchwork-Familienformen subsummieren. Bei manchen Fragestellungen wurden auch diese differenziert betrachtet, auch wenn die sich daraus ergebenden Subgruppen dann teilweise schon recht klein waren. Für die meisten Fragestellungen erwies es sich aber als praktikabler, nur zwischen Kernfamilien und Patchwork-Familien zu unterscheiden, denn oft ist der Unterschied zwischen den Geschlechtern, Bildungsgruppen, Elternrollen oder Kindertypen von höherem Interesse. Zudem hätten die vielen Möglichkeiten, die sich aus den verschiedenen Überlegungen ergaben, eine extrem hohe Komplexität erreicht und damit den vorgegebenen Rahmen der Studie gesprengt. Patchwork-Familien sind komplexe Systeme, die noch komplexer werden, je tiefer man in die „Materie“ eindringt. Insofern stellen sie für Forschende eine große Herausforderung dar, beschränkt man sich nicht auf ein kleines Einzelthema, sondern geht mit vielen Fragestellungen oder explorativ an die Thematik heran.

Die Forschungsziele dieser Arbeit richten sich auf die Paarbeziehungen und Eltern-Kind-Beziehungen in Patchwork-Familien aus psychologischer Perspektive. Zudem wurde gefragt, unter welchen Bedingungen sich die Partner einer Patchwork-Familie als Familie verbunden fühlen und sich als solche definieren.

Zu diesem Zweck wurde ein Onlinefragebogen konstruiert, der auf den Befunden bestehender wissenschaftlicher Erkenntnisse und weiterführenden Überlegungen beruht. Zielpersonen waren leibliche und soziale Elternteile in einer bestehenden Partnerschaft. Im Verlauf

der zwei Monate dauernden Datenerhebung wurde der Fragebogen 1253 aufgerufen und zumindest teilweise ausgefüllt. Nach Aussonderung der Datensätze, die unvollständig waren und jenen mit unplausiblen Angaben, verblieben 830 Datensätze, die in die Auswertung mit einbezogen werden konnten. Die Stichprobe umfasste 420 in Kernfamilien und 410 in Patchwork-Familien lebende Elternteile. Frauen und hochgebildete Personen waren überrepräsentiert. Der Datensatz wurde mittels deskriptiver und höher stehender multifaktorieller Verfahren explorativ und hypothesengeleitet analysiert.

Zum Abschluss werden die wichtigsten Ergebnisse der Studie in Bezug auf die Ergebnisse anderer Studien diskutiert. Dies geschieht entlang der wichtigsten Fragestellungen der Studie.

Was ist eine Patchwork-Familie?

Familien sind nichts Feststehendes, sondern Systeme, die verschiedenen innerfamiliären und gesellschaftlichen Prozessen unterliegen. In einer Zeit, in der die Scheidungsquote sehr hoch ist, stellen Folgefamilien aufgrund der hohen Scheidungsquote eine stark zunehmende Familienform dar, deren Anteil zur Zeit, an allen Familien mit Kindern unter 18 Jahren gemessen, in Österreich mehr als 20 % ausmacht, wobei die Angaben dazu aber differieren. Viele Folgefamilien wechseln im Verlauf der Jahre von Ein-Eltern-Familien zu Patchwork-Familien und umgekehrt.

Patchwork-Familien zeichnen sich durch eine enorme Komplexität und Variabilität der Familienstrukturen aus (vgl. Bien/Hartl/Teubner 2002; Wilk/Zartler 2004; Peuckert 2005) und erstrecken sich oft über mehrere Haushalte. Die Kinder leben entweder ständig mit einem leiblichen Elternteil zusammen oder pendeln zwischen den Haushalten der getrennten Eltern hin und her. In beide Teilfamiliensysteme können neue Partner hinzukommen, die die Rolle eines sozialen Elternteils einnehmen und zum Teil auch eigene Kinder mitbringen. Das Paar, das sich gebildet hat, kann heiraten oder eine Lebensgemeinschaft eingehen, in einem Haushalt zusammenleben oder eine Living-Apart-Together-Beziehung führen oder sich auch wieder trennen. Es kann sein, und häufig ist das auch der Fall, dass das Familiensystem durch gemeinsame Kinder erweitert wird.

Während bei den Ein-Eltern-Familien die Mutter-Kind-Familien weit überwiegen, existieren innerhalb der Patchwork-Familien sogenannte Stiefvaterfamilien wesentlich häufiger (z. B. Bien/Hartl/Teubner 2002). Aber das trifft nur dann zu, wenn der Blickpunkt der Definition auf die primäre Patchwork-Familie gelegt wird, also auf jenen Teil des getrennten Familiensystems, bei dem die Kinder hauptsächlich leben. Tatsächlich kommt es immer darauf an, welche Kriterien zur Bestimmung zugrundegelegt werden und aus wessen Perspektive die Familienformen betrachtet werden.

Stellt beispielsweise ein Mann mit Kindern, der sich von seiner Frau getrennt hat, zusammen mit seiner neuen Ehefrau und seinen Kindern, die die Hälfte der Zeit in seinem Haushalt leben, zwar bei der leiblichen Mutter hauptgemeldet sind, aber beide Elternteile das Sorgerecht haben, keine neue Familie dar? Aus seiner Sicht vermutlich schon. Durchaus sinnvoll ist es daher, die beiden Familiensysteme als ein Ganzes zu begreifen, das sich geteilt hat und in das neue Personen hinzugekommen sind. Die Forschung beschränkt sich aber meist nur auf einen Teil des ganzen Systems. Entweder wird das primäre System betrachtet, in dem das Kind überwiegend lebt oder der sogenannte externe Elternteil als sekundäres System. Das beliebteste Thema sind hier die sogenannten Trennungsväter.

Sind die Partnerschaften in Patchwork-Familien instabiler?

Nach Bien, Hartl und Teubner (2002) haben Personen mit Kindern aus Vorbeziehungen ein höheres Scheidungs- bzw. Trennungsrisiko in Folgefamilien. Die Ursachen, die sie dafür aus anderen Studien zitieren sind:

- Das Fehlen einer Kennenlernphase ohne Kinder.
- Konflikte in der Stieffamilie zwischen den Kindern und dem Stiefelternteil wirken sich stärker auf die Paarbeziehung aus.
- Das Fehlen von Normen für Stieffamilien.
- Die Erfahrungen der Partner aus vorangegangenen Beziehungen.
- Das Fehlen gemeinsamer Kinder.

Bis auf den letzten Punkt scheint es sich hier eher um Hypothesen zu handeln, die plausibel sind, aber nur schwer zu überprüfen. Bien, Hartl und Teubner (2002) fanden auf Basis des Familiensurveys 1994 und 2000 auch kaum Unterschiede zwischen Kern- und Stieffamilien hinsichtlich der Instabilität der Paarbeziehungen. Der hauptsächliche Unterschied, den sie feststellten, war allgemein ein geschlechtsspezifischer. Und zwar der, dass Frauen in beiden Familienformen ihre Paarbeziehung kritischer wahrnehmen als die Männer, und Frauen in Stieffamilien zu einem etwas höheren Prozentsatz an eine Trennung oder Scheidung denken als Frauen in Kernfamilien.

Im Rahmen der vorliegenden Studie wurde die Stabilität der Paarbeziehungen anhand verschiedener Faktoren wie die Häufigkeit von Trennungsgedanken, die Häufigkeit vorübergehender Trennungen, den Glauben an den Bestand der Beziehung, Ehestatus und Beziehungsdauer überprüft. Als markantestes Ergebnis, das aber ebenfalls isoliert für sich stehend noch keine Ursache anbietet, erwies sich, dass in Patchwork-Familien Lebende hochsignifikant häufiger Trennungsgedanken haben und zwar unabhängig von der bisherigen Dauer der Beziehung. Insofern glauben sie auch seltener an den Bestand der Beziehung. Aber was sind nun die Ursachen dieser Trennungsgedanken? Denn an mangelnder Liebe – die heutzutage allgemein der Kristallisationspunkt des Zusammenhalts von Partnerschaften ist (vgl. Beck-Gernsheim 2000) – liegt es nicht, wie sich in der Analyse der Daten zeigte.

Es ist psychologisch betrachtet durchaus plausibel, dass die Trennungsgedanken als paradoxer Schutzmechanismus dienen, und zwar eben aufgrund hoher Trennungsangst. Gedanklich bereits Antizipiertes stellt eine Form der Vorbereitung darauf dar auf das, was vielleicht kommen wird. Es wäre schlimmer, das Gute zu verlieren, als das, was ohnehin als brüchig erlebt wird und daher skeptisch betrachtet wird. Aber warum tritt dieser psychologische Mechanismus stärker bei in Patchwork-Familien Lebenden auf? Die Ursachen dafür könnten sein, dass ja zumindest ein Elternteil bereits das Zerbrechen der Erstfamilie erlebt hat, also die entsprechende negative Vorerfahrung hat.

Zudem bieten viele Patchwork-Familien nicht die vorgeblichen „Sicherheiten“ des gesellschaftlich stark verankerten Ideals der „Normalfamilie“, nämlich Ehe und gemeinsame Kinder. Das könnte die Ursache dafür sein, dass die Beziehung bzw. die Familie, die sich damit bildet, entweder stärker in Frage gestellt wird oder aber umgekehrt der Wunsch entsteht, sich dem gesellschaftlichen Ideal der Kernfamilie wieder anzunähern. Dafür spricht, dass der Kinderwunsch in Patchwork-Familien relativ hoch ist, sofern es noch kein gemeinsames Kind gibt, trotz des durchschnittlich höheren Alters und auch bei einer höheren Anzahl von Kindern. Das Familiengefühl in Patchwork-Familien verstärkt sich signifikant durch eine Heirat

und vor allem durch das Annehmen eines gemeinsamen Familiennamens und steht mit der Distanzierung vom externen Elternteil in Zusammenhang, wie sich gezeigt hat.

Ein anderer Aspekt ist, dass auch die Abhängigkeiten in Partnerschaften von Patchwork-Familien nicht so stark sind, wie sie sich in Kernfamilien darstellen, da sie egalitärer sind. So sind Frauen in Patchwork-Familien im höheren Ausmaß erwerbstätig als Frauen in Kernfamilien und damit meist wirtschaftlich unabhängiger vom Partner, und sie haben bereits die Erfahrung gemacht, dass sie mit den Kindern auch ohne Partner zurechtkommen können. Auch dies könnte eine der Ursachen für eine höhere Trennungsneigung sein, wenn der Partner bzw. die Partnerin nicht den Vorstellungen und Erwartungen entspricht oder der erste Zauber der Beziehung verflogen ist.

Insgesamt bestätigte sich damit der Befund, dass die Partnerschaften in Patchwork-Familien instabiler sind und auch die von Bien (2002) zitierten Ursachen für ein höheres Trennungsrisiko in Patchwork-Familien.

Wird die familiäre Arbeit in den Partnerschaften der in Patchwork-Familien Lebenden egalitärer verteilt?

Eckhard (2002) stellte fest, dass Familien mit sozialen Kindern im Vergleich zu Kernfamilien verstärkt zu nicht-traditionalen Formen familialer Arbeitsteilung tendieren. Es kommt seltener zu einer Doppelbelastung der Frau und häufiger zu einer Doppelbelastung des Mannes. Der Anteil an egalitärer Arbeitsteilung ist doppelt so hoch wie in Kernfamilien.

In der vorliegenden Studie kommen wir zum selben Ergebnis. Tatsächlich kommt es in Patchwork-Familien zu einer Enttraditionalisierung der familialen Arbeitsteilung und zwar insofern, als sich die Verteilung nach dem Prinzip der Leiblichkeit des Kindes richtet, unabhängig vom Geschlecht des Elternteils. So sind auch soziale Mütter für die Kinder des Partners viel weniger verantwortlich. Dies sehen sowohl die leiblichen Väter, als auch die sozialen Mütter selbst so. Die leiblichen Väter übernehmen wiederum für ihre Kinder aus einer früheren Beziehung selbst die Hauptverantwortung, entgegen den gängigen Rollenklischees. Einzig bei den Bereichen Kinderbetreuung und finanzielle Versorgung zeigen sich Tendenzen, der traditionellen Verteilung etwas mehr zu entsprechen.

Bezüglich der gemeinsamen Kinder in Patchwork-Familien zeigt sich aber das gleiche traditionelle Bild der kindspezifischen Verantwortlichkeiten, wie sie Kernfamilien für ihre Kinder aufweisen.

Ist das zeitliche Engagement gegenüber sozialen Kindern geringer und die Beziehung zu ihnen weniger positiv als gegenüber leiblichen Kindern?

Ausgehend von den Ergebnissen von Hofferth und Anderson (2003), die feststellten, dass soziale Väter weniger Zeit mit den Kindern verbringen als biologische Väter und weniger positives väterliches Verhalten zeigen, wurde innerhalb der Studie der Frage nachgegangen, inwieweit sich das Engagement und die Beziehung von leiblichen und sozialen Elternteilen den Kindern gegenüber unterscheiden.

Die Ergebnisse der vorliegenden Studie dazu sind, dass die sozialen Eltern-Kind-Beziehungen aus der Sicht der sozialen Elternteile zu einem hohen Anteil distanziert und konfliktreicher sind als zu den leiblichen Kindern. Die Konflikte werden aber überwiegend nicht di-

rekt mit dem Kind ausgetragen, sondern bevorzugt an den Partner oder die Partnerin, also den leiblichen Elternteil des Kindes, delegiert.

Die Qualität der Beziehung zu den Kindern ist bei Müttern viel stärker an die Leiblichkeit des Kindes gebunden als bei Vätern. Mütter machen einen weit stärkeren Unterschied als soziale Väter zwischen den Kindertypen, sowohl was ihr zeitliches Engagement, ihre Verantwortung für diese als auch die emotionale Nähe und Auseinandersetzungsbereitschaft betrifft. Soziale Väter zeigen zwar ähnliche Unterschiede, sie sind aber viel geringer ausgeprägt.

Dies muss aber vor allem auch im Verhältnis dazu gesehen werden, dass Väter allgemein weniger Zeit mit den Kindern verbringen, ihnen emotional weniger nah sind und aus diesen Gründen auch weniger Konflikte mit ihnen haben als Mütter. Wobei sie in Konflikten mit dem sozialen Kind häufig denselben Mechanismus des Delegierens an den Tag legen, wie soziale Mütter. Auch muss in Betracht gezogen werden, dass die sozialen Väter die Angaben bezüglich ihres zeitlichen Engagements und ihrer emotionalen Nähe zum sozialen Kind möglicherweise etwas positiver darstellen, als sie es in der Realität sind. Denn Ritzenfeldt (1998) stellte in ihrer qualitativen Studie fest, dass sich die Kinder in ihrer Beziehung zum sozialen Vater tendenziell emotional distanzierter einschätzen, als dieser die Beziehung zum Kind beurteilt. Die sozialen Väter sahen sich selbst dem Kind wesentlich näher als den leiblichen Vater, aber die Sicht der Kinder verhielt sich genau umgekehrt (vgl. Ritzenfeldt 1998: 114–118).

Zusammengefasst bestätigte sich, dass die Beziehungen zu den sozialen Kindern mit weniger zeitlichem Engagement verbunden sind und sich weniger positiv gestalten als zu den leiblichen Kindern, wobei Mütter viel stärkere Unterschiede zwischen leiblichen Kindern und sozialen Kindern machen als soziale Väter.

Haben soziale Mütter mehr Probleme, sich in das Familiensystem zu integrieren als soziale Väter?

Deutlich hat sich in der vorliegenden Studie auch das vielfach in der Literatur beschriebene Phänomen erwiesen, dass soziale Mütter deutlich mehr Probleme haben, sich gut in die Patchwork-Familie zu integrieren, als soziale Väter. Soziale Mütter fühlen sich innerhalb von Patchwork-Familien häufig in Konkurrenz mit den Kindern des Partners und auch den leiblichen Müttern der Kinder. Sie geben öfter an, dass es ihnen lieber wäre, der Partner hätte keine Kinder aus der früheren Beziehung mitgebracht. Sie haben häufiger als soziale Väter den Eindruck, zwar Pflichten aber keine Rechte zu haben. Und soziale Mütter haben einen sehr hohen Kinderwunsch, wenn sie noch kein eigenes leibliches Kind haben.

Ein wesentlicher Grund für die größeren Schwierigkeiten, sich als soziale Mutter in die Familie zu integrieren, könnte sein, dass die Rahmenbedingungen für die Beziehung zu den Kindern für soziale Mütter und soziale Väter sehr unterschiedlich sind. In den meisten Patchwork-Familien, in die Väter ihre leiblichen Kinder aus einer früheren Beziehung mitbringen, sind die sozialen Mütter vom zeitlichen Ausmaß her weit weniger mit den Kindern des Partners konfrontiert, als es für die sozialen Väter umgekehrt in ihren Patchwork-Familien der Fall ist. Diese erreichen meist das zeitliche Ausmaß an aktiver Zeit, auf das auch die leiblichen Väter mit ihren gemeinsamen Kindern kommen, und können damit auch eine stabilere Beziehung zum Kind herstellen, als viele der sozialen Mütter.

Hinzu kommt als weiterer tragender Faktor der gesellschaftliche Muttermythos. Dieser besagt, dass leibliche Mütter, weil sie die Kinder gebären und nähren, mit einer naturhaften Mutterliebe ausgestattet sind (vgl. Badinter 1981). Leibliche Mütter werden damit auf ein Po-

dest gehoben, aber gleichzeitig als primäre unersetzbare Bezugspersonen für die Kinder eng an diese gebunden. Damit wird es für soziale Mütter schwer, an ihre Stelle zu treten oder auch nur parallel zu der leiblichen Mutter die Rolle gut auszufüllen. Soziale Mütter treten also unvermeidlich in Konkurrenz zur leiblichen Mutter. Konkurrenz besteht aber auch im Verhältnis zu den Kindern, die ihren Vater nur selten sehen. Am problematischsten stellt sich dies für soziale Mütter in einfachen Patchwork-Familien ohne gemeinsames Kind dar, in dieser Familienform wurde der höchste Wert für ein konkurrierendes Verhältnis gefunden, während dieses in den anderen Patchwork-Familienformen, in denen sie ja selbst ein leibliches Kind haben, deutlich reduziert ist.

Auch Visher und Visher (1995), die die einzelnen Elternrollen verglichen, kamen zum Ergebnis, das die Position eines sozialen Vaters ohne eigene Kinder eine ganz andere ist als die von sozialen Müttern ohne eigene Kinder. Soziale Mütter ohne eigene Kinder haben, verglichen mit sozialen Müttern, die auch eigene Kinder oder nur leibliche Kinder haben, die meisten Probleme in ihrer Position. Soziale Väter ohne eigene Kinder haben hingegen die wenigsten Probleme. Aber soziale Väter mit eigenen Kindern, von denen sie aber getrennt leben, entwickeln oft starke Schuldgefühle gegenüber den eigenen leiblichen Kindern aus einer früheren Beziehung, weil sie diese seltener sehen als die Kinder der Partnerin. Daher schränken sie ihr Engagement gegenüber den sozialen Kindern ein (vgl. Visher/Visher 1995: 91ff.).

Dieser Befund von Visher & Visher deckt sich mit einem weiteren Ergebnis der vorliegenden Studie. Denn es zeigte sich die Tendenz, dass sich soziale Elternteile in kombinierte Patchwork-Familienformen, in denen beide Elternteile ja sowohl leiblicher als auch sozialer Elternteil sind, am wenigsten gut integrieren können und dies in diesem Fall für Männer stärker zutrifft als für Frauen.

Die Frage, ob soziale Mütter mehr Schwierigkeiten haben als soziale Väter, sich in das Patchwork-Familiensystem zu integrieren, muss also differenziert beantwortet werden. Soziale Mütter ohne eigenes leibliches Kind haben am meisten Probleme, sich zu integrieren, sie sind verstärkt in einer konkurrierenden Position, während soziale Väter ohne eigene Kinder am wenigsten Probleme haben, sich in das Familiensystem zu integrieren. Elternteile in kombinierten Patchwork-Familien haben hingegen allgemein stärkere Probleme, sich zu integrieren; dies trifft stärker auf die Väter zu, da sie häufiger an Schuldgefühlen gegenüber ihren Kindern aus einer früheren Beziehung leiden, mit denen sie weniger in Kontakt sind als mit den Kindern der Partnerin.

Wann und wodurch entsteht in Patchwork-Familien ein Familiengefühl?

Als einflussreichen Faktor auf das Klima in Patchwork-Familien identifizierten Röhr-Sendlmeier und Greubel (2004) die Zeit des Zusammenlebens als Familie. Weitere Faktoren sind ein gemeinsamer Familienname und die Existenz gemeinsamer Kinder. Als Einflussfaktor für das Zusammengehörigkeitsgefühl erwies sich auch die Dauer des Alleinlebens mit dem Kind vor Gründung der Patchwork-Familie. Personen, die länger als zwei Jahre alleinerziehend gelebt hatten empfanden ein geringeres Familienzusammengehörigkeitsgefühl. Golish (2003) fand in ihrer Studie unter anderem, dass starke Patchwork-Familien das Gefühl haben, gemeinsam „an einem Strang zu ziehen“, miteinander Zeit verbringen, Rituale entwickeln und sich direkt Zuneigung zeigen.

Die Ergebnisse der vorliegenden Studie bestätigen weitgehend die Befunde von Sendlmeier und Greubel (2004) und gehen noch ein wenig darüber hinaus. So liegt uns hier auch der Vergleich der Familienformen vor.

In Kernfamilien Lebende weisen ein hochsignifikant stärkeres Gefühl der Familienverbundenheit auf als in Patchwork-Familien Lebende. Wenn es gemeinsame Kinder in einfachen Patchwork-Familie gibt, dann nähert sich die Familienverbundenheit derjenigen von Kernfamilien an. Dies gilt aber nicht im selben Ausmaß für kombinierte Patchwork-Familien mit gemeinsamem Kind. Dies könnte damit zu tun haben, dass es schwieriger ist, ein neues Familiensystem zu bilden, wenn beide Partner Kinder in die Beziehung mitbringen.

Bezüglich der Dauer des Zusammenlebens als Prediktor für das Gefühl von Familienverbundenheit zeigte sich, dass Kernfamilien unabhängig von der bisherigen Dauer ein starkes Gefühl der Verbundenheit als Familie aufweisen, während in Patchwork-Familien Lebende mindestens fünf Jahre benötigen, bis sich das Gefühl der Verbundenheit als Familie signifikant verstärkt, und es scheint auch nicht so stabil zu sein, denn bei einer Beziehungsdauer von etwa zehn Jahren nimmt es wieder ab.

Die Stärke der Familienverbundenheit steht auch signifikant mit der Institution der Ehe und der Entscheidung, einen gemeinsamen Familiennamen zu tragen in Verbindung. Für in Kernfamilien Lebende ist die Familienverbundenheit immer gleich stark ausgeprägt, unabhängig davon, ob sie nun verheiratet sind oder nicht und auch davon, ob sie einen gemeinsamen Familiennamen tragen oder nicht. Bei in Patchwork-Familien Lebenden sind die Ehe und das Annehmen eines gemeinsamen Namens hingegen von starker Bedeutung für das Gefühl der Familienverbundenheit. Der gemeinsame Name ist hier von entscheidenderer Bedeutung. Dies trifft für beide Geschlechter zu, aber Frauen empfinden viel weniger Verbundenheit, wenn sie keinen gemeinsamen Familiennamen mit dem Partner haben, während dies für die Männer weniger Unterschied macht.

Weiterhin zeigten sich auch Zusammenhänge zwischen der Familienverbundenheit und dem Kontaktausmaß zum externen Elternteil. Je weniger Kontakt zum externen Elternteil besteht, umso stärker wird das Gefühl der Familienverbundenheit. Ein Erklärungsansatz dafür könnte sein, dass die Kernfamilie als gesellschaftliches Ideal so stark verinnerlicht ist, dass sich in Patchwork-Familien Lebende erst dann als „Familie“ fühlen, wenn das System „Normalfamilie“ wieder einigermaßen hergestellt ist, indem der externe Elternteile „ausgeblendet“ wird oder sich selbst zurückzieht.

Mit der Dauer des Alleinerziehens, bevor die neue Partnerschaft eingegangen wurde, fanden sich allerdings weder in Bezug auf das Familiengefühl, noch auf das Gelingen der Integration des sozialen Elternteils in die Familie eindeutige Zusammenhänge. Dieses Ergebnis steht dem Befund von Sendlmeier und Greubel (2004) entgegen.

Sind Patchwork-Familien belasteter?

Bezüglich der längerfristigen familiären Belastungen erweisen sich Patchwork-Familien als belasteter. Sie haben häufiger mit multiplen Belastungen zurechtzukommen als Kernfamilien.

Der Anteil der psychischen Probleme in den Patchwork-Familien ist fast doppelt so hoch und wurde von rund einem Viertel der in Patchwork-Familien Lebenden angegeben. Auch sind Arbeitslosigkeit oder Trauer um den Verlust eines nahen Angehörigen signifikant häufiger in Patchwork-Familien ein Thema. Ein Teil zeigt sich auch noch durch Scheidungskonflikte belastet. Zudem nennt ein höherer Anteil finanzielle Probleme. Die in Patchwork-Familien Lebenden nehmen aber auch häufiger fachliche Hilfe in Anspruch. Dies zeigt, dass einerseits Unterstützungsbedarf besteht und andererseits auch die Bereitschaft besteht, Hilfe anzunehmen.

Noch einmal kurz zusammengefasst, sind die Hauptergebnisse der vorliegenden Studie folgende:

- Paarbeziehungen in Patchwork-Familien sind vulnerabler als Paarbeziehungen in Kernfamilien und daher instabiler. Elternteile in Patchwork-Familien denken signifikant häufiger an eine Trennung vom Partner bzw. der Partnerin, und dies weitgehend unabhängig von der Dauer der bisherigen Beziehung.
- Die Beziehungen der sozialen Mütter zu den Kindern sind distanzierter und konfliktreicher. Soziale Mütter unterscheiden sich hochsignifikant von leiblichen Müttern in Bezug auf ihre Eltern-Kind-Beziehung, aber auch von sozialen Vätern hinsichtlich ihrer Beziehungen zu den sozialen Kindern.
- Mit sozialen Kindern wird weniger Zeit aktiv verbracht als mit leiblichen Kindern. Dies betrifft die soziale Mutter-Kind-Beziehung stärker als die soziale Vater-Kind-Beziehung.
- Patchwork-Familien stellen egalitärere Familiensysteme in Bezug auf die Verteilung der Verantwortung für die familialen Belange dar als Kernfamilien. Die Verantwortung für gemeinsame Kinder wird aber sowohl in Kernfamilien als auch in Patchwork-Familien traditionell verteilt.
- Soziale Mütter haben mehr Probleme, sich in Patchwork-Familien zu integrieren als soziale Väter.
- Am schwierigsten ist es für Elternteile, sich in kombinierte Patchwork-Familien zu integrieren. Dies trifft aber vor allem für die Väter zu.
- Ein Familiengefühl entsteht in Patchwork-Familien oft erst nach einigen Jahren und ist stark an den Werten und Merkmalen der „Normalfamilie“ orientiert.
- Die Partnerschaften in Patchwork-Familien sind inhaltlich durch andere Themen stärker belastet als die Partnerschaften in Kernfamilien.
- Patchwork-Familien sind stärker von multiplen längerfristigen familiären Belastungen betroffen als Kernfamilien, suchen sich aber auch mehr fachliche Hilfe.
- Bei der Erhebung der allgemeinen Einstellung zu Patchwork-Familien zeigte sich dass, in Patchwork-Familien Lebende dem sozialen Elternteil gegenüber weniger „liberal“ eingestellt sind als in Kernfamilien Lebende, aber die Patchwork-Familien förderlicher für die Kinder wahrnehmen, als in Kernfamilien Lebende dies sehen.

Die gesteckten Forschungsziele konnten weitgehend erreicht werden. Die Ergebnisse der vorliegenden Studie stehen überwiegend im Einklang mit den Ergebnissen anderer Studien zum Thema Patchwork-Familien, teilweise widersprechen sie diesen in Teilergebnissen und manche der Ergebnisse stellen neue interessante Erkenntnisse dar. Insofern hat sich aber auch bewiesen, dass es praktikabel ist, in diesem Bereich Onlineforschung zu betreiben.

So konnten Fragen hinsichtlich der Eltern-Kind-Beziehungen in Patchwork-Familien vertiefend beantwortet werden, und dies bietet wichtige Ansatzpunkte für die präventive Arbeit in

der Elternbildung, aber auch für nötige Interventionen in der Beratung. So scheint es sinnvoll, vor allem sozialen Müttern ein entsprechendes Angebot bereitzustellen.

Aus welchen Gründen Partnerschaften in Patchwork-Familien instabiler sind, lässt sich nicht endgültig klären, verschiedene Faktoren scheinen hier gleichzeitig wirksam zu sein. In jedem Fall spielt hier die Vorerfahrung des Zerbrechens der Erstfamilie eine Rolle, möglicherweise ist auch ein gewisser Prozentsatz von Personen vulnerabler bezüglich der Partnerschafts-stabilität, und in Folgefamilien konzentriert sich dieser Anteil. Zudem ist der Prozess, sich als Patchwork-Familie gut zu konstellieren, meist ein langwieriger, der auch gewissen Gesetzmäßigkeiten folgt und nicht erzwungen werden kann, also Geduld und Auseinandersetzungsbereitschaft erfordert.

Patchwork-Familien haben sich auch als belasteter erwiesen. Es existieren mehr finanzielle Probleme und multiple längerfristige Belastungen. Sehr häufig werden psychische Probleme angeführt. Dies alles weist auf einen erhöhten Unterstützungsbedarf in Form von Information und Beratung für Patchwork-Familien hin.

Denn tatsächlich funktionieren Patchwork-Familien anders und stellen eine Minderheit gegenüber einer gesellschaftlich stark verinnerlichten Norm dar. Gerade wenn man mit einer neuen Partnerschaft sehr stark die Hoffnung verknüpft, die „kaputtgegangene Familie“ wieder zu reparieren, wird man Schwierigkeiten haben, anzuerkennen, dass dies eben nicht möglich ist. Kein Mensch lässt sich durch einen anderen ersetzen, und so auch nicht ein Elternteil durch einen neuen oder ein Partner durch einen anderen. Es besteht aber die Möglichkeit, sich darauf einzulassen, neue Beziehungen einzugehen, die wiederum einzigartig sind. Die Verbindung zwischen sozialen Elternteilen und den Kindern ist eine andere als die in leiblichen Eltern-Kind-Beziehungen. Keine bessere oder schlechtere, sondern eine andere. Und auch die Patchwork-Familie als Folgefamilie ist eine andere, aber durchaus eine mit der Option, dass sie eine besser funktionierende und achtsamere sein kann, als die vorhergehende.

Literaturverzeichnis

- Amesberger, Helga; Dimitz, Erich; Finder, Ruth; Schiffbänker, Helene; Wetzel, Petra (2001): Alleinerzieherinnen in Wien. Studie der Arbeiterkammer Wien. Wien.
- Badinter, Elisabeth (1984): Die Mutterliebe: Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute: München.
- Baierl, Andreas (2009): LAT-Partnerschaften. In: Buber, Isabella; Neuwirth, Norbert (Hg.): Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGS)“ 2008/09. Wien, S. 25.
- Baierl, Andreas (2009): Erste Partnerschaften. In: Buber, Isabella; Neuwirth, Norbert (Hg.): Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGS)“ 2008/09. Wien, S. 23.
- Becker, Arránz Oliver (2008): Was hält Partnerschaften zusammen? Psychologische und soziologische Erklärungsansätze zum Erfolg von Paarbeziehungen. Wiesbaden.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2000): Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen. München.
- Beckh, Katharina; Walper, Sabine (2002): Stiefkinder und ihre Beziehung zu den Eltern: Ein Fokus auf die Rolle von leiblichem und Stiefvater. In: Bien, Walter; Hartl, Angela; Teubner, Markus (Hg.): Stieffamilien in Deutschland: Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt, Opladen, S. 201.
- Bernstein, Anne C. (1999): Reconstructing the Brothers Grimm: New tales for stepfamily life. In: Family process, Jg. 38, H. 4, S. 415–429.
- Bertram, Hans (Hg.) (1991): Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensform (DJI-Familien-Survey, 1). Opladen.
- Bien, Walter; Hartl, Angela; Teubner, Markus (Hg.) (2002): Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt (DJI-Familien-Survey, 10). Opladen.
- Buber, Isabella; Fliegenschnee, Katrin (2009): Die Entscheidung für oder gegen ein Kind – ökonomische und individuelle Aspekte. In: Buber, Isabella; Neuwirth, Norbert (Hg.): Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGS)“ 2008/09. Wien, S. 29.
- Buber, Isabella; Neuwirth, Norbert (Hg.) (2009): Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGS)“ 2008/09. Unter Mitarbeit von Florian Pauer, Werner Richter und Ani Minassian et al. Wien.
- Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie (Hg.) (1999): Österreichischer Familienbericht 1999. Zur Situation von Familie und Familienpolitik in Österreich. Wien (1).
- Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (Hg.) (2010): 5. Familienbericht 1999–2009. Die Familie an der Wende zum 21. Jahrhundert. 2 Bände. Wien (1).
- Butz, Peter; Boehnke, Klaus (2002): Problemverhalten im Kontext familiärer Veränderung durch Trennung und neue Partnerschaft der Eltern. In: Walper, Sabine; Schwarz, Beate (Hg.): Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien (Materialien). 2. Aufl. Weinheim, S. 171–189.
- Bzostek, Sharon H. (2008): Social Fathers and Child Well Being. In: Journal of Marriage and Family, Jg. 70, H. 4, S. 950–961.
- Chester, Robert (1995): Lone Parents in Europe. In: van der Avort, Arno; Hoog, Kees de; Kalle, Pieter (Hg.): Single parent families. Den Haag, S. 146–154.
- Dörfler, Sonja (2004): Die Wirksamkeit von Arbeitsbedingungen zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Erwerb. Teil I: Arbeitszeit und Arbeitsort (ÖIF-Working paper, 36). Wien.
- Dörfler, Sonja; Krenn, Benedikt (2005): Kinderbeihilfenpakete im internationalen Vergleich. Monetäre Transferleistungen und Steuersysteme im Bereich der Familienförderung in Österreich, Deutschland, Norwegen und Schweden (ÖIF-Working paper, 52). Wien.
- Döring, Gert H. (2002): Soziale Vaterschaft in Stieffamilien. Imaginationen von reifendem Glück. Regensburg.
- Dunn, Judy; Cheng, Helen; O'Connor, Thomas G.; Bridges, Laura (2004): Children's perspectives on their relationships with their nonresident fathers: influences, outcomes and implications. In: Journal of Child Psychology and Psychiatry, Jg. 45, H. 3, S. 553–566.
- Eckhard, Jan (2002): Arbeitsteilung in Stieffamilien. In: KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 54, H. 4, S. 714–732.

- FamZ: Zum Thema: Obsorge der Stiefeltern für Ihre Stiefkinder? Ein Fachgespräch mit SC Hin.-Prof. Dr. Gerhard Hopf. In: Interdisziplinäre Zeitschrift für Familienrecht, Jg. 2007, H. 2, S. 112–114.
- Figdor, Helmuth (1991): Kinder aus geschiedenen Ehen. Ostfildern.
- Figdor, Helmuth (2007): Scheidungskinder – Wege der Hilfe (Psychoanalytische Pädagogik, 3). 6. Aufl. Gießen.
- Flouri, Eirini (2008): Fathering and adolescents' psychological adjustment: the role of fathers' involvement, residence and biology status. In: Child: care, health and development, Jg. 34, H. 2, S. 152–161.
- Friedl, Ingrid (1991): Leben in Stieffamilien: Familiendynamik und Alltagsbewältigung in neuen Familienkonstellationen. Weinheim.
- Fthenakis, Wassilios E. u.a. (1999): Engagierte Vaterschaft. In: Die sanfte Revolution in der Familie, Opladen.
- Fthenakis, Wassilios E. (1985): Zur Vater-Kind-Beziehung in verschiedenen Familienstrukturen. München/Baltimore.
- Geserick, Christine (2009): Bleiben oder gehen? – Junge Erwachsene im Elternhaushalt. In: Buber, Isabella; Neuwirth, Norbert (Hg.): Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGS)“ 2008/09. Wien, S. 22.
- Golish, Tamara D. (2003): Stepfamily communication strengths: Understanding the ties that bind= Les forces de la communication en famille recomposée: comprendre les liens qui attachent. In: Human Communication Research, Jg. 29, H. 1, S. 41–80.
- Haidvogel, Andrea (2007): Die „Patchworkfamilie“ nach österreichischem Recht. Ausgewählte zivilrechtliche Aspekte zur Situation von Stiefeltern. In: Interdisziplinäre Zeitschrift für Familienrecht, Jg. 2, H. 2, S. 109–112.
- Halford, Kim; Nicholson, Jan; Sanders, Matthew (2007): Couple communication in stepfamilies. In: Family process, Jg. 46, H. 4, S. 471–483.
- Haller, Max; Höllinger, Franz; Pinter, Annemarie; Rainer, Birgit (1998): Gewalt in der Familie. Ergebnisse einer soziologischen Studie in Zusammenarbeit mit Sozialeinrichtungen, Polizei und Gericht. Arbeitsgemeinschaft für Sozialforschung und Sozialplanung Steiermark(5). Graz.
- Hammer, Veronika (2002): Alleinerziehende im Gender-Diskurs – Unterschiede oder Gemeinsamkeiten bei Müttern und Vätern? In: Zeitschrift für Familienforschung. Beiträge zu Haushalt, Verwandtschaft und Lebenslauf, Jg. 14., H. 2, S. 194–207.
- Hartl, Angela (2002): Zur Lebenssituation von Stiefkindern. In: Bien, Walter; Hartl, Angela; Teubner, Markus (Hg.): Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt (DJI-Familien-Survey, 10). Opladen, S. 147–197.
- Heekerens, Hans-Peter (1998): Der alleinstehende Vater und seine Familie – Eine Näherung aus demographischer Sicht. In: Familiendynamik. Interdisziplinäre Zeitschrift für systemorientierte Praxis und Forschung, Jg. 23., H. 3, S. 266–289.
- Heinz, Margit; Pobernel, Patrizia (2002): Lebenswelten von Alleinerziehenden. Graz.
- Hetherington, E. Mavis (1987): Family Relations six years after divorce. In: Kai Pasley/Marilyn Ihinger-Tallman: Remarriage and Stepparenting. Current Research and Theory. New York, p. 185-205
- Hofferth, Sandra L.; Anderson, Kermyt G. (2003): Are all dads equal? Biology versus marriage as a basis for paternal investment. In: Journal of Marriage and Family, Jg. 65, H. 1, S. 213–232.
- Kaufmann, Franz-Xaver; Kuijsten, Anton; Schulze, Hans-Joachim et al. (Hg.) (2002): Family life and family policies in Europe. Volume 2 - Problems and Issues in Comparative Perspective (Family life and family policies in Europe, 2). Oxford u. a.
- Klein, Thomas; Eckhard, Jan (2004): Fertilität in Stieffamilien. In: KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 56, H. 1, S. 71–94.
- Klepp, Doris; Buchebner-Ferstl, Sabine; Kaindl, Markus (2009): Eltern zwischen Anspruch und Überforderung. Erziehungswerte und Erziehungsverhalten im Kontext der Lebensbedingungen von Familien (Familienforschung, Schriftenreihe des Österreichischen Instituts für Familienforschung (ÖIF) SR ;19). Opladen.
- Klepp, Doris; Krenn, Benedikt (2006): Allein erziehende Väter in Österreich. Eine qualitative sozialwissenschaftliche Studie zur Konzeptionierung und Realisierung allein erziehender Vaterschaft. Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz.
- Krähenbühl, Verena; Jellouschek, Hans; Kohaus-Jellouschek, Margret; Weber, Roland (2007): Stieffamilien. Struktur – Entwicklung – Therapie. 6., aktual. Aufl. Freiburg im Breisgau.

- Krüger, Dorothea; Micus, Christiane (1999): Diskriminiert? Privilegiert? Die heterogene Lebenssituation Alleinerziehender im Spiegel neuer Forschungsergebnisse und aktueller Daten (ifb-Materialien). Bamberg, S. 1-99.
- Kytir, Josef (2007): „Patchworkfamilien“: Demografische Trends und familienstatistische Aspekte. In: Interdisziplinäre Zeitschrift für Familienrecht, H. 2, S. 107–126.
- Levin, Irene (2004): Living apart together: A new family form. In: Current Sociology, Jg. 52, H. 2, S. 223.
- Lutz, Wolfgang; Buber, Isabella (2009): Ideale Kinderzahl. In: Buber, Isabella; Neuwirth, Norbert (Hg.): Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGS)“ 2008/09. Wien, S. 15.
- Markefka, Manfred (Hg.) (1993): Handbuch der Kindheitsforschung. Neuwied.
- Mazal, Wolfgang (Hg.) (2010): Familie und Religion. Aktuelle Beiträge aus der interdisziplinären Familienforschung. Unter Mitarbeit von Christine Geserick (Familienforschung, 22). Opladen.
- Miko, Katharina (2007): Mit Kind und Kegel – der Übergang von Kernfamilie zu Stieffamilie und wieder zurück: Konstruktion von Familie unter besonderer Berücksichtigung der homosexuellen Stieffamilie. Dissertation.
- Napp-Peters, Anneke (1995): Familien nach der Scheidung. 1. Aufl. München.
- Nauck, Bernhard (1991): Familien und Betreuungssituation im Lebenslauf von Kindern. In: Bertram, Hans (Hg.): Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensform (DJI-Familien-Survey, 1). Opladen, S. 389–482.
- Nauck, Bernhard (1993): Sozialstrukturelle Differenzierung der Lebensbedingungen von Kindern in West- und Ostdeutschland. In: Markefka, Manfred (Hg.): Handbuch der Kindheitsforschung. Neuwied, S. 143–163.
- Nave-Herz, Rosemarie (1994): Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. Darmstadt.
- Nave-Herz, Rosemarie (2004): Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde. 1. Aufl. Weinheim.
- Neuwirth, Norbert (2009): Zufriedenheit in der Partnerschaft und Partnerschaftsstabilität. In: Buber, Isabella; Neuwirth, Norbert (Hg.): Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGS)“ 2008/09. Wien, S. 20–21.
- Neuwirth, Norbert (2009): Kinderwunsch in Österreich, Frankreich und Deutschland. In: Buber, Isabella; Neuwirth, Norbert (Hg.): Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGS)“ 2008/09. Wien, S. 12–13.
- Neuwirth, Norbert; Baierl, Andreas; Kaindl, Markus; Rille-Pfeiffer, Christiane; Wernhart, Georg (2010): Kinderwunsch in Österreich. Umfang, Struktur und wesentliche Determinanten. Eine Analyse anhand des Generations and Gender Programme (GGP). ÖIF (ÖIF Forschungsberichte, 5). Wien.
- Niepel, Gabriele (1994): Alleinerziehende. Abschied von einem Klischee. Opladen.
- Perelli-Harris, Brienna: Nonmarital Childbearing in Comparative Perspective. BEANTRAGTES FORSCHUNGSPROJEKT. Unter Mitarbeit von Michaela Kreyenfeld, Wendy Sigle-Rushton und Renske Keizer et al. MPIDR.
- Peuckert, Rüdiger (2005): Familienformen im sozialen Wandel. 6. Aufl. Wiesbaden.
- Regierungsprogramm für die XXIV. Gesetzgebungsperiode (2008-2013). Online verfügbar unter <http://www.austria.gv.at/DocView.axd?CobId=32966>.
- Reichle, Barbara; Werneck Harald (1999): Übergang zur Elternschaft. Aktuelle Studien zur Bewältigung eines unterschätzten Lebensereignisses (Der Mensch als soziales und personales Wesen). Stuttgart.
- Ritzenfeldt, Sigrun (1998): Kinder mit Stiefvätern. Familienbeziehungen und Familienstruktur in Stiefvaterfamilien. Weinheim.
- Röhr-Sendlmeier, Una M.; Greubel, Stefanie (2004): Die Alltagssituation von Kindern in Stieffamilien und Kernfamilien im Vergleich. In: Zeitschrift für Familienforschung, Jg. 16, S. 56–71.
- Schipfer, Rudolf Karl; Neuwirth, Norbert; Kaindl, Markus (2010): Familien in Zahlen. Statistische Informationen zu Familien in Österreich. Wien.
- Schneider, Kerstin (2002): Familie im Wandel unter besonderer Berücksichtigung der Ein-Eltern-Familie. Mainz.
- Schneider, Norbert F. (2001): Pluralisierung der Lebensformen. In: Zeitschrift für Familienforschung, Jg. 13, H. 2, S. 85–90.

- Schneider, Norbert F.; Krüger, Dorothea; Lasch, Vera; Limmer, Ruth; Matthias-Bleck, Heike (2001): Alleinerziehen. Vielfalt und Dynamik einer Lebensform. Weinheim.
- Schuster, Julia; Buber, Isabella (2010): Generations and Gender Survey: Familienentwicklung in Österreich (Welle 1). Gewichtete Häufigkeitsauszählungen. Herausgegeben von VID (VID Forschungsbericht, 33). Wien.
- Sieder, Reinhard; Stierlin, Helm (2008): Patchworks – das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder. Stuttgart.
- Sobotka, Tomás; Buber, Isabella (2009): Kinderlosigkeit. In: Buber, Isabella; Neuwirth, Norbert (Hg.): Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGS)“ 2008/09. Wien, S. 11.
- Statistik Austria (Hg.) (2008): Demographisches Jahrbuch 2007. Wien.
- Statistik Austria (Hg.) (2009a): Familien- und Haushaltsstatistik 2008. Ergebnisse des Mikrozensus. Wien.
- Statistik Austria (2009b): Ehescheidungen seit 1998 nach ausgewählten Merkmalen. Online verfügbar unter http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/scheidungen/022912.html.
- Statistik Austria (Hg.) (2009c): Demographisches Jahrbuch 2008. Wien.
- Statistik Austria (2009d): Generations and Gender Survey; Familienentwicklung in Österreich; Welle 1 – Generationen und Geschlechterrollen. Gewichtete Häufigkeitsauszählungen. LETZTFASSUNG. Unter Mitarbeit von Klapfer Karin, Josef Kytir und Bauer Adelheid. Herausgegeben von Statistik Austria.
- Steinbach, Anja (2008): Stieffamilien in Deutschland. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Jg. 33, H. 2, S. 153–180.
- Steininger, Brigitta (1996): Mutter-Kind-Familien in Oberösterreich. Lebensbedingungen – Bedürfnisse – Familienkonzepte. Salzburg.
- Stinnett, Nick; DeFrain, John D. (1985): Secrets of strong families. 1st ed. Boston.
- Tazi-Preve, Mariam Irene; Kaindl, Markus; Kapella, Olaf; Klepp, Doris; Krenn, Benedikt; Seyyed-Hashemi, Setare; Tilton, Monica (2007): Väter im Abseits. Zum Kontaktabbruch der Vater-Kind-Beziehung nach Scheidung und Trennung. Wiesbaden.
- Testa, Maria Rita (2010): She wants, he wants: Couple's childbearing desires in Austria. Unveröffentlichtes Manuskript, 2010, Wien.
- Teubner, Markus (2002a): Wie viele Stieffamilien gibt es in Deutschland? In: Bien, Walter; Hartl, Angela; Teubner, Markus (Hg.): Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt (DJI-Familien-Survey, 10). Opladen, S. 23–50.
- Teubner, Markus (2002b): Die wirtschaftliche Lage von Stieffamilien. In: Bien, Walter; Hartl, Angela; Teubner, Markus (Hg.): Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt (DJI-Familien-Survey, 10). Opladen, S. 83–97.
- Teubner, Markus (2002c): Die Erwerbsbeteiligung von Stieffamilien. In: Bien, Walter; Hartl, Angela; Teubner, Markus (Hg.): Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt (DJI-Familien-Survey, 10). Opladen, S. 99–130.
- Tillman, Kathryn H. (2007): Family Structure Pathways and Academic Disadvantage among Adolescents in Stepfamilies*. In: Sociological Inquiry, Jg. 77, H. 3, S. 383–424.
- Torremocha, Isabel Madruga (2002): Lone-parenthood and Social Policies for Lone-parent Families in Europe. In: Kaufmann, Franz-Xaver; Kuijsten, Anton; Schulze, Hans-Joachim; Strohmeier, Klaus Peter (Hg.): Family life and family policies in Europe. Volume 2 – Problems and Issues in Comparative Perspective (Family life and family policies in Europe, 2). Oxford u. a., S. 175–216.
- Traub, Angelika (2005): Neue Liebe in getrennten Haushalten. Zur Bedeutung von Living-apart-together-Partnerschaften für das Wohlbefinden und Stresserleben alleinerziehender Mütter. Univ., Diss. Potsdam, 2003. Berlin.
- Ulich, Michaela; Oberhuemer, Pamela; Soltendieck, Monika (1992): Familienkonzepte von Kindern. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht, Jg. 39, H. 1, S. 17–27.
- van der Avort, Arno; Hoog, Kees de; Kalle, Pieter (Hg.) (1995): Single parent families. Den Haag.
- van der Staay, Adriaan (1995): Single parent families: a social problem? In: van der Avort, Arno; Hoog, Kees de; Kalle, Pieter (Hg.): Single parent families. Den Haag, S. 44–59.
- Visher, Emily B.; Visher, John S. (1995): Stiefeltern, Stiefkinder und ihre Familien. Probleme und Chancen. 2., neu ausgestattete Ausg. Weinheim.
- Wais, Roswitha (2000): Konturen sozialer Mutterschaft. Wien.

- Walper, Sabine; Gerhard, Anna-Katharina (2002): Konflikte der Eltern, Trennung und neue Partnerschaft. Einflüsse auf die Individuation von Kindern und Jugendlichen in Ostdeutschland. In: Walper, Sabine; Schwarz, Beate (Hg.): Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien. 2. Aufl. (Materialien). Weinheim, S. 143–170.
- Walper, Sabine; Schwarz, Beate (Hg.) (2002): Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien. 2. Aufl. (Materialien). Weinheim.
- Wilk, Liselotte (1998): Chancen und Probleme von Stieffamilien. Linz.
- Wilk, Liselotte (1999): Übergang zu multipler Elternschaft, Gründung von Stieffamilien. In: Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie (Hg.): Österreichischer Familienbericht 1999. Zur Situation von Familie und Familienpolitik in Österreich (1). Wien, S. 292–299.
- Wilk, Liselotte (2002a): Die Gestaltung multipler Vaterschaft in Stieffamilien. In: Walper, Sabine; Schwarz, Beate (Hg.): Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien. 2. Aufl. (Materialien). Weinheim, S. 121–142.
- Wilk, Liselotte (2002b): Stieffamilien in Österreich. In: Bien, Walter; Hartl, Angela; Teubner, Markus (Hg.): Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt (DJI-Familien-Survey, 10). Opladen, S. 245–284.
- Wilk, Liselotte; Zartler, Ulrike (2004): Leben mit Stiefeltern. Wie Kinder sich fühlen und was sie brauchen. 1. Aufl. (Leben mit Kindern). Wien.
- Wodiczka, Ursula (1992): Das Motiv der Stiefmutter in der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Wien.
- Zartler, Ulrike; Beham Martina (2010): Alleinerziehende in Österreich. Lebensbedingungen und Armutsrisiken. Unter Mitarbeit von Kromer Ingrid, Leitgöb Heinz und Christoph Weber et al.
- Zehentner, Maria (2004): Stieffamilie? Wien.

Datenquellen

Das Mikrozensusprogramm wird seit 1968 jährlich von der Statistik Austria durchgeführt und ist seitdem eine der wesentlichsten und größten sozialwissenschaftlichen Stichprobenerhebungen Österreichs. Bei Projektabschluss hat die Statistik Austria die Mikrozensusdaten für die Jahre 1974-2009 auf Basis der Bevölkerungsrückschreibung laut den Volkszählungsergebnissen 1981, 1991 und 2001 neu gewichtet und harmonisiert, wodurch langjährige Untersuchungen – wie die zu Familienformen – erst ermöglicht wurden.

Das ISSP (International Social Survey Programme) wurde vom Zentralarchiv für empirische Sozialforschung, Köln, zusammengestellt, dokumentiert und wird interessierten Forschern kostenlos zur Verfügung gestellt. Das Datenmaterial des ISSP wurde in jedem teilnehmenden Land durch unabhängige Einrichtungen erhoben. Die Finanzierung dieser Erhebungen obliegt den teilnehmenden Ländern. Prof. Dr. Max Haller, Dr. Franz Hoellinger und Dr. Markus Hadler vom Institut für Soziologie der Karl-Franzens-Universität Graz gebührt, als den Urhebern und Erstellern des österreichischen Datensatzes, besondere Anerkennung.

Der österreichische GGS (Generations and Gender Survey) wurde von der Statistik Austria mit der finanziellen Unterstützung des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend durchgeführt, sowie mit weiterer finanzieller Unterstützung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung und des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz. Die Anpassung der internationalen GGS-Vorgaben für Österreich wurde gemeinsam vom Institut für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und dem Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien vorgenommen. Koordiniert wird das österreichische „Generations and Gender Programme“ vom Österreichischen Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien.

Die empirische Sondererhebung „Patchwork-Familien“ wurde am Österreichischen Institut für Familienforschung mittels einer Onlinebefragung generiert. Hierfür wurde von Mag.a Doris Klepp eigens ein standardisierter Fragebogen entwickelt.

Kurzbiografien der Autorinnen und Autoren

(in alphabetischer Reihenfolge)

Dr. Andreas Baierl

Statistiker

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien mit den Schwerpunkten Planung und Analyse empirischer Studien, Kinderbetreuung und Beurteilung von familienpolitischen Maßnahmen. Lehrtätigkeit an der Universität Wien, Mitglied des wissenschaftlichen Beirats zur Evaluierung der ehe- und familienbezogenen Leistungen in Deutschland.

Kontakt: andreas.baierl@oif.ac.at

Mag.a Sonja Dörfler

Soziologin

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien mit den Schwerpunkten Vereinbarkeit von Erwerb und Familie, Kinderbetreuung und Familie und Migration.

Kontakt: sonja.doerfler@oif.ac.at

Mag.a Doris Klepp

Klinische und Gesundheitspsychologin, Dipl. Elternbildnerin. Von 2004 bis 2010 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Österreichischen Instituts für Familienforschung an der Universität Wien mit den Schwerpunkten Elternschaft, Erziehung und neue Familienformen. Seit 2011 freiberuflich in eigener psychologischer Praxis für klinisch-psychologische Diagnostik, Beratung und Behandlung bei partnerschaftlichen, familiären und beruflichen Problemen und psychischen Erkrankungen tätig.

Kontakt: doris.klepp@beziehungswiese.at

Mag. Norbert Neuwirth

Ökonom

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien mit den Schwerpunkten Demografische Entwicklungen, Kinderwunsch, Vereinbarkeit von Erwerb und Familie. Koordinierender Gesamtprojektleiter des Generations and Gender Programme (GGP) für Österreich.

Kontakt: norbert.neuwirth@oif.ac.at

Mag. Georg Wernhart

Ökonom

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien mit den Schwerpunkten sozio-ökonomische Situation von Familien, Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Beziehungen zwischen den Generationen, Geschlechterrollen, (Familien-)Werte und deren Wandel.

Kontakt: georg.wernhart@oif.ac.at

Zuletzt erschienene Forschungsberichte des ÖIF

Kostenfrei erhältlich über die Homepage www.oif.ac.at/publikationen/forschungsberichte/

Mazal Wolfgang (Hrsg.) (2011): Teilzeit. Eine Studie zu betrieblichen Effekten von Teilzeitbeschäftigung. Forschungsbericht Nr. 6/2011

Neuwirth Norbert, Baierl Andreas, Kaindl Markus, Rille-Pfeiffer Christiane, Wernhart Georg (2011): Der Kinderwunsch in Österreich. Umfang, Struktur und wesentliche Determinanten. Forschungsbericht Nr. 5/2011

Neuwirth Norbert, Baierl Andreas, Festl Eva, Wernhart Georg (2010): TATRAS.at – Tax and Transfer Simulator for Austria. Eine Mikrosimulationsplattform zu Reformen der bundesweiten Steuer- und Transferregelungen. Forschungsbericht Nr. 4/2010

Kaindl Markus, Kinn Michael, Klepp Doris, Tazi-Preve Irene Mariam (2010): Tageseltern in Österreich. Rahmenbedingungen, Zufriedenheit und Motive aus Sicht von Eltern und Tageseltern. Forschungsbericht Nr. 3/2010

Rille-Pfeiffer Christiane, Kaindl Markus, Klepp Doris, Fröhlich Elisabeth (2009): Der Übergang zur Dreikind-Familie. Eine qualitative Untersuchung von Paaren mit zwei und drei Kindern. Forschungsbericht Nr. 2/2009

Dörfler Sonja, Rille-Pfeiffer Christiane, Buchegger-Traxler Anita, Kaindl Markus, Klepp Doris, Wernhart Georg (2009): Evaluierung Elternteilzeit. Die Sichtweisen von Eltern, Unternehmen und ExpertInnen zur Neuregelung der Elternteilzeit. Forschungsbericht Nr. 1/2009

Dieser Forschungsbericht wurde mit finanzieller Unterstützung des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend über die Familie & Beruf Management GmbH sowie der Bundesländer Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Vorarlberg und Wien erstellt.

